This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572423 1

Die

Poesie und Beredsamkeit

der Deutschen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

9948

Dargestellt

von

Franz Horn.

Dritter Band.

Berlin 1824,
bei Theod. Joh. Christ. Friedr. Enslin.

Vorrede.

Wenn man einen weiten und schwierigen Weg zurückgelegt und denselben für Andere neu zu erhellen gesucht hat, so ist es wohl natürlich, daß man gern auf ihn zurücksieht, und von den mannigfaltigen Mühen redet, die er kostete, so wie von den Freuden die er gewährte. Indessen scheint es fast ein wenig gefährlich, in solcher besonders fröhlichen und ernst-erregten Stimmung öffentlich zu sprechen, da man leicht ein Wort zu viel sagen kann, das späterhin wegzuwünschen wäre. Dies zu vermeiden, beziehe ich mich hier lediglich auf das Werk selbst und dessen frühere Vorreden, um es von neuem der Prüfung denkender und kenntnißreicher Männer zu empfehlen, ein Wunsch, der nunmehr auch im Conversationsblatt (14. Aug. 1823) und in Hinsicht des zweiten Theils besonders, im Wegweiser zum Abendblatt (3. Sept. 1823) auf eine geistreiche Weise erfüllt worden ist.

Außerdem möge hier noch eine die Ausarbeitung des Buchs selbst betreffende Notiz gegeben werden: — Die aus zwei Theilen bestehende Schrift „die schöne Literatur Deutschlands während des

achtzehnten Jahrhunderts," fand eine so rege Theilnahme, daß ich nach einigen Jahren mich zur Veranstaltung einer zweiten vermehrten Auflage aufgefordert sah. Da ich jedoch längst gefühlt hatte, daß die Beschränkung auf Ein Jahrhundert, selbst bei steter Hinsicht auf das Vergangene, manche Nachtheile mit sich führe, so beschloß ich, ein durchaus neues Buch zu beginnen, da anknüpfend, wo in Beziehung auf die Cultur des neuern Deutschlands allein angeknüpft werden mag: an die unerschöpflich bedeutungsvolle Reformation und ihren größten Helden, Luther. — So entstand dieses Werk, das, in Verbindung mit den früher erschienenen „Umrissen" *), nunmehr ein vollständiges Ganze ausmacht.

Berlin, am 4. März, 1824.

Franz Horn.

---

*) Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, während der Jahre 1790 — 1818. u. f., 2te vermehrte Auflage. gr. 8. Berlin, b. Enslin. 1821. 1 Rthlr. 20 Gr. (Die Nachträge zur 2ten Auflage sind für die Besitzer der ersten Auflage auch besonders abgedruckt. Preis: 8 Gr.)

Der Verleger.

Inhalt des dritten Bandes.

Fünftes Buch (des ganzen Werks).

Friedrich der Große. — Politischer Zustand Deutschlands in Beziehung auf dessen ästhetische Cultur. §. 1. 2.
Gottscheds und seiner Schüler Bestrebungen für das Drama, in Originalen und Uebersetzungen. §. 3 bis 5.
Für das Heldengedicht. Ch. Otto von Schönaich's Arminius. §. 6. 7.
Dessen poetische Krönung. Das neologische Wörterbuch. §. 8.
Wilhelm Daniel Triller. §. 9.
Johann Joachim Schwabe. Stoppe. §. 10.
Samuel Gotthold Lange. §. 11.
Jakob Emanuel Pyra. §. 12.
Naumann. §. 13.
Beredsamkeit in beiden Schulen. §. 14.
Bestrebungen außerhalb der Schulen. §. 15.
Friedrich von Hagedorn. §. 16. 17.
Albrecht von Haller. §. 18. 19.
Karl Friedrich Drollinger. Christian Friedrich Zernitz. Christoph Joseph Sukro. §. 20.
Beredsamkeit. Johann Lorenz von Mosheim. §. 21.
Mascov. — von Bünau. §. 22. 23.
Christoph Friedrich Liscov. §. 24.
Wochen- und Monatsschriften. §. 25 bis 28.
Poesie. Friedrich Gottlieb Klopstock. §. 29 bis 39.
Der unter der Benennung „die Sächsische Schule" bekannte Dichterverein. Karl Christian Gärtner. §. 40.
Nicolaus Dietrich. Giseke. §. 41.
Johann Elias Schlegel. §. 42.
Christian Fürchtegott Gellert. §. 43 bis 45.
Abraham Gotthelf Kästner. §. 46.
Joh. Adolf Schlegel. §. 47. 48.
Andreas Cramer. §. 49.
Gottlieb Wilhelm Rabener. §. 50. 51.
J. F. W. Zachariä. §. 52.
Friedrich von Cronegk. §. 53 bis 55.
Ch. Felix Weiße. §. 56. 57.
Johann Christoph Rost. §. 58.

Johann Arnold Ebert. §. 59.
Ueber das Verhältniß der Dichter dieſes Vereins unter einander. §. 60.
Wirkungen von Eberts Ueberſetzung der Youngſchen Nachtgedanken. Stunden der Einſamkeit. Scherze der lyriſchen Muſe. Mein Vergnügen in Zürich. Betrübte Nachtgedanken. v. Cronegk. §. 61. 62.
Karl Caſimir von Creuz. §. 63. 64.
Neue Richtung des poetiſchen Strebens. Chriſtoph Martin Wieland. §. 65 bis 69.
J. W. L. Gleim. §. 70. 71.
Ewald Chriſtian von Kleiſt. §. 72. 73.
Karl Wilhelm Ramler. §. 74. 75.
Gotthold Ephraim Leſſing. §. 76 bis 84.
Johann Peter Uz. §. 85.
Magnus Gottfried Lichtwer. §. 86.
Salomon Geßner. §. 87.
Anna Louiſe Karſchin. §. 88.
Hans Wilhelm v. Gerſtenberg. §. 89. 90.
Johann Chriſt. Krüger. J. W. v. Brawe. Chriſtlob Mylius. §. 91.
Joh. Friedr. Löwen. §. 92.
Romanus. §. 93.
Joh. Ludw. Huber. Joh. Ph. Lorenz Withof. Johanna Charlotte Unzer. §. 94.
Joh. Jak. Dauſch. §. 95.
Anſichten der Zeit. §. 96.
Joh. Georg Sulzer. §. 97.
Moſes Mendelsſohn. §. 98.
Friedrich Nicolai. §. 99. 100.
Joh. Georg Hamann. §. 101 bis 104.
Thomas Abbt. §. 105.
C. E. L. Hirſchfeld. §. 106.
Joh. Georg Zimmermann. §. 107.
Chriſtian Adolf Klotz. §. 108 bis 110.
Joh. Georg Jacobi. §. 111. 112.
Joh. Gottfried v. Herder. §. 113 bis 121.
Joh. Winkelmann. §. 122.
Joh. Caspar Lavater. §. 123.
Joh. Nicolaus Götz. §. 124.
Karl Friedr. Kretſchmann. §. 125.
Joh. Gottl. Willamov. §. 126.
Michael Denis. Verhältniß der äſthetiſchen Beſtrebungen des katholiſchen Deutſchlands zu denen des proteſtantiſchen. §. 127. 128.
Karl Maſtalier. §. 129.
Stephanie der jüngere. §. 130.
J. von Sonnenfels. §. 131.
Lorenz v. Haſchka. §. 132.

Sechſtes Buch.

Zur Charakteriſtik des in Göttingen geſtifteten neuen Dichtervereins. §. 1. 2.
Gottfried Auguſt Bürger. §. 3 bis 6.

Christian Bose. §. 7.
Ludw. Heinr. Christoph Hölty. §. 8.
Joh. Martin Miller. Ueber die Empfindsamkeits-Periode. §. 9 bis 11.
Die Brüder Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg. §. 12.
Friedrich Wilhelm Gotter. §. 13.
Johann Heinrich Voß. §. 14 bis 17.
Johann Wolfgang v. Goethe. §. 18 bis 52.
Prosa. Friedrich von Moser. Schlözer. Gatterer. §. 53.
F. W. Jerusalem. J. J. Spalding. §. 54.
Justus Möser. §. 55.
Matthias Claudius. §. 56. 57.
Heinrich Jung (Stilling). §. 58 bis 61.
G. Ch. Lichtenberg. §. 62 bis 64.
J. A. Eberhard. §. 65.
Christian Garve. §. 66.
J. J. Engel. §. 67.
Moriz August von Thümmel. §. 68.
Theodor Gottlieb von Hippel. §. 69.
Gottlieb Conrad Pfeffel. §. 70.
J. M. R. Lenz. §. 71.
... Wagner. §. 72.
Friedrich Müller (der Maler). §. 73 bis 76.
Johann Anton Leisewitz. §. 77.
Friedr. Max. v. Klinger. §. 78. 79.
Otto Heinrich v. Gemmingen. §. 80. 81.
Johann Christian Brandes. §. 82.
F. M. Babo. §. 83. 84.
Johann Timotheus Hermes. §. 85.
Johann Gottwerth Müller. §. 86.
Johann Karl Wezel. §. 87.
J. K. A. Musäus. §. 88.
Wilhelm Heinse. §. 89.
Verirrungen in der Ansicht vom Roman. Friedrich Schulz. §. 90.
L. F. G. von Göckingk. §. 91.
Sophie von Laroche. §. 92.
Johann Benjamin Michaelis. §. 93.
Chr. Fr. D. Schubart. §. 94.
Johann Joachim Eschenburg. §. 95.
Friedrich Ludwig Schröder. §. 96. 97.
Friedrich von Schiller. §. 98 bis 110.
Christoph August Tiedge. §. 111. 112.
Friedrich von Matthisson. §. 113.
J. G. von Salis. §. 114.
V. W. Neubeck. §. 115.
F. A. Müller. §. 116 bis 118.
J. B. von Alxinger. §. 119.
L. Th. Kosegarten. §. 120 bis 22.
K. H. Heydenreich. §. 123.
J. G. Schlosser. §. 124.
Johannes Müller. §. 125.
Georg Forster. §. 126. 127.

K. Ph. Moritz. §. 128.
Adolf v. Knigge. §. 129.
Anton Wall. §. 130.
Friedrich Heinrich Jacobi. §. 131 bis 133.
Jean Paul Friedrich Richter. §. 134. 135.
H. P. Sturz. §. 136.
L. H. von Nicolay. §. 137.
Aloys Blumauer. §. 138.
J. Ch. F. Haug. §. 139.
Klamer Schmidt. §. 140.
J. Ch. Blum. F. X. Bronner. Overbeck. F. Gedike. §. 141.
A. F. E. Langbein. J. D. Falk. §. 142.
C. G. v. Brinkmann. F. W. Schmidt. §. 143.
Benedikte Naubert. §. 144.
Starke. §. 145.
H. G. Demme. §. 146.
J. P. Hebel. §. 147.
K. G. Cramer. §. 148.
Ch. H. Spieß. §. 149.
A. Lafontaine. §. 150.
Veit Weber (Leonhard Wächter). A. G. Meißner. Ignaz Feßler. Heinrich Zschokke. Grosse. §. 151.
F. W. Großmann. §. 152.
F. W. Ziegler. §. 153.
J. F. Jünger. §. 154.
L. F. Huber. §. 155.
C. F. Bretzner. §. 156.
Emanuel Schikaneder. (Bemerkungen über die Zauberflöte. Hinsicht auf Figaro.) §. 157 bis 159.
A. W. Iffland. §. 160. 161.
August von Kotzebue. §. 162 bis 164.
Schlußbemerkung. Beziehung auf die „Umrisse". Johanne Schopenhauer, die Verf. von Juliens Briefen, Lina Reinhardt. — von Auffenberg, Willibald Alexis, Castelli, von Eichendorff, Jakobs, Hegner, Heine, Hitzig, Immermann, Kerner, W. Müller, Raupach, Roos, Trinius, van der Velde. Erinnerung an die einfachsten Sprüche von Luther und Goethe. §. 165.

Fünftes Buch.

§. 1.

Das Jahr 1740, in welchem Friedrich der Große den Thron bestieg, ist für das ganze gebildete Europa als der Anfang einer neuen Periode anzunehmen, der wir uns durch folgende einfache Betrachtungen nähern wollen. — Was der große Kurfürst mit besonnener Kraft, gehaltener Mäßigung, und im Vertrauen auf das belebende Princip des reinen Protestantismus gegründet, was Friedrich der Erste mit Glanz umgeben und Friedrich Wilhelm I. innerlich befestigt hatte, sollte durch ihn zu einem neuen, regern und erweiterten Leben gesteigert werden. Deutschland war jetzt durch einen langen, nur auf kurze Zeit unterbrochenen Frieden dergestalt gestärkt und beruhigt, aber theilweise auch so sehr dem Schlafe nahe gebracht worden, daß die Erscheinung einer kühnen Flamme durchaus erforderlich war, um die unterdrückte Kraft des Jahrhunderts von neuem zu wecken.

Zwar mußte man beklagen, daß die beiden ersten Schlesischen Kriege hindurch fast immer nur Brüder gegen Brüder kämpften; aber der Edelmuth, mit dem sie stritten, versöhnte das Gefühl, und daß sie es durften, ohne durch bedeutende Einmischung von Fremden gehemmt zu werden, war schon ein erfreuliches Zeichen, wie man im Auslande die neu erwachende Kraft des deutschen Volks anzuerkennen,

zu schätzen und zu fürchten wisse. — Wie würde Ludwig der Vierzehnte einen solchen Kampf für seine Plane benutzt haben; wie wenig aber geschah jetzt von Seiten Frankreichs für ähnliche Zwecke, und dies wenige wie bald und wie leicht wurde es von Friedrich beseitigt! — Der siebenjährige Krieg erhöhete vollends die Meinung und den edlen Stolz der Deutschen. Der Styl, in dem er geführt wurde, war bald so erhaben und großartig, und dabei so schlicht, treuherzig, mitunter sogar humoristisch und ironisch, daß die Gemüther alle sich dadurch angeregt fühlten.

§. 2.

Bald kam es dahin, daß man den ganzen Kampf nicht mehr als Bürgerkrieg betrachtete, sondern daß man gleichsam zwei edle Brüder in einem edlen Zweikampf erblickte, der wunderbarerweise nur unternommen schien, um sich späterhin desto mehr zu achten. Es entwickelten sich Charaktere und Verhältnisse, die, in sich selbst bedeutsam und poetisch, auch die Ansichten der Zeitgenossen erweitern mußten. Manche alte Formen, die man ehedem theils geachtet, theils bewundert, und an welche eine lange Gewohnheit uns geknüpft hatte, stürzten jetzt zum größten Bedauern gar mancher Zeitgenossen ein; da sie aber stürzen konnten, so zeigten sie schon dadurch, daß sie innerlich wirklich veraltet und gelähmt waren, und die schmerzlichere Theilnahme mußte durch diesen sich aufdringenden Gedanken gemindert werden. — Eine neue Zeit wollte sich Bahn brechen, man fühlte das, und lebte im Zustande der Erregung und Erwartung.

Für das deutsche Volk, das stets den guten Willen hat, sich geistig und gemüthlich zu bilden, war ein solcher Zustand günstig; lästig aber für die, welche bereits —

was der Mensch nie darf — ihre Bildung abgeschlossen hatten. — Auf diesem Standpunkte finden wir die beiden Männer, welche als Führer von zwei poetisch-kritischen Schulen, bereits am Schlusse des zweiten Theils dieses Werks geschildert worden sind. Jener so eben bezeichneten bedeutenden und bewegten Zeit gegenüber, nehmen sie sich freilich doppelt ärmlich aus, doch sind sie leider als Schattenwerfende Schatten für die Culturgeschichte nur zu wichtig, und wenn uns heute der Contrast fast schreiend lächerlich dünkt, so war dies mit nichten bei den Zeitgenossen der Fall.

§. 3.

Gottsched, der sein ganzes Leben der Poesie und Beredsamkeit gewidmet hatte, ohne auch nur ein einzigesmal zu einer leisen Ahnung von dem Wesen derselben zu gelangen, trug nur Sorge, daß das Fachwerk, worein für ihn die Poesie zerfiel, nach Möglichkeit gefüllt werde. Lyrische, idyllische und elegische Gedichte aller Art, Sonette und Epigramme hatten die Deutschen in großer Anzahl, das erkannte er gern an, und rühmte es nach Kräften; doch mit Ausnahme der Sonette, die dem unkünstlerischen Manne schon viel zu künstlich erschienen. Aber wie manches fehlte noch, wie manches Fachwerk war leer oder gefüllt auf eine Weise, die der nüchtern gequälte, correkte Mann nicht liebte! Er wußte am besten, welch ein zahlloses Heer von Tragödien und Comödien die früheren Deutschen aufzuzeigen hatten; und er war gutmüthig genug, die Titel derselben zu sammeln. Als Vaterlandsfreund und Literarhistoriker war ihm jene Menge mit Recht sehr wichtig, und er benutzte sie, um manchen thörichten Tadel der Unkenntniß zurückzuweisen; leider aber war seine eigene Ansicht von jenen dra-

matischen Werken eine gänzlich irrige. Er hätte die besseren alten Possen, Lustspiele und Tragödien der Deutschen in ihrem Kern untersuchen sollen, und er würde dann an das Resultat dieser Forschung die Schöpfung eines neuen Lebens unserer Bühne geknüpft haben. Das aber vermochte der beschränkte und befangene Mann nicht, er verwarf die ganze alte deutsche Bühne als roh und regelwidrig, und obwohl sonst der größte Franzosenfeind, und in steter Opposition gegen einzelne von ihren hochmüthigen geistigen Anmaßungen, wußte er dennoch — seltsam genug — keinen andern Rath, als seine lieben Deutschen bei ihnen in die Schule zu schicken.

§. 4.

Er erließ endlich die Aufforderung an sämmtliche Schüler, sie sollten in möglichster Schnelligkeit Lustspiele verfertigen; was aber auf diese Aufforderung an Originalen erschien, war höchst spärlich und fast mitleidswürdig mangelhaft. — Wir gedenken hiebei als Beleg: des Nachspiels „die Austern, von Quistorp," über welches man billig erschrecken darf, denn selbst die schlechtesten Stücke der deutschen Bühne des 16ten und 17ten Jahrhunderts erscheinen fast geistreich und witzig im Vergleich mit demselben; ein wenig besser ist „der Hypochondrist" von demselben Verfasser, „die Haus-Mamsell" von der Gottschedin u. s. w.; aber sie hätten nicht bloß ein wenig, sondern viel besser sein können als sie sind, und würden doch nicht im Stande sein, nur den ersten Grund zu einer neuen deutschen Bühne zu legen. So mußte man denn — übersetzen, und es fragt sich nun, wozu man in diesen Nöthen griff.

Die spanische Literatur war fast ganz unbekannt, die englische in Hinsicht der Dramen der besseren Zeit gänzlich

verrufen, und Shakspear galt als der Vater alles Unheils, die italienische Bühne ward in ihren schöneren Beziehungen fast nicht minder übersehen, und so blieb abermals nichts weiter übrig als die französische. Wohl hätte uns hier Moliere helfen können, allein leider zeigten sich dabei manche ungünstige Umstände, denn das einseitige Urtheil Boileaus trat dazwischen. Ihm hatten die freieren Lustspiele und reichen Possen des trefflichen Dichters nur theilweise gefallen, ja es gab unter den letzteren manche, die er ganz verwarf. So verwies denn auch die Schule fast nur an Moliere's ernste Charaktergemälde, die dem tieferen deutschen Sinne noch gar manches zu wünschen übrig lassen, und auf Poesie im höchsten Sinne des Worts nicht Anspruch machen dürfen.

Am meisten aber ward Destouches in Anspruch genommen. Man übersetzte ihn am liebsten, weil er oft nüchtern genug ist, und seine sehr mäßige Scherzhaftigkeit, von spärlicher Phantasie getragen, den bequemsten Weg zu den Gemüthern findet die am zahlreichsten vorhanden sind. Ganz besonders zündete sein „poetischer Dorfjunker," ein höchst mittelmäßiges Produkt, dessen erträglichere Einzelnheiten selbst nur ein nationelles Interesse haben können, da der Hauptcharakter wenigstens im Jahre 1740 in Deutschland durchaus nicht heimisch war. Was Verstand und Gefühl in Destouches wirklich Gutes hervor gebracht haben, blieb der deutschen Bühne fremd.

§. 5.

Außer diesen und ähnlichen sogenannten Classikern, galten aber auch fast alle französische Lustspieldichter für übersetzenswerth, sobald sie nur die drei sogenannten Einheiten beobachtet hatten, und ihre etwanige Unsittlichkeit leidlich zu verhüllen gewußt hatten.

Was aber vollends alle diese Bestrebungen der Schule in Beziehung auf das Drama unleidlich macht, ist der Mangel an Uebersetzertalent, der sich überall kund gab, denn selbst die Gottschedin erscheint in ihren Uebertragungen höchst mangelhaft, der Dialog wird unter ihren Händen starr und ungelenk, das ernste Gefühl wässrig weitschweifig predigend, und der Witz verliert seine Schärfe, indem jedes im Original durch Flüchtigkeit und Spitze gefallende Bonmot zu einer breiten Fläche verarbeitet wird.

Im Trauerspiel ging es der Schule nicht besser. Zwar sagte ein dunkles Gerücht, Gottscheds Cato sei ein unübertreffbares Meisterstück, und fast zwei Jahrzehnte lang hatte sich das deutsche Publikum, das sich mitunter seltsame Dinge einreden läßt, dieses unsäglich langweilige Produkt gefallen lassen; aber es bedurfte nur Eines nicht ganz stumpfen Blickes, um dessen charakterlose Nüchternheit zu erkennen. Was der Meister späterhin in Tragödien lieferte, war nicht schlechter, vielleicht sogar ein klein wenig besser; gab aber immer ein vollgültiges Zeugniß von der bleischweren Unbeholfenheit des Verfassers, (z. B. Agis und die Pariser Bluthochzeit). Ganz in diesem Ungeist waren die Original-Trauerspiele Darius von Pitschel, Aurelius von Quistorp, Banise von Grimm, doch gerade diese gequälte Correktheit und ideenlose Zahmheit ward dem Publikum als besondere Schönheit zu bewundern angemuthet. Indessen waren solcher Tragödien immer noch viel zu wenig, um selbst nur Eine Leipziger Messe hindurch hinreichend wechseln zu können, und so blieb abermals der Haupttrost auf Uebersetzungen beruhen. Doch welch ein Trost, und welche Uebersetzungen! Alle Nationen galten für uncorrekt; nur die Franzosen nicht; doch hatte die brittische Insel sich einer einzigen Ausnahme, Addisons, zu erfreuen. Von dem

nahm man den Cato an, von Corneille den Cid, die Horazier u. s. w., von Racine die Iphigenia, von Voltaire Zaire und Alzire u. s. w. — Hier hätte sich nun allerdings trotz des großen Irrthums, auf welchem alle diese Tragödien ruhen, dennoch viel lernen lassen; aber die unsägliche Geschweiftheit und matte Farblosigkeit in den Uebersetzungen selbst verderbte alles. (Vergl. Gottscheds deutsche Schaubühne und die ausführliche Charakteristik derselben in der schönen Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts, Th. II. S. 45 bis 56.)

§. 6.

Vergeblich hatte sich bisher Gottsched nach einem Schüler umgesehen, der seine große Sehnsucht nach einem deutschen Heldengedichte befriedigen könnte. Was er in der altdeutschen Literatur in dieser Beziehung vorfand, wollte ihm nicht zusagen. Der Theuerdank, dem er sonst gern die Nüchternheit in der Ausführung vergeben hätte, verstieß doch gar zu sehr gegen die aus dem (misverstandnen) Aristoteles und Horaz hergenommenen Regeln, und noch viel weniger konnte er sich mit dem Habsburgischen Ottobert vertragen, der, als versificirter seltsam phantastischer Roman, auch in seinen einzelnen leidlich gelungenen Parthien ihm höchst misfiel, weil er überhaupt der Phantasie nicht wohlwollte. Hätte er nur weiter zurückgehen wollen, so würde er die Niebelungen gefunden haben, jenes wahrhaft große, höchst bedeutende und des tiefsten Studiums werthe Gedicht, aber er wollte es nicht kennen, denn sein Feind Bodmer hatte es, freilich auf eine sehr unzweckmäßige Weise, gerühmt, und dies war genug für ihn um es nicht zu lieben. Auch in dieser Hinsicht wurde der Streit von beiden sogenannten ästhetischen Sekten auf eine höchst un-

würdige Weise geführt, indem was bei einer derselben Gegenstand der Liebe ward, bei der andern gewöhnlich unbesehen als tadelnswerth oder unbedeutend ausgerufen wurde. Nun war Klopstock mit den ersten und trefflichsten Gesängen seines Messias aufgetreten (1748), und hatte mit wunderbar schneller Kraft alles, was in Deutschland Phantasie und Gemüth besaß, zur Bewunderung und Freude aufgeregt. Desto mehr zürnte G., denn um den Messias zu bewundern, mußte man vorher das ganze Capitel „von Heldengedichten" in seiner kritischen Dichtkunst rein vergessen haben. Anfangs wählte er die gewöhnliche Taktik des Ignorirens; da aber die nicht ausreichte, so mußte er sich nach einem Manne umsehen, den er dem jungen Messias-Dichter entgegenstellen konnte. Ein solcher fand sich in dem Freiherrn Christoph Otto von Schönaich, geb. 1725, gest. 1807.

§. 7.

Er stammte aus einer uralten Lausitzischen Familie, in der sogar nahe fürstliche Verwandten glänzten, zeigte gute Kenntnisse in alten und neuen Sprachen, und schrieb ein Deutsch, das durch die Gottschedische Grammatik zu leidlich reinem Wasser abgeklärt worden war. Ein solcher Mann konnte als ein wahrer Glanzpoet gebraucht werden, und er ließ sich auch ganz gern bereden, die gehörigen Strahlen zu werfen. Die Sache war so schwierig nicht, der deutsche Held Herrmann ließ sich finden, der Vater Siegmar, die tugendhafte Prinzessin Thusnelda, der schlimm gesinnte Schwiegervater Segest u. s. w., verstatteten gleichfalls bequemen Zugang. Die Schlacht selbst konnte mehrere Gesänge füllen, Herrmanns Reise zu Marbod, ein böser Minister, eine allzuzärtliche, in Liebe und späterhin in Blut

hinschmelzende Tochter desselben, dazu die übel ankommenden unsittlichen Römer, der hochmüthige, zuletzt prachtvoll verzweifelnde und sich selbst mordende Varus, — wenn das ordentlich in Gesänge abgetheilt und in langen achtfüßigen Trochäen besungen wurde: die Welt mußte staunen, auch wenn sie sich sonst nicht leicht auf das Staunen eingelassen hätte. Da aber die Menschen, und auch der lesende Theil derselben, mitunter etwas wunderlich sind, so schrieb der Meister zu dem Werke seines Schülers eine Vorrede, in der er seine bereits gegebenen Ansichten von dem Heldengedicht etwa zum zwanzigstenmale wiederholte, den Schönaichischen Arminius damit verglich, alles wie die Rechnung eines pflichttreuen Amtsverwalters richtig und zusammenstimmend anerkannte, und deshalb das Gebot ergehen ließ, sich zur gehörigen Bewunderung anzuschicken. Er fand aber das alte gefällige Deutschland nicht mehr, und obwohl das Buch in noch nicht zwei Jahren völlig vergriffen war, so durfte man doch die Berühmtheit, welche es erlangt hatte, keineswegs eine günstige nennen. Ernste und bittere Kritiken, ernste und epigrammatische, auch wohl bloße Schelt-Gedichte erschienen von vielen Seiten, denn das Epos fiel wirklich auf als nüchtern und dürftig. In der That ist es voll von einer gewissen unergötzlichen, falschen Vornehmheit und Aufklärung. Es ist ohne alles Feuer und gleichsam auf der Schnitz- und Hobelbank verfertigt. An Charakteren fehlt es ganz, was um so schlimmer wirkt, da überall die Absicht vorleuchtet, dergleichen zu geben, statt dessen finden wir überall das trockne Hinstellen allgemeiner und farbloser Begriffe, wie Tugend, Laster, Tapferkeit, Zorn, Zärtlichkeit u. s. w., von Leidenschaft, wahrem Gefühl und individueller Aeußerung desselben ist nirgends eine Spur, und es kann z. B. der alte Siegmar in der affectuosesten

Hinneigung zu seinem Sohne nichts weiter aufbringen, als: „Herrmann hast Du Tugend?“ u. s. w. Dieses ewige unsäglich ermüdende bloße Nennen und Bereden der allgemeinsten Begriffe, statt der Charakteristik und der poetischen Darstellung und Bildnerei selbst, ist eines der Grundübel beider Schulen, das unverkennbare Zeichen des in vager Pseudo-Rhetorik sich herumtreibenden Nichtdichters; leider aber werden wir auch bei manchen nicht zur Schule gehörenden Autoren der spätern Zeit und der Gegenwart jenes Grundübel antreffen.

§. 8.

Gottsched war indessen weit entfernt seinen Lieblingsschüler aufzugeben, sondern gleichsam als sei gar nichts übles vorgefallen, und als habe er die gerechteste Sache, veranstaltete er eine feierliche Krönung des Dichters, wobei er nur zu bedauern schien, daß das Capitolium sich nicht sogleich nach Leipzig versetzen ließ. Schönaich war nicht gegenwärtig, sondern empfing nur durch einen stellvertretenden Freund den poetischen Lorber; in feuertrunkenen Gedichten zeigt er indessen seine dankbare Freude, und wurde seitdem nicht selten in öffentlichen Schriften der „belorberte Baron“ genannt. Der Meister selbst übergab bei dieser Gelegenheit dem Publikum, das nicht recht wußte, wie es die Sache zu nehmen habe, eine Dissertation in etwas unbehülflichem Latein, worin er von poetischen Krönungen handelte. Das einzige was dabei mit einigem Lobe anzuerkennen, ist der gute Wille, so wie überhaupt der Umstand, daß Deutschland, des öffentlichen Lebens fast ganz ermangelnd, nicht selten bedarf geweckt zu werden; nur freilich auf eine bessere Weise als hier veranstaltet ward. Wirklich schlug auch die ganze Sache zum höchsten Leidwe-

sen des Krönenden und Gekrönten aus; und wohl nur selten sind zwei Dichter unter eine solche Traufe von guten, mittelmäßigen und schlechten Spottgedichten und Spottreden gerathen, als jetzt der Leipziger Dictator und sein Schüler. Aber das Lachen der Gegner ging in den höchsten Unwillen über, als Schönaich jetzt auch noch mit einer satyrischen Schrift gegen die ganze Tendenz der neueren Poeten, (guter und schlechter) auftrat. Es war die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder das neologische Wörterbuch (1754 ohne Druckortsangabe) *), in welchem er manche Verirrungen der Phantasterei gezwungen-scherzend angriff, leider aber auch jeden höhern Aufschwung des Gemüths und der Phantasie mit völlig gehaltlosem Spott zu bekämpfen suchte. Jetzt war es mit seinem Ruf als Dichter gänzlich vorbei, ein zweites sogenanntes Heldengedicht „die gedämpften Hunnen," einige Trauerspiele und die Sammlung seiner Gedichte fanden fast gar keine Leser mehr, und sind heut zu Tage kaum mehr aufzutreiben. Seit der Mitte der sechsziger Jahre war G. zum Schweigen verurtheilt, und es kam bald dahin, daß man ihn für todt hielt. Das war aber keineswegs der Fall, denn er erreichte im täuschenden Bewußtsein verkannter literarischer Unschuld und Poesie ein Alter von 82 Jahren, noch immer in seinem Herrmann lebend, von dem er zu eigner Ergötzlichkeit eine Prachtausgabe veranstaltet hatte. Die Nachricht von seinem Tode erregte ein seltenes Erstaunen der Deutschen, die seine Existenz fast nur noch wie eine Sage aus der grauesten Vorzeit betrachteten. Was man mit jener Nachricht zugleich erfuhr (Morgenblatt 1807), mußte jedoch theils erbauen,

*) Selbst auf dem Titelblatt dieses vor mir liegenden Buchs ist der bekannte leere Spaß: „sehr affisch" statt „seraphisch."

Schwabe konnte als Sprachkenner ausgezeichnet genannt werden; aber ein trauriges Gelüst, bei sehr beschränkten Geisteskräften auch als schöner Geist gelten zu wollen, raubte ihm alle Sicherheit im Leben und Wirken, und machte es zu einem fast ununterbrochenen Irrthum.

Rüstiger und sorgloser zeigte sich der Schlesier Stoppe, an welchem als Fabelnerzähler ein wenig Erfindungskraft wahrzunehmen ist; doch gehört freilich sehr viel Ueberwindung dazu, um irgend etwas Gutes bei ihm anzuerkennen, da seine Darstellungsweise fast immer platt und manche seiner Aeußerungeu wahrhaft gemein sind, weshalb wir ihn auch schnell verlassen wollen.

§. 11.

Nicht minder übel stand es mit den eigentlichen Schülern der Schweizerischen Aesthetiker, obwohl sie sich meistens viel stolzer gebehrdeten.

Samuel Gotthold Lange, ein Sohn des bekannten Grammatikers und Polemikers Joachim, hatte durch einige reimlose Oden und noch mehr durch sein Widerstreben gegen die Gottschedische Kritik, so wie durch besondere Demuth auf der einen und Stolz auf der andern Seite Bodmers Beifall erhalten, der deshalb auch Lange's und seines Freundes Pyra Gedichte, unter der Aufschrift „Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder" herausgab (1745, zweite Auflage 49.) Sie sind meistens trocken und höchlich ideenarm, und ob sie gleich gegen die Leipziger Schule gerichtet sind, so theilen sie doch mit ihr manche Gebrechen. So werden z. B. auch hier die Empfindungen fast nur genannt, oder etwa wie mit einem in Wasserfarbe getauchten Flederwisch breit hingestrichen. Von der eigentlichen Darstellung ist kaum eine Spur zu finden, oder, wenn ja

ein-

einmal, auf eine sehr unmelodische Weise. Mit guten Reimen versehen, würden Langens Gedichte zwar immer mittelmäßig bleiben, doch ohne Reim wie sie jetzt sind und stolz thun, erregen sie durch spröde Starrheit Widerwillen. Das schlimmste war indessen seine Uebersetzung der Horazischen Oden, deren gänzliche Erbärmlichkeit Lessings Zorn dergestalt reizte, daß er sie mit einem Schlage vernichtete. Die Sache war schreiend; dennoch gelang es Langen, sich in einer Art von halbem und mittelmäßigem Ansehn zu erhalten, da er mit einigen theils rechtmäßig, theils unrechtmäßig berühmten Schriftstellern eng verbunden briefwechselte, und diese Correspondenz späterhin (1769 und 70) als schützenden Schild herausgab

§. 12.

Ein wenig besser steht es mit seinem Freunde Jacob Emanuel Pyra (gestorben als Conrector zu Berlin 1744). Er brachte sein kurzes Leben in den ungünstigsten Verhältnissen zu, lebte in steter drückender Dürftigkeit, und versagte sich alles, um seiner Mutter und andern Verwandten zu helfen. Einem solchen Manne kann es nie an reinem Feuer und Gefühl fehlen, und es ist deshalb zu beklagen, daß das Darstellungstalent ihm gänzlich fehlte, und daß falsche Theorien auch ihn einengten. Wenigstens betrog ihn der Gedanke, daß die bloße oft nur halbe Einsicht von dem Irrigen schon die Wahrheit selbst mitbringe. Ein Mann wie er, von dem erwiesen ist, daß er, was wir mit dem dürresten Worte „Hunger" nennen, niemals scheuete, um der Poesie sich hingeben zu können, ist in jedem Falle ein kraftreicher Mensch; aber das Talent des Ausdrucks solcher Gesinnung war ihm nicht gegeben, obwohl sich hie und da einige leise Spuren davon finden.

In seiner Ansicht, daß die Gottschedische Schule den Geschmack verdorben, hatte er, wie sich von selbst versteht, völlig Recht, als er aber 1743 den Erweis davon liefern wollte, wußte er leider keinen bessern Geschmack an dessen Stelle zu setzen. Einige seiner noch seichteren Gegner behandelten ihn aber so hart, daß er, ohnehin schon durch drückende Arbeit, Hunger und Kummer geschwächt, sich die Erbärmlichkeiten, die er hätte gründlich verachten sollen, zu Herzen nahm, und schon im folgenden Jahre starb. Einige dieser Gegner gingen in mehr als thierischer Nichtswürdigkeit so weit, daß sie sich laut rühmten, ihn durch ihre Kritiken zu Tode geärgert zu haben, wenigstens ist diese Behauptung damals nicht selten öffentlich ausgesprochen, und nie widerlegt worden.

§. 13.

Noch unter beiden genannten Poeten steht der ehedem gar viel besprochene und von sämmtlichen Schulen und Nichtschulen verschmähete Naumann, der aber gewissermaßen Dank verdient, indem er in seinem Heldengedicht Nimrod eine gute Satyre gegen sämmtliche Patriarchaden, mit denen wir überschwemmt waren, lieferte. Hier war eine complete nüchterne Raserei in der Anlage und Ausführung, und wie auch späterhin oftmals noch die Hexameter geknarrt und geschnarrt haben; Naumann steht hier noch immer oben an. Auch ein schlimmer Vergleich, etwa mit einem Wagen, der, Eisenstäbe führend, über einen Steindamm kreischt, ist noch nicht ganz genügend. Uebrigens denke man ja nicht, daß der Dichter muthwillig genug gewesen sei, eine Satyre geben zu wollen; die ist ihm nur so gekommen, ganz wider seinen Willen, und er hat lediglich ein höchst erhabenes und zugleich möglichst rührendes Heldengedicht zu liefern gedacht.

§. 14.

Stand es nun mit der Poesie der Bodmerschen und Gottschedischen Schüler so übel, so darf uns nicht wundern, daß es mit der Beredsamkeit derselben nicht minder traurig bestellt war.

Die kritischen Geländer, Verhacke, Gräben, Schlingen u. s. w., welche G. für den künftigen Rhetor aufgeführt und verfertigt hatte, waren ganz geeignet, das Genie zu hemmen, in soweit es sich hemmen läßt. Er selbst stellte sich auf, und galt auch mehrere Decennien, als das vortrefflichste Muster; da ihm aber Phantasie, Gefühl und Feuer gänzlich fehlten, so mußte dies alles künstlich nachgeahmt werden. Zur Künstlichkeit aber gehört doch wenigstens ein gewisses untergeordnetes Talent, das er gleichfalls nicht besaß, und so blieb nicht viel mehr übrig, als Aufgetriebenheit, Weitschichtigkeit und durch wohlfeile Phrasen und Ausrufungen aufgestutzte — Schläfrigkeit. Dennoch steht auch hier Bodmer und seine eigentlichen Schüler unter den Leipzigern, theils weil sie bei ähnlicher Aufgetriebenheit noch verworrener und prätensionsvoller sind, theils aber, weil sie die deutsche Sprache auf die widrigste Weise mishandeln. Ein sehr seichter, aber reinlicher Bach, ist wenigstens nicht so unangenehm als ein durch Lehm und Schlamm getrübter.

§. 15.

Suchen wir deshalb nach dem Erfreulichen oder wenigstens Bedeutenden, das sich jetzt zu regen und zu zeigen begann, so müssen wir es außerhalb beider Schulen suchen. Zwar hat man auch in der Folgezeit noch nach neuen Schulen gesucht und die Namen der alten, gleichsam als wären sie doch noch fortgegangen, beibehalten. Man hat ferner

von einer sächsischen und schweizerischen, einer märkisch-preußischen, östreichischen u. s. w. gesprochen, allein es scheint diese provinzielle Absonderung unstatthaft, theils weil alles was wirklicher Geist ist, sich nicht in ein solches enges Wort einkerkern läßt, theils auch weil wie bekannt, wenn nur erst das Kreuz gezimmert ist, sich leicht die unsittliche Lust findet, den lebendigen Leib daran zu schlagen. Innere Merkmale und Absonderungen finden sich in keiner Literatur so viele als in unsrer, da bekanntlich in Deutschland jede wahre Bildung individuell ist. Aber es giebt auch vielleicht nirgends so viel geistige Hingebung an den für den Höhern erkannten, als ebenfalls bei uns. Es giebt, um mich des nachdenklichen Ausdrucks zu bedienen, nirgends so viel weibliche Genies als bei uns, die sich als solche das höhere männliche Genie zum Führer erwählen. Solcher Führer sind bei uns Klopstock, Lessing, Goethe und einige wenige andere, und nach solchen etwa sollte man, wenn man überhaupt von Schulen reden will, dieselben benennen; nie aber allein nach den deutschen Provinzen. Was diese an Charakter und Farbe geliehen, soll keinesweges geleugnet werden, doch ist es oft nur historisch wichtig; sonst aber sind jene Farben meistens durch die Zeit abgeblaßt, oder sobald sie unmittelbar auf Poesie Anspruch machen wollten, nur als Irrthümer wichtig. Nicht zu bestreiten, sondern fröhlich anzuerkennen sind die großen Vorzüge einzelner deutscher Provinzen; sonst aber stehe fest: Des deutschen Dichters Vaterland ist das gesammte Deutschland.

§. 16.

Der Erste, dem wir nunmehr in gänzlicher Freiheit von Schulen- und Provinzenenge begegnen, ist Friedrich von Hagedorn, geb. 1708 zu Hamburg, gest. daselbst 1754.

Wenn wir den einzigen Unglücksfall ausnehmen, daß sein Vater, ein wackerer, geistreicher Mann, sein ansehnliches Vermögen verlor, so wissen wir in dem Leben des Dichters auch nicht ein einziges Misgeschick, wohl aber eine Fülle von günstigen Erfolgen und Freuden. Vielleicht war es gerade diese frühere Vermögensbeschränktheit, die schon den Knaben nachdenklicher machte, und in den Ernst der Sprachen und Wissenschaften führte, ein Ernst, der aber nie einseitig wurde, sondern meistens eine anmuthige Fröhlichkeit zur Begleiterin hatte. Ein solches Gemüth will sich früh aussprechen, und so darf es uns nur mäßig wundern, daß H. bereits in seinem zehnten Jahre eines seiner naivsten Lieder dichtete, was späterhin nur der Feile bedurfte. Einem so glücklichen Naturel konnte es an Freunden kaum fehlen, und wir nennen unter diesen besonders Brockes, der das Talent des Knaben und Jünglings begünstigte. Es ist dieser Umstand für Br. doppelt rühmlich, da er, in poetischer Ansicht und Ausführung gänzlich verschieden, dem höhern und heitern Genie, das sich niemals auf jene oben erwähnte physicotheologische Poesie einließ, dennoch immer freundlich zur Seite stand. Schon im Jahre 1729 gab H. eine kleine Sammlung von Gedichten heraus, die bei aller Unreifheit doch ein Talent verriethen, das wenigstens in einer so dürren Zeit als die damalige war, ein Talent genannt zu werden verdient. Späterhin verwarf er diese erste Ausgabe gänzlich, und wandte den größten Theil seines Lebens an, jene mit jugendlicher Uebereilung hingegebenen Gedichte durch reifere Produktionen in Vergessenheit zu bringen. Sein Leben war in der That selbst Poesie, und er durfte den Geist desselben gewissermaßen nur abschreiben, um uns zu geben was er wirklich gab. Ein ihm angenehmes bürgerliches Amt, das nur wenig Arbeit forderte, und

doch vor dem Verflattern schützte, gab ihm auch äußerliche Sicherheit und verstattete ihm genugsame Muße seiner schönen Neigung nachzuhängen. Diese Neigung und sein Leben selbst waren, wie gesagt, völlig Eines, und er erscheint uns als Dichter: Nicht reich aber angenehm, oft dünn und wasserhell doch stets frisch und auch nicht selten erfrischend, die nothwendige geistige Oeconomie anerkennend aber fein und künstlerisch in derselben, löblich nutzend die einzelnen produktiven Momente, doch mit noch größerm Glücke das Fremde sich aneignend. Seine Begeisterung ist rein aber nicht dauernd, nicht besonders kühn, doch auch nicht ganz ohne Muth; darum gelingt ihm am besten die Fabel, wo ruhiges Urtheil und Erfahrung in leicht faßlichem Bilde vorgetragen wird, und das kleine Lied, das ein einziger glücklicher Moment erzeugen kann. Eine gewisse, bald gelassene, bald neckende Fröhlichkeit, ein Sinn, der von keinen großen Leidenschaften bewegt, mit sich selbst, der Natur und den Menschen wohl zufrieden ist, gewährt doch immer eine angenehme Erscheinung; bei ihm besonders, dessen Sprachcorrektheit wahres Lob verdient, da sie nicht wie in der Gottschedischen Schule eine bloß negative ist.

§. 17.

Da Hagedorn auch heut zu Tage, wenn auch nur selten gelesen, doch in vielen Händen ist, und manche seiner Fabeln und Lieder wenigstens durch Anthologien bei der Jugend noch leben, so würde es unnöthig seyn, auf einzelne hinzudeuten. Das rührendste seiner Gedichte scheint mir sein letztes, in welchem er, der sein ganzes Leben fast nur in Mitgefühl für andere lebte, gleichsam um die Erlaubniß bittet, nunmehr auch mit der eigenen Pein, als eigener Freund, Mitleiden zu haben. Wie ganz anders und

größer steht der dichterische Heldenjüngling Flemming in seinem letzten Sonett da; wer aber würde nicht gern auch die zarte Wehmuth Hagedorns als gut und rein menschlich anerkennen?

Daß H. seine sämmtlichen Gedichte mit einer Fülle von gelehrten, moralischen und ästhetischen Anmerkungen begleitet, ist bekannt und nicht selten verspottet. Ich selbst gestehe gern, daß ich sie nicht entbehren möchte, sie gehören gewissermaßen mit zu ihm, denn seinem fröhlichen, aber auch reflectirend bescheidenen Geiste stellten sich, wie es scheint, fast bei jedem Gedichte eine Vorrede, eine Nachrede und einige dicta probantia zu Hülfe. Er kann seiner Bibliothek nicht entbehren, und obwohl er uns fast immer nur den Honig giebt, so will er aber sich nebenbei auch als sinnig sammelnde Biene zeigen. Indessen findet sich hier leider manche Ueberschätzung der Ausländer, z. B. Prior's, der ihn, den sonst Reinen, zu einigen Anstandwidrigkeiten veranlaßt hat.

§. 18.

Albrecht von Haller, geb. zu Bern 1708, gest. 1777. Man darf ihn als einen reinen Gegensatz Hagedorns ansehen, denn wie dieser nur nach anmuthiger und fröhlicher Weisheit strebte, so war er nur bemüht, seinem Leben Würde und Erhabenheit zu geben. Nicht mit gewöhnlichem Auge, sondern mit ganzem Gemüth nahm er die reiche Natur seines Vaterlandes in sich auf, aber von allem ihrem Reichthum zog ihn immer nur ihr Hohes und Grandioses an. Alles Gewöhnliche und Alltägliche ward ihm verhaßt und diese Sonderung und Polemik scheint ihn zuerst zum Dichten veranlaßt zu haben, wie man etwa aus einer sandigen Ebene gern auf die Höhen flieht. Sein Geist, mit

den mannigfaltigsten Wissenschaften schon früh genährt, fand auch in diesem Gebiet nicht völlige Beruhigung, und so schuf er sich außerhalb derselben eine neue Welt, welche er Poesie nannte. Er war schon im funfzehnten Jahre ein fruchtbarer Dichter; allein im zwanzigsten verbrannte er mit schonungsloser Härte unzählbare poetische Versuche, Hirtenlieder, ein episches Gedicht von 4000 Versen und einige Tragödien, ein überstrenges Gericht, dessen er sich im Alter gern erinnerte und das er öffentlich selbst gerühmt hat, während der Kritiker es bedauert, der so gern das erste Flügelschlagen seines Genius vernommen hätte. Was H. dann der Aufbewahrung würdig hielt, besteht aus Oden und beschreibenden Lehrgedichten. In den Oden der frühern Zeit ist manches an Lohensteinsche falsche Pracht erinnernde, welches er abermals selbst gesteht. Das möchte immer hingehen, da ihn sein besserer Geschmack vor weiterem Schreiten in diese Untiefen gar bald warnte; schlimmer aber ist, daß selbst schon in einigen seiner frühsten Gedichte (z. B. an die Ehre), ein gewisser lähmender Trübsinn, ja sogar zuweilen eine vorlaute mönchische Moral herrscht, die, um ein Beispiel anzuführen, den genialen und großen Alexander unmöglich begreifen kann, und leider nur scheltend beurtheilt. Doch sind wir sehr geneigt, dieses Ungemach auf Boileau's Rechnung zu setzen, der bekanntlich über den Schüler des Aristoteles mit ungenirter Behaglichkeit den Stab gebrochen hatte.

§. 19.

Im zwanzigsten Jahre schrieb Haller das beschreibende Gedicht: „Die Alpen.“ Die Sprache in demselben ist hart und rauh, wie die Gebirgs-Massen die er schildert; doch die Ideen sind kühn und feurig, und lassen schon die

tiefe Befreundung mit der Natur abnden, die er einst in seiner Physiologie so herrlich bewährte.

Am höchsten und reinsten stehen Haller's elegische Gedichte, und wir dürften ihn schon dann für einen trefflichen Dichter halten, wenn er auch nur die einzige Elegie auf den Tod Marianens gegeben hätte. Der tiefste Schmerz des Mannes, durch Religion und innere Harmonie beruhigt, wird hier von der reinsten und kräftigsten Sprache mild umgeben, und Milde ist es, in die sich das gesammte Gefühl des Dichters wie des Lesers löset. Es ist daher, dünkt uns, kein gutes Zeichen, daß diese und ähnliche Elegien fast immer den didaktischen Gedichten nachgesetzt worden sind.

Die politischen Romane Usong und Alfred, vor allen aber das historische Fragment Fabius und Cato, ermangeln nicht bloß aller Anmuth, sondern bringen auch manche Ansicht an den Tag, die ein unbefangenes heiteres Studium der Geschichte entfernt haben würde.

Dieser Mangel an Heiterkeit ist es, wodurch der treffliche Gelehrte sich insonderheit während des letzten Drittels seines rastlos thätigen Lebens gehemmt fühlte. An der Poesie hatte er (wenigstens in Beziehung auf sich) längst verzagt, und Einsamkeit, Heimweh u. s. w. ließen ihn zuletzt in jene finsteren Irrgänge gelangen, in denen wandelnd er die schöne Freudigkeit der Religion verkannte, während er doch mit dem edelsten Eifer nach klarer Erkenntniß derselben und Beruhigung durch sie strebte.

Finden sich aber in ihm auch außerdem Spuren von Abneigung und Bitterkeit gegen die Gesellschaft, so wollen wir nicht vergessen, daß die höhere Kraft, die oft nur der Schwäche begegnet, so oft nur ihr gegenüber steht, sich selbst zuletzt in Unbefriedigtheit verletze und verwunde, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller

bemerken müssen. Nur die Rückkehr zur reinen bescheidenen Kindlichkeit hätte ihn retten können, denn sie allein vermag das scharfgerißte, verwundete und ermüdete Herz wieder zu heilen und zu erquicken. So aber ward die Verwundung zu einer bleibenden Wundheit: ein Gedanke, der stets, besonders aber in Beziehung auf den so sehr reich begabten, mit den Kränzen der Poesie und Wissenschaft geschmückten Haller, betrüben muß.

§. 20.

Wenn Männer, wie die zwei so eben genannten, fast zu gleicher Zeit auftreten, so ist es wohl begreiflich, wenn andere, mit nicht gleichen Kräften auf jenem Pfade wandelnd, darüber fast übersehen werden.

Ein solches Schicksal hatten z. B. Carl Friedrich Drollinger, (geb. wann? gest. 1742 als Baden-Durlachischer Hofrath). Man würde ihm Unrecht thun, ihn einen bloßen Nachahmer Haller's zu nennen; aber er ist ohne es zu wollen, mit ihm in einen Kampf gerathen, den er nicht bestehen kann, denn unwillkührlich drängt sich doch eine Vergleichung auf. Er ist ein kraftreicher und wohlgesinnter, nur leider übereernster und feierlicher Mann, der allein durch Sittlichkeit der Gesinnung und gesunde Sprache anzieht. Oft genug tönt diese auch rauh und hart, ja es scheint, als liebe er solche Töne. Um die Gunst der Grazien hat er sich nie bemüht, und ihr Ausbleiben mag auch dem nur Moralität erstrebenden Poeten keinen sonderlichen Kummer bereitet haben. Seine Gedichte wurden erst nach seinem Tode gesammelt, 1745, und ihm selbst schien an dem etwa zu hoffenden Beifall seiner Landsleute wenig oder nichts gelegen.

Mehr Talent aber weniger Kraft hatte Christian Fried-

rich Zernitz, ein Brandenburger, geb. 1717, gest. 1744. Gedankentiefe darf man bei ihm nicht suchen, und in seinem Gedicht „über den Endzweck der Welt" sehen wir fast immer nur den philosophiren wollenden, selten den wahrhaft philosophirenden. Um aber auch denen, die durch Gottscheds Poesien verwöhnt, auch das leichtere Denken unbequem finden, keinen zu großen Schreck einzujagen, suchte er durch Schäfergedichte in der gewöhnlichsten Form die Sache wieder ins Gleiche zu bringen.

Noch unter ihm steht Christoph Joseph Sukro, gest. 1756, der ohne Haller's Kraft sich dessen didaktische Gedichte zum Muster nahm; oft aber auch dem in Hinsicht des Denkens bequemern Pope huldigende Nachahmung bietet, in der jedoch die Popische Eleganz vermißt wird. — S. ist so redlich, daß er selbst durch den bloßen Titel seines Gedichtes „Versuch über den Menschen" sogleich an das Vorbild erinnert.

§. 21.

Während dieser Eifer in der Poesie fast überall rege zu werden anfing, hatte sich in der Prosa schon früher einzelnes sehr beachtenswerthe und löbliche gezeigt. Wir nennen hier zuvörderst:

Johann Lorenz von Mosheim, geb. zu Lübeck 1694, gest. als Abt und Kanzler zu Göttingen 1755. Er steht in seiner Zeit fast wie ein Fremdling aus einer bessern, versunkenen Vergangenheit; doch da sein strenger Ernst von Liebe ausging, so war sein schöner Eifer auch für die Mitwelt nicht verloren. Der jammervolle Zustand der deutschen Beredsamkeit, wie er im zweiten Bande dieses Werks geschildert worden, widerstrebte seinem gediegenen Geiste, und er versuchte nicht bloß sie zu verbessern, sondern gänzlich

umzugestalten. Der Stand des öffentlichen Lehrers begünstigte sein Vorhaben, — da die Deutschen nun einmal mit ihrer mündlichen Beredsamkeit sich nur auf die Kanzel und das Katheder beschränkt sehen — und da er mit wohlverdienter Auszeichnung zu immer glänzendern Staats- und Kirchen-Aemtern erhoben wurde, so wirkte dieser Umstand selbst bei denen, die nur das öffentlich anerkannte Verdienst betrachten mögen. Man glaubte, ihn nicht mehr ignoriren zu dürfen, und selbst solche Gelehrte und Prediger, die in Weisescher, Zieglerscher, Talanderscher u. s. w. Beredsamkeit fast erstarrt schienen, mußten ihm wenigstens einige Aufmerksamkeit schenken, und wenn es ihnen auch nur selten gelang, dem gefeierten Redner in seinem Positivguten nachzustreben, so war doch der Vortheil wenigstens negativ, und sie ließen ab von einigen der ausgesuchtesten Irrthümer und Geschmacklosigkeiten, die nach und nach ein Gegenstand des Spottes wurden.

Mosheim's Beredsamkeit ermangelt freilich jener reinen und tiefen Ursprünglichkeit, die wir als das Eigenthum der größesten Genies erblicken. Sie ist das oft in den Formen wechselnde Erzeugniß eines die Muster vergleichenden und sich nach Kräften aneignenden Nachdenkens; aber es fehlt diesem Geiste selbst, indem er vergleicht, wählt und mischt, nicht an innerer eigenthümlicher Kraft und Lebendigkeit. Luther's nie ganz erreichtes, stets ächtes Feuer, großartige Sicherheit und kernige Behaglichkeit, wie sie nur die herrlichste innere Poesie des Lebens gewähren kann, hat M. nicht; aber dessen ruhiger Würde strebt er mit Glücke nach. Von Lohenstein's prosaischem Styl nimmt er, was allerdings Achtung verdient, die feierliche Pracht; doch schützt ihn sein geläuterter Geschmack, daß er sie nicht, wie L. so oft, durch Geschraubtheit und Geziertheit verderbe. Einige

der erträglicheren Wochenschriften der Engländer scheinen ihm das nöthige Streben nach Popularität erleichtert zu haben, und seine glänzenden Verhältnisse, so wie überhaupt seine ganze Zeit, statteten ihn meistens mit ächter, zuweilen aber auch mit nur schimmernder Vornehmheit aus. Es darf nicht verschwiegen werden, daß er zuweilen in Worten wühlt, daß er nicht ganz frei ist von rhetorischen Künsteleien, daß er zuweilen zu dunkelfarbig und schwer auftritt, zuweilen aber gar nur von der Oberfläche zu schöpfen sich begnügt. Doch im Ganzen bleibt er dem alten rüstig frommen deutschen Genius getreu, und gar manche der heutigen Prediger könnten in vieler Hinsicht wohl noch von ihm lernen. An Macht und Rundung der Sprache kommt ihm kein Gleichzeitiger bei, am wenigsten dann, wenn er die rein christlichen Vorstellungen von den Leiden des Lebens vorträgt, oder über Tod, Grab, Auferstehung und Gericht redet.

§. 22.

Auch für die Geschichtschreibung geschah jetzt einiges sehr Löbliche, indem zwei angesehene Männer, Mascov (Professor zu Jena) und von Bünau (Geheimerath zu Weimar), sich fast zu gleicher Zeit bemühten, die Deutschen mit der Geschichte ihres Vaterlandes von neuem vertraut zu machen, der erste 1726, der zweite 1728. Der Sinn für Geschichte war bei den Deutschen nie erloschen, und in den früheren Zeiten hatten selbst manche Chronikenschreiber eine gute Einsicht in das Wesen der Geschichte überhaupt, so wie Anlage zum historischen Styl bewiesen. Mit ruhig klarer Einfachheit waren sie Schritt für Schritt der Geschichte ihrer Provinz gefolgt, hatten redlich mitgetheilt was ihnen gewichtig erschienen war, und stets ge-

sucht, ihres Gaus oder Staats kleinere Verhältnisse auf die höheren des gesammten Europa zu beziehen, in dem Geiste etwa wie wohlmeinende Lehrer beim ersten Unterricht in der Geographie, die Kinder von dem Wohnzimmer aus, durch die Straßen der Vaterstadt, auf das Land, durch andere Städte, andere Länder u. s. w. im Geiste fortführen, bis ihnen endlich die gesammte Erde im Zusammenhange erscheint *). Den höchsten Mustern der Alten, z. B. dem tiefsinnigsten aller Historiker Tacitus, vermochten sie nichts Aehnliches entgegen zu stellen, aber ihre Offenheit, Harmlosigkeit und einfache Gründlichkeit gewährte doch den möglichen Ersatz. Dies änderte sich jedoch am Schlusse des 16ten Jahrhunderts, am übelsten aber in dem 17ten, das meistens in falscher Vornehmheit die schöne Einfalt der Vorfahren verschmähte, und eben deshalb von jenem großartigen Tiefsinn der klassischen Historiker weit entfernter war als je die Vergangenheit sich gezeigt hatte. Eine wackere Geschichtsforschung blieb freilich auch damals — diesen Ruhm haben die Deutschen nie verloren — aber die Ansicht der Geschichte trübte und verengte sich, und der Styl verschlimmerte sich so sehr, daß eine ächt deutsche Geduld dazu gehört, um sich hindurch zu arbeiten, und die

*) Sollten etwa einige Leser mit solchen Chroniken noch nicht vertraut sein, so darf ich sie fürs erste nur auf den trefflichen Pommer Kantzow verweisen, dessen Pomerania (von Kosegarten 1816 herausgegeben) fast alles leistet, was man von einer guten Chronik erwarten darf. Auch der Styl ist lebhaft und behaglich, wovon sich jeder leicht überzeugen kann, selbst wenn er nur die Geschichte des Herzogs Bogislav X. gelesen. Wie deutlich tritt die unglückliche Jugend des Fürsten hervor, wie wohl gezeichnet in rüstiger und ruhiger Einfalt der rettende Bauer, wie farbig des Herzogs Kampf mit den Türken u. s. w.

einzelnen Goldkörnchen zu sammeln, die hier unter oft widrig gemengten ungeheuern Worthaufen vergraben liegen.

§. 23.

Es ist klar, daß man fast nur für die fürstlichen Kanzleien und zum Nutzen derselben schrieb, und so wurden die genealogischen Tabellen (an sich allerdings wichtig genug) die Friedenstractate mit allen ihren oft unbedeutenden Einzelnheiten, die Vorbehalte, die halben Ansprüche, die von Frankreich erborgte und schwächlich nachgeahmte Staatsraison u. s. w., als die Krone der Geschichte betrachtet, die man in einem Styl vortrug, der von den geschmacklosesten deutschen Juristen ausgegangen war. Diese Art des Vortrags, üblich und seßhaft in den deutschen Kanzleien, galt für vornehm, und so bedienten sich auch die Historiker desselben, denn sie wollten ja nun einmal jenen gefallen, damit sie sich einmal zu gelegener Zeit ihrer Werke bedienen könnten, z. B. bei Friedensschlüssen, um etwa nach langem Blutvergießen durch dergleichen historisch-politische Deductionen ein halbes oder ganzes Dorf, oder wohl gar einen halben oder ganzen Gau zu gewinnen. (Ludwig XIV. hatte diese Methode in den Reunionskammern ins Große getrieben, und so sehr man ihn haßte, verschmähten doch Einzelne nicht, von ihm zu lernen.)

Erwägen wir dies alles, so werden wir gern Mascovs „Geschichte der Deutschen," und Bünaus „Teutsche Kaiser- und Reichshistorie" als Epoche machende Werke betrachten, denn nicht berechnet für jene engen Zwecke, zeigen sie eben sowohl von gründlichem Studium, als von dem erfolgreichen Bestreben, sich von jenem langgeschweiften und schwerfälligen Styl zu befreien. Man wird nicht erwarten, daß die Spuren desselben sogleich gänzlich verwischt sein soll-

ten, aber selbst das bloße kräftige Bemühen würde schon Lob verdienen. Die bildsamen Deutschen erkannten auch bald den bessern Geist, der in diesen historischen Werken lebte, und noch lange verglich man übertreibend sie mit den Werken des Livius und Tacitus, mit denen sie fast gar keine Aehnlichkeit haben. Fast alle deutsche Historiker bis zu J. Möser, ahmten ihnen nach, oft nur den Ruhm der redlichen Gründlichkeit im Forschen erreichend, und in der Darstellung sich begnügend mit dem negativen Verdienst, den alten Kanzleistyl zu vermeiden, der noch oft genug wie ein Gespenst drohend einschreiten wollte.

§. 24.

Gänzlich befreit von aller Schwerfälligkeit im Styl, finden wir dagegen: Christoph Friedrich Liscov, geb. im ersten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts im Mecklenburgischen, gest. 1759 — (einer unverbürgten Nachricht zufolge im Gefängniß zu Eilenburg). Er hat sich während seines nur kurzen literarischen Lebens, — mit der Sammlung seiner satyrischen Schriften im Jahre 1739 endigte er diese Gattung der Thätigkeit — lediglich der Satyre gewidmet, die er aber häufig mit der bloßen Persifflage verwechselt. Ob er gleich die Celebrität nicht verdient, die man ihm in spätern Zeiten noch zuerkannt hat, so muß man doch einräumen, daß er sich durch eine zierlich leichte Beweglichkeit des Geistes vor manchem frühern Satyriker auszeichnet, so wie er auch nicht arm ist an einzelnen witzigen Einfällen und parodirender Laune. Doch zur ächten Satyre fehlt ihm leider jene hochsinnige und vollkräftige Freiheit des Geistes, die das Zeitalter kühn und ruhig übersieht, ohne von dessen irrem Getreibe berührt zu werden. Ihm ist es schon genügend, ein paar über die Gebühr elende

Au-

Autoren in ihr Nichts zurück zu weisen, und wenn gleich diese Vernichtung nicht ohne eine gewisse Behaglichkeit geschieht, so reicht denn doch zu diesem Unternehmen selbst eine gewöhnliche laue Halbkraft hin, welches Wort überhaupt einen beträchtlichen Theil des Liscovschen literarischen Strebens bezeichnet. — Wen muß nicht Widerwillen ergreifen, wenn er einen Mann wie Liscov seine Talente so misbrauchen sieht, daß er Jahre lang einen armselig verworrenen Autor (Philippi in Halle) verfolgen konnte, während der Gegner gar bald ein Gegenstand des Mitleids wurde, da sich sogar Spuren von Wahnsinn in seinen Schriften finden. — Auch die zu große Hinneigung zum französischen Geschmack muß dem Satyriker zum Nachtheil angerechnet werden, da er billig hätte einsehen sollen, daß in demselben für die Deutschen kein Heil zu finden ist. Wenn er ferner bald nach seinem ersten Auftreten eine satyrische Abhandlung lieferte: „über die Unnöthigkeit guter Werke zur Seligkeit," so läßt schon die bloße Aufschrift ahnden, daß er über das Wesen der ächten Ironie im Dunkeln war; noch mehr aber müssen wir bedauern, daß dieser Aufsatz, obwohl er scheinbar nur gegen einige wenig bedeutende lutherische Theologen gerichtet ist, doch auch heimlich die ganze lutherische tiefsinnige Ansicht, die der Verfasser gänzlich misverstand, mit den Waffen seichter Sophisterei anzugreifen wagt.

Wer mit einer klaren Einsicht in das Wesen der Satyre, des Witzes und des Humors Liscov's Werke genau gelesen, und wieder gelesen hat, wird dieses Urtheil keineswegs zu hart finden.

§. 25.

Um diese Zeit herrschte in Deutschland noch immer der Geschmack an Wochen- und Monatsschriften. Den ersten

Versuch in der letztern Gattung hatte bereits Thomasius im letzten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts gemacht (1694), und Tenzel, der sogleich seine „unschuldigen Nachrichten" darauf folgen ließ, zeigte nur zu oft eine ähnliche Ungründlichkeit. Diese herrscht bei Thomasius stets, sobald er mit dem engen Nützlichkeitssystem bewaffnet, von dem Studium der alten Sprachen redet, und sein Urtheil von den Griechischen Klassikern giebt *), wofür er gleichsam zur Strafe auch meistens nur buntes, kraftloses Halbdeutsch zu schreiben im Stande ist. Dennoch steht Gundling noch tief unter ihm als Nachahmer des Nichtnachahmungswürdigen.

Kaum mögen wir in dieser Gesellschaft nennen die Acta eruditorum, die erste kritische Zeitung der Deutschen, die man in Hinsicht ihres Werthes auch wohl eine der ersten sämmtlicher Europäischen Nationen der damaligen Zeit nennen dürfte. Immerhin möge uns die Weitläufigkeit, Steifheit und Pedanterie, welche hie und da in jenem Werke waltet, ein Lächeln abgewinnen; nimmer werden wir die umfassende Gelehrsamkeit, den strengen und doch frommen Ernst, so wie die tiefe Gründlichkeit, Vorzüge, die uns hier noch öfter begegnen als jene Fehler, verkennen dürfen. Selbst dann, wenn wir die meisten jener Recen-

*) Man muß in seinem Journal selbst gelesen haben, um an die unsägliche Frechheit zu glauben, mit welcher er, jede ächt speculative Philosophie und jede wahrhafte Poesie schmähend, von Homer und Hesiodus, von Plato und Aristoteles redet. Ganz besonders ist der Letztere das Ziel seiner Schmähungen, und er läßt keine Gelegenheit vorbei und kein Mittel unversucht, um ihn als Menschen und Schriftsteller widrig und verächtlich zu machen. Vergl. Ludens Thomasius, herausgegeben von Joh. v. Müller, Berlin 1805.

sionen nicht für eigentliche Kritik im höhern Sinne, sondern nur für Relationen von gegebenen Büchern annehmen wollen, so wird uns dadurch wenigstens der historische Erwerb nicht verkümmert werden, indem jene Berichte fast immer mit einer solchen Genauigkeit abgefaßt sind, daß wir zuweilen sogar das Buch selbst, von dem sie handeln, entbehren können. Es drängt sich dabei die Frage auf, von wie vielen sich brüstenden Recensionen der neuern Zeit wir wohl ein ähnliches Urtheil fällen dürften: eine Frage, deren Beantwortung wohl schwerlich zu unserer Zufriedenheit ausfallen möchte.

Späterhin wurden jene Acta in deutscher Sprache fortgesetzt, doch brachten sie nur einen Theil ihrer ehemaligen Gründlichkeit unter dieser neuen Form mit, bis sie endlich zur Mittelmäßigkeit und von da zur Unbedeutenheit herabsanken. Ihre Dauer war vom Jahr 1682 bis 1756.

§. 26.

Der ästhetisch-moralischen Wochenschriften hat es in Deutschland sehr viele gegeben, unter denen wir folgende bemerken: Diskurse der Maler, 1721, der Patriot, 1724 (von Hoffmann, Richey, Weichmann und andern): Die vernünftigen Tadlerinnen, 1725 und 26. Der Biedermann, 1727 f. Der preußische Einsiedler, Königsberg 1740. Der Weltbürger, Berlin 1742. Der Maler der Sitten, Zürich 1744. Der Fremde, Kopenhagen 1745. Der Schutzgeist, Hamburg 1746. Der Gesellige, Halle 1746. Der Jüngling, Leipzig 1747. Die Matrone 1749. Der Menschenfreund 1749. Der Druide, Berlin 1749. Der nordische Aufseher, Kopenhagen 1749. Daphne 1750. Der Mensch, Halle 1751. Der Schwärmer oder Herumstreifer, Stralsund 1754. Der Freund 1755. Der Bienenstock,

Hamburg 1756 *). Ferner: Der Pilgrim, der ehrliche Alte, der Redliche, das Schauspiel menschlicher Handlungen, der Mann, der Greis, die Frau u. s. w. Die meisten dieser Zeitschriften haben es zu mehrern sehr ansehnlichen, manche sogar bis zu zwölf starken Bänden gebracht. Die fleißigsten Wochenblatt-Schriftsteller waren: Hoffmann, Richey, Weichmann, Gottsched, Bodmer, Breitinger, Lamprecht, Bock, Elias und Adolph Schlegel, Andreas Cramer, Meier (Prof. der Philosophie in Halle), Sulzer, Cronegk, Mylius u. s. w.

§. 27.

Fast alle diese Zeitschriften sind für die höchste Bequemlichkeit derjenigen Leser und Leserinnen berechnet, denen man auch nicht die kleinste Anstrengung zumuthen darf. Sie tragen deshalb fast durchgängig den Stempel der süßlichen Flachheit, die sich nur an Diminutiv-Gedanken und Miniatur-Empfindungen ergötzen mag; sie tragen fast überall den Wunsch witzig und humoristisch zu sein zur Schau, den aber das Geschick keineswegs gewährt. Denn der Witz und Humor ist nur das Eigenthum mächtiger und großartiger Naturen, die in sich selbst einig, und die Verhältnisse des Lebens überschauend, jede Uneinigkeit und Entzweiung scharf und sicher mit einer gewissen epigrammatischen Ruhe zu erfassen wissen. Eben so wenig glückt es diesen Wochen- und Monatsschriftstellern mit der Philosophie, Aesthetik und Moral, die sie mitunter ausstreuen. Die Erstere muß sich bequemen, ein Toilettengeschenk für die Damen, wie sie etwa Gellert in einigen seiner Erzählungen und Lustspie-

*) Bei den letzteren 16 Journalen ist die Jahreszahl der späteren Ausgaben angegeben worden.

len schildert, zu werden. Die Zweite größtentheils vom Auslande her geborgt, beginnt mit Unsicherheit, geht durch Peinlichkeit und endet — fast möchten wir sagen: triumphirend in Seichtigkeit. Die Dritte endlich wandelt die wohlbekannten Pfade der gemeinen Vornehmheit, und bequemt sich nur zu oft nach dem Wunsche weichlicher Leser, weshalb denn immer das strenge Soll der Pflicht in ein blöde seufzendes „Ach möchte doch," oder „Es dürfte vielleicht anzurathen sein," verwandelt worden ist *).

§. 28.

Der Schaden, welchen die Mehrheit der Wochenschriften vielen deutschen Lesern gethan hat, ist kaum zu berechnen, denn zum Theil von ihnen schreibt sich jene frivole Anstrengungsscheu her, der zu Folge man fast mit jeder tiefsinnigen und durchgreifenden Schrift schnell fertig wird, indem man sie für unverständlich und eben deshalb auch für ungenießbar erklärt. Von ihnen zum Theil schreibt sich her jene hohle Geschwätzigkeit, die in ewigen Tautologien sich müde jagen müßte, könnte jene Gattung von breiter

*) Man übersehe bei diesem Urtheil nicht die Worte „Fast" und „Mehrheit," denn es versteht sich von selbst, daß einzelnes Schätzbare sich auch in den Wochenschriften findet. Das lassen schon einige oben angeführte ehrenwerthe Autoren vermuthen, so wie ja auch einige wenige bessere Monatsschriften an ihrem Orte angeführt worden sind. Immer aber bleibt bedenklich, daß selbst manche gute Schriftsteller, sobald sie für jene Wochenschriften arbeiteten, wie verwandelt erscheinen, gleichsam als meinten sie, das Mittelmäßige gehöre hier gerade hin, und sei eben gut genug. Man lese nur zum Beispiel den „nordischen Aufseher," und man wird kaum glauben können, daß der kraftreiche A. Cramer mitunter so Schwächliches und so schwächlich schreiben konnte.

und unseliger Redseligkeit überhaupt nur müde werden, jenes leere Raisonnement, das um ein Nichts spatzieren geht, und die Leser mit schwächlicher Höflichkeit einladet, sich an dem Nichts zu erfreuen, und es für ein Etwas zu halten, jene endlose Danaidenarbeit der Alltagsschriftsteller, die das schon hundertmal Gesagte, das Einmal zu sagen schon überflüssig wäre, stets von neuem in die porösen Gemüther ihrer Leser hineingießen, jene kümmerlich mit Bildung prunkende Ansicht, als sei der Zweck des Lebens nur das Vermögen, über tausenderlei Dinge von A bis Z hinüber und herüber, die Kreuz und Quer zu reden, wobei niemals ein tüchtiges Etwas ausgemacht, und in das Reine gebracht wird, und auch nicht gebracht werden soll, weil ja sonst jenes instinktmäßige Schwatzen seinen Spielraum beschränkt sehen würde u. s. w.

Damit aber der Vorrath jener Journale nicht so leicht zu Ende gehe, obwohl das Erzeugen derselben aus eigenen Mitteln nicht eben schwierig sein konnte, so nahm man auch zum Auslande die Zuflucht und übersetzte den Spectator und die Spectatrice, den Guardian, Rambler, Tatler u. s. w. In ihnen weht bekanntlich ein viel besserer Geist, als in den meisten deutschen Wochenblättern jener Zeit; allein auch sie leiden nur zu oft an zierlichstbequemer Aesthetik, die es Allen recht machen möchte, an lauer Halbmoral, conversirender Geschwätzigkeit u. s. w.

Erst spät erfolgte die Uebersättigung und mit ihr die Entfernung jener Wochenschriften. Doch ist der Geist der Ungründlichkeit leider auch in manche neuere Journale gefahren, und es hat eben nicht das Ansehen, als würde er sobald verschwinden.

§. 29.

Zurückkehrend zu der Geschichte unserer Poesie im ei-

gentlichsten Sinne des Worts, werden wir jetzt durch einige sehr glänzende Erscheinungen erfreut werden.

Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. 1724, gest. 1803. Es bedurfte eines eben so gewaltigen als milden Geistes, um die Deutschen zur ächten Deutschheit und somit zur ächt deutschen Poesie zurückzuführen. Es bedurfte des allerkräftigsten Anfassens und Aufrüttelns aus manchen behaglichen Träumen, in die man seit so langer Zeit versunken gewesen war. In den Wissenschaften hatte man von jeher nur ein gründliches Bestreben anerkannt und geachtet, und meistens nur das Vortreffliche war als solches gefeiert worden. Doch in den Künsten war das alles anders. Hier herrschte das seltsamste Vorurtheil, Bequemlichkeit, und ein ewiges sich zur Ruhe setzen und andere zur Ruhe einladen. Ein gewöhnlicher Zeichner, oft kaum gut genug für den Hausbedarf, ward nicht selten mit Raphael und Correggio verglichen, eine halbweg erträgliche Statue wurde des Phidias für würdig erklärt u. s. w. Und nun vollends in der Poesie! Der alltäglichste Kopf, wenn er nur das mechanische Talent besaß, plausible Gedanken, mochte er sie auch entlehnt haben, in erträgliche Reime zu bringen, oder mit der Unform eines roh hintappenden Hexameters zu umgeben, wurde gewöhnlich sogleich bei seinem Auftreten mit dem heiligen Namen eines Dichters begrüßt. Es war nicht genug, daß man dergleichen ganz mittelmäßige Leute mit Opitz und Flemming verglich, man war auch patriotisch genug sich zu freuen, daß wir doch nun auch den Alten und den neuern Ausländern muthig die Stirn bieten könnten. Die Redacteurs der damaligen ästhetisch-kritischen Blätter zündeten fast alle Monate in ihren Heften ein Freudenfeuer an, daß nun doch endlich einmal die reine

goldene Zeit angebrochen, und ordentlich mit Händen zu greifen sei.

§. 30.

Und das sollte nun alles nicht mehr so gelten! Es stand ein Dichter auf, der schon als Jüngling seine höhere Abkunft beurkundete, der einige Oden gab, die man keineswegs im Halbschlummer zu lesen wagen durfte, der in einer derselben (der Lehrling der Griechen) den Horaz nur deshalb nachgeahmt zu haben schien, um ihn zu übertreffen, und der endlich, noch immer als Jüngling, mit den ersten Gesängen eines epischen Gedichtes auftrat, das durch die Kühnheit des Plans und der Ansicht, so wie durch die Form im Allgemeinen den Kritiker überraschte, während es den einfachen Leser durch die reinen und frommen Gesinnungen, die überall hervorleuchteten, so wie durch die Gewalt der Sprache und Situationen in das innigste Entzücken versetzte.

Als er so dastand gefeiert wie noch keiner gefeiert war, traf ihn der größeste Schmerz der den Dichter treffen kann, indem eine tiefe und heftige Leidenschaft (für Fanny) unerwiedert blieb. Es ist wahrhaft rührend und zum Lächeln einladend, wie ganz Deutschland staunte, daß der größeste Dichter lieben könne ohne wieder geliebt zu werden, und wie die arme Fanny, die nun einmal das Unglück hatte ihn nicht zu lieben, von allen Seiten bestürmt wurde, sich in möglichster Schnelligkeit eines Bessern zu besinnen. Sie vermochte es nicht, und so büßte Klopstock den größten, fast ganz unverschuldeten Irrthum seines Lebens durch den Verlust eines gewissen zarten Blüthenstaubs der Seele, für den selbst der Gewinn an höherer Kraft keinen hinreichenden Ersatz zu bieten scheint. Jene Kraft aber ward ihm

jetzt im hohen Maaße zu Theil, und ihr gesellete sich eine gewisse großartige Vornehmheit zu, die ihn während seines ganzen übrigen langen Lebens nie verließ. Durch sie vermochte er in der spätern Zeit, selbst in dem Verhältnisse zu der vortrefflichen Meta, der von neuem rege gewordenen Neigung überall Maaß und Ziel zu setzen, und dem Schmerze über ihren baldigen Verlust gewissermaßen vorzuschreiben, wie weit er gehen solle, und daß er ihn nicht zu tief verletzen dürfe. Im Bewußtsein seiner großen Dichterwürde nahm er im gewissen Sinne nie mehr den Lorbeer von seinem Haupte, und des Lebens Blitze zogen unschädlich an dem so feierlich Bekränzten vorüber.

§. 31.

Jetzt ließ er mit immer größerer Ueberlegenheit die Impulse wirken, welche seine Gedichte schufen. Sie heißen: Freundschaft, Vaterlandsliebe und Religiosität.

Zu seinem Glücke, d. h. hier: zu seiner Bildung, fehlten die Feinde nicht; aber ausgestattet mit jener Vornehmheit, verwehrte er ihnen allen — was nicht immer zu billigen sein dürfte — auch den geringsten Einfluß auf den Gang seines Strebens, ihre Namen wurden von ihm kaum genannt, fast nie geschrieben, und niemals durch den Druck verewigt, nie hat er einem von ihnen geantwortet, ja selbst in spätern Zeiten hat er die ihm unbequemen Ansichten einiger in mancher Hinsicht überlegenen Wohlgesinnten, z. B. Herders, kühl und fast ohne alle Achtung abgelehnt. Aber früher vom Jahre 1748 bis in die nächst folgenden Jahrzehnte, war auch die Schaar der Freunde die sich um ihn versammelte, bei weitem zahlreicher und gewichtiger. Klopstocks Seele sehnte sich damals mit ganzer jugendlicher Kraft nach der Freundschaft, ja er

wußte dieses Gefühl zu einer Art von sich selbst vergessender Liebe zu gestalten, denn das Schicksal vergönnte ihm keinen Freund, an dem er mit freudiger Demuth hätte hinauf sehen können, keinen, der ihm ganz hätte genügen dürfen. Und doch genügten sie ihm. Seine mächtige Phantasie verhüllte ihm ihre geistigen Unzulänglichkeiten, und ließ ihn sogar bei manchem nicht einmal die innere Halbheit und Gemüthskälte bemerken. Es ist eine rührende Erscheinung, wie er diese zum Theil etwas mittelmäßigen Menschen so innig an sich schließt, gleichsam um sie mit dem Ueberfluß seiner Liebe in ein neueres bedeutsameres Leben einzuführen. „Manche Treffliche unter denselben gaben sich dafür auch alle mögliche Mühe seiner würdig zu werden, andere hingegen glaubten genug zu thun, wenn sie nur die alten Künste der Verhätschelung bei ihm anwendeten, und ihn mit Schmeicheleien groß zu füttern suchten. Aber Klopstock blieb immer er selbst, und stand nicht weniger schön seinen Freunden als seinen Feinden entgegen. Das Publikum freute sich mit Recht über eine solche Eintracht, die ja bei ihm nur Gutes wirken konnte, und lächelte aus Zartheit nur im Stillen, wenn Klopstock von einem geringhaltigen Poeten zu sagen für gut findet:

„— der mir gleich ist, den die Unsterblichen
Des Hains Gesängen neben mir auferziehn“

denn es fühlte sich bloß verpflichtet, die Milde zu rühmen, ohne sich jene undienlichen Haingesänge aufreden zu lassen.

§. 32.

Die Freundschaft ist bei Klopstock — wir wiederholen das Damals — keinesweges etwas bloß Zufälliges, keinesweges ein bloßer Wunsch, eine bloße Freude, sie ist selbst mehr als ein bloßes Herzensbedürfniß, sie ist die voll-

endete Nothwendigkeit des gesammten Menschen, und eben deshalb seine Gottheit, seine Muse. Ihr verdanken wir seine schönsten, von jugendlicher Wärme durchglühten Oden. Als sie ihn verließ, ohne Zweifel durch Schuld mancher Freunde, deren Blöße denn doch nicht immer mit dem Purpurmantel seiner Phantasie verhüllt werden konnte, da verließ ihn auch, möchten wir sagen, der herrlichste Pulsschlag seines Lebens, und er war gewiß nicht glücklich in der Abgeschlossenheit seines spätern Alters. Zwar bleiben ihm auch dann noch die wackern Männer Ebert (bis 1795) und Gleim, der fast mit ihm zu gleicher Zeit starb, und einige wenige andere; aber K. bedurfte der Freunde viele, und sobald er sich nicht reich fühlte, erscheint er arm. Was in der Mitte liegt konnte ihn wenig befriedigen. — Ist er aber hier schuldfrei? — Gewiß nicht. — Was hätten ihm Lessing und Herder, Schiller und Goethe sein können!

§. 33.

Der zweite Impuls zur Poesie war bei ihm die Vaterlandsliebe, die, seiner stolzen Seele ganz gemäß, nach und nach sich immer mehr vertiefte, durch Widerstand sich stärkte und zur edeln Leidenschaft wurde. Daher ist diese Vaterlandsliebe nicht ruhig-epischer Natur, sondern lyrisch-polemisch und dithyrambisch zürnend. In einem Deutschland wo alle Deutsche für ihr Vaterland geglühet hätten, wäre Klopstock vielleicht ganz ruhig und gelassen da gestanden. Aber so war es nicht, und so ist Klopstocks Erscheinung als eine vollendet nothwendige zu achten, die im steten heiligen Verfechten des Heiligen verharren mußte. Auch der geborene Dichter ist nicht immer der Sieger ohne Kampf, aber der Kampf den der Sieg krönt, gewährt einen Anblick, von dem Seneca wohl auch in die-

ſer Beziehung mit Recht ſagen würde, daß ſelbſt die Gottheit ihn mit Luſt anſchaue.

Dieſe Vaterlandsliebe hat die köſtlichſten Früchte getragen. Sie erzeugte nicht bloß einige ſtolze kühne Oden, ſondern in ſpätern Jahren auch noch das immer tiefere Eindringen in das Weſen der Sprache, das in ſeinen grammatiſchen Geſprächen, ſo lange verborgen, verkannt oder blöde angeſtaunt, erſt nach Klopſtocks Tode zum erſtenmale von J. H. Voß gehörig gewürdigt worden iſt, ein Ruhm den wir unſern Zeiten nicht verſagen können, da die frühern Jahrzehnte träge genug ſich ihn nicht anzueignen vermochten.

§. 34.

Der dritte Impuls ſeiner Poeſie war die Religion, und zwar die Verherrlichung des Chriſtenthums, in ſo weit Klopſtock es erfaßt hatte. Wohl iſt es wahr, daß die höhere Natur des ausgezeichneten Dichters der Zeit befiehlt und ihr ein neues Gepräge giebt; dennoch wird auch ſie dem Einfluſſe der Zeit in der ſie aufſteht, nicht ganz entgehen können, denn ohne die ſtete Wechſelwirkung von Geben und Empfangen iſt kein Leben, alſo auch nicht das des eminenteſten Geiſtes möglich. So trägt denn auch Klopſtocks Religioſität die Spuren ſeiner Zeit. Einem Theile ſeiner Zeitgenoſſen war freilich der alte ſchöne deutſche Glaube in ſeiner Lebendigkeit und Wärme noch geblieben, man hatte ihn hinübergerettet aus einer frommen Vergangenheit und ihn geſchützt vor dem frechen Antaſten einer meiſt unheiligen Gegenwart. Bei einem andern Theile war die Religion in Erſtarrung und Verſteinerung übergegangen, und der Buchſtabe hatte ſeine alte tödtende Kraft bewieſen. Der dritte und größeſte Theil ſeiner Zeitgenoſſen

hatte seine Zuflucht genommen zu dem jammervollen Encyclopädismus und zu jener lauen unseligen Aufgeklärtheit, die durch Unbefriedigtheit erzeugt, ihren Durchgang durch Unbefriedigtheit hat, und in Unbefriedigtheit endigt.

Klopstocks Religiosität ist ein edles Ringen, Ahnen, ein heißes, oft auch wundes Sehnen nach dem was Antwort hat auf jede Frage und Befriedigung für jede tugendhafte Ahnung. Aber er findet nicht immer jene vollendete Befriedigung, jenes ewig selige Ja. Oft ist es nur eine gewisse, wenn wir so sagen dürfen, geräuschvolle Erhabenheit, durch die er sich beschwichtigt. Zuweilen ist es wohl gar nur ein gewaltsames Flügelschlagen, wodurch er sich selbst vielleicht ermüdet; zu einem durchaus klaren seligen Anschauen bringt er es selten. Doch jenes Ahnen und Sehnen finden wir oft sehr rührend ausgesprochen, z. B. in den Oden: der Allgegenwärtige, der Erbarmer u. s. w. Aber wenn wir Luther, Flemming und Gerhard ganz kennen, oder wenn wir, abgesehen von allen Namen und vorhandenen Werken, uns bloß ein religiöses Ideal vorhalten; so kann uns Klopstock hier nicht vollkommen genügen.

Klopstocks Geist — es muß eingestanden werden — war nicht gestärkt durch reine Speculation, nicht genährt durch ächte tiefe deutsche Philosophie, und auch er mußte dafür büßen, so wie denn noch Niemand auf Erden ungestraft der Philosophie sich entäußert oder wohl gar sich ihr widersetzt hat. Höchst ungern nur erwähnen wir solcher polemischer Versuche gegen die Philosophie bei dem edeln Klopstock, doch sind sie leider nicht zu übergehen, da wir ohne diese Hindeutung ihn nicht verstehen, so wie er auch, redlich und ohne Scheu, seine Ansichten nie verhehlte.

§. 35.

Innig anerkennend aber, und mit hohem Ruhme wollen auch wir gedenken der Idee zum Messias. Wenn wir diese in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit überdenken, und zugleich die Kühnheit berechnen, die erforderlich war, sie als Vorwurf des Epos aufzufassen, so werden wir schon um ihretwillen unserm Klopstock den Namen eines wahrhaften Dichters nicht versagen dürfen. Dann erst mögen wir anerkennen, was allerdings keinen Zweifel leidet, daß diese Idee nicht so klar und vollendet zur Erscheinung gebracht worden ist, als sie in seiner frommen Phantasie, in seinem still kräftigen Gemüth entsprang. Es ist heilsam sich auch hiebei zu erinnern an den Unterschied zwischen dem, was durch das Materiale der Poesie, d. h. durch die Worte bezeichnet werden kann, und dem, was der Poesie als solcher allein angehört. Das erstere ist beschränkt, doch in dem letztern ist allerdings das Eine und das All. Manche herrliche Idee, es sei zu einem Roman, Epos, einer Tragödie oder zu einem Sonett, ja selbst Epigramm, ist vielleicht nimmer ganz rein und lauter zur Erscheinung zu bringen, weil die Poesie am Ende denn doch nur Worte hat, mit denen sie selbst das, was das Wort fliehet, ergreifen soll. Manches reizende Gebilde der Phantasie wird durch das schwere Wort niedergedrückt wie der zarte Flügel des Schmetterlings durch den kühlen Thautropfen der Nacht.

Das Talent der mimischen Darstellung im Styl, besitzt Klopstock nicht in vorzüglichem Grade. Die geistige Physiognomie seines Christus schwankt zwischen den Schöpfungen des tiefen Albrecht Dürer und denen der neuitalischen Schule; doch eben dieser Mittelzustand erreicht nichts ganz Entschiedenes. Sein Gott der Vater ist zu populär erhaben, und hat zuviel mit einem gewissen — wenn wir

so sagen dürfen — arithmetischen Pathos zu thun, sein Johannes ist mehr der Begriff eines vortrefflichen Schülers als der einzige Jüngling selbst. Die Engel sind fantastisch geflügelte — Lämmer und singen besonders gegen das Ende des Werks so viel, daß Ermüdung zu besorgen ist.

§. 36.

Am verfehltesten aber ist, meines Erachtens, der Charakter des Satan, des Mahlerischsten und Gestaltvollsten was unsre Mythologie hervorgebracht hat. Hier ist es dem Dichter genug gewesen, das (nicht klar genug gedachte) Prinzip des Bösen personificirt redend einzuführen, und zwar abermals wieder mit steter Hinneigung zum Erhabenen, nur daß dieses Letztere, um es von dem des guten Prinzips zu unterscheiden, mit einiger Krampfhaftigkeit versetzt worden ist. Um den Klopstockischen Satan verfehlt, und, trotz aller ihm in den Mund gelegten Heldensprüche, kraftlos zu finden, bedarf es nicht erst einer Vergleichung desselben mit dem durchaus vortrefflichen in Goethe's Faust, sondern es ist genug sich an manche Andeutungen dieses Charakters in den alten deutschen Komödien und Heldenspielen zu erinnern. Wir gestehen daß wir einige altdeutsche Schauspiele kennen und von Puppen haben aufführen sehen, in denen der unselig negirende, witzig ruchlose, aus innerer Zerstörtheit zerstören wollende Charakter des Satan im Ganzen mit einer so besonnenen Umsicht, Consequenz und lebendigen Deutlichkeit geschildert worden war, daß wir einzelne Unbeholfenheiten gern verziehen, während die gebildete Kraftsprache und die anziehenden Sentenzen Klopstocks, für jene fehlenden Charakterumrisse nicht hinreichend Ersatz geben. Der Satan, der eben (wie bereits gezeigt worden) in einem gänzlichen Verneinen alles Posi-

tiven beruht, weiß von keinen solchen Sentenzen, denn es giebt für ihn gar keine feste Wahrheit, und ein auf Erhabenheit ausgehender Mephistopheles ist in sich selbst eben so gehaltlos als die erhabenen Hexen, welche ein sonst vortrefflicher Dichter in den Macbeth eingeführt hat.

Ohne Zweifel trägt bei dem mislungenen Satan im Messias Milton die meiste Schuld, indem damals in unserm Deutschland eine etwas unfreie Liebe für den wakkern, aber höchst einseitigen Englischen Dichter in Umlauf gesetzt worden war; aber es ist keinesweges unsere Meinung, einen Mann wie Klopstock, der höher stand als seine Zeit, durch ein Gebrechen seiner Zeit entschuldigen zu wollen.

Daß die zweite Hälfte des Messias tief unter der ersten steht, ist als allgemein bekannt voraus zu setzen, ja es dürften vielleicht unter tausend Lesern kaum zehn sich finden, die das ganze Werk mit gleicher Aufmerksamkeit durchdrungen hätten *).

§. 37.

Klopstocks Trauerspiele sind von den Deutschen mit einer Kälte empfangen worden, die in dem auffallendsten Gegensatz stand mit dem glühenden Enthusiasmus, den sein Messias erregt hatte. Man betrachtete sie, wie es scheint, nur

*) Sollte nicht auch die hexametrische Form, mit der Kl. bekanntlich häufig genug zu kämpfen hatte, — einen sehr edlen und verdienstlichen, doch sichtbaren Kampf — dem großen Werk geschadet haben? Würde nicht hier der Reim, etwa in der reichsten Fülle der Ottaven, oder in der Majestät der Terzinen, von der herrlichsten Wirkung gewesen sein? Es ist nie zu spät, diese Frage aufzuwerfen; denn nur eine praktische Antwort könnte ganz entscheiden.

nur mit einer gewissen verlegenen Scheu, und während man sich besann, was eigentlich darüber zu sagen sei, ging vielleicht der Augenblick des Ergreifens und Auffassens verloren. In der That sind diese Tragödien, bei der ersten Lektüre wenigstens, dem Scheine der Härte und Kälte ausgesetzt, auch ist nicht zu leugnen, daß der ruhige Stolz, in dem sie sich geben, zuweilen herbe wird und schroff, auch zu viel von sich selbst und daß er so stolz sei, *redet*, und daß das Ganze sich nur wie ein kühner harter Fels erhebt. Der Styl, in dem diese Tragödien geschrieben sind, hat eine Nacktheit, die den Liebhaber der blumenreichen Schreibart zurückstoßen muß, denjenigen aber sehr anziehen wird, der hier eine Besonnenheit ahndet, die von dem gesunden Baume selbst die Blüthen und Blätter abzustreifen wagt, da sie des innern Lebens selbst *gewiß* ist. Ein Irrthum waltet hier allerdings ob, denn der Lapidarstyl gehört bekanntlich der Tragödie nicht an, aber es ist ein höchst bedeutender Irrthum, der neues Zeugniß giebt von dem selbstständigen Streben des trefflichen Mannes.

So bleiben die drei vaterländischen Schauspiele: Hermanns Schlacht, Herrmann und die Fürsten, und Hermanns Tod, eine höchst wichtige und in ihrer Art fast einzige Erscheinung. An Gründlichkeit in den Vorstudien, und rein historischer Forschung ist *Klopstock* schwer zu übertreffen, er hat sich in den Herrmann völlig *hineingelebt*, und manches, was er zu dessen Charakteristik gegeben, ist unübertrefflich, steht aber leider mit andern Theilen desselben Gemäldes im Misverhältnisse, da Herrmann zuweilen fast zu einem *Klopstock* selbst gemacht wird. Dasselbe gilt von Thusnelden, deren einzelne wahrhafte und köstliche Naivetät (z. B. als sie sich den ungeheuern Schild des Varus reichen läßt: „So groß! und hat doch nicht gehol-

fen.“) leider auch durch so manches daneben vorkommende Ungehörige nicht zur rechten Freiheit gelangen kann. Einige der altdeutschen Fürsten erscheinen fast nur wie graue Eisenrüstungen in Nebel gehüllt, mitunter aber wahrhaft imponirend und für den sinnigen Leser voll prophetischer Bedeutsamkeit. — Weniger ansprechend für die Tragödie scheinen die aus den alten hebräischen Urkunden genommenen Stoffe, die bei manchen glänzenden Details, durch eine seltsame Mischung von Schwere und Weichheit, von Weitläufigkeit und Willkühr erkältet worden sind.

§. 38.

Die beiden letzten Jahrzehnte von Klopstocks Leben entfernten sich nach und nach von der Poesie, und eine gewisse, weniger geist- als herzvolle Politik zog den Dichter in ihre Wirbel, und das ruhige Ebenmaaß, das ihn sonst meistens begleitet hatte, wich. Fast sämmtliche Oden und Epigramme, die ihm das durch die französische Revolution erregte Gefühl eingab, entbehren der poetischen Freiheit und sind theils Erzeugnisse eines wackern Enthusiasmus oder Zornes, der zwar wohl weiß was er will, doch das Höchste nicht erfassen kann, theils wohl gar Ergießungen des Ingrimms und einer Wehmuth, die nicht ohne Mistöne singt, theils auch nur Ergebnisse des — Irrthums.

Nach und nach fand sich auch etwas zu eng Abgeschlossenes in sein Leben hinein, er hörte auf, die gesammten Fortschritte der deutschen Literatur zu betrachten, obwohl er in manchen einzelnen literarischen Bestrebungen noch immer weit über der Zeit stand. Er war so sehr von Anderen verwöhnt worden, und hatte sich selbst so ganz an den Gedanken gewöhnt, sein Geist sei ein alles durchdringender, daß er fast immer sich selbst allein Recht geben mochte, wenn

ihm die bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur missfielen. Hiedurch gerieth er denn auch in eine Härte und Strenge gegen andere, die um so unangenehmer auffällt, wenn wir der milden Heiterkeit und des freudigen Anerkennens gedenken, welches er während seiner Jugend geübt hatte. Er spottete über Herders meistens treffliche Kritik der deutschen Literatur, aus der er wahrlich gar sehr viel hätte lernen können. Er übertrieb in einem harten Epigramm den Tadel gegen den mild-freundlichen Wieland, und sah in Goethe, dem er sogar einmal öffentlich vorwarf, er verstehe die deutsche Sprache nur so halb und halb, nicht viel mehr als ein unbändiges Genie, das aber eben deshalb ein wenig unbequem zu handhaben sei. Daß er Wieland nicht liebte mochte hingehen, besonders da die Abneigung nach Kräften erwiedert ward, daß er ihn aber nicht einmal eines ernsthaften Tadels würdigte und die ganze Sache mit einem einzigen Epigramme abzumachen meinte:

Er hinkt am Griechenstab, und lahmt am Römerstocke,
Und doch staunt alle Welt, und schreit: Er macht Epoche!

kann nicht wohl der Billigkeit gemäß erachtet werden. Warum sah er nur Stock und Stab, (die freilich oft genug in die Augen fallen,) da doch W's angenehme Leichtigkeit und behagliche Raschheit dem Blicke früher begegnen sollten, und gerade für Klopstock etwas höchst Wünschenswerthes gewesen wären!

§. 39.

In den letzten Jahren seines Lebens scheint Kl. die ganze Gegenwart ignorirt zu haben, und es ist zu zweifeln, ob er von den wahren Edelsteinen unserer Literatur, Egmont,

Tasso, Wallenstein, Wilhelm Meister, Siebenkäs u. s. w., Notiz genommen *).

Es ist eine betrübende Erfahrung, die der Literaturhistoriker nicht selten machen muß, daß manche selbst der trefflichsten deutschen Schriftsteller, in der Jugend verzogen und verweichlicht, sich in den späteren Mannsjahren verhärtet zur Ruhe setzen, und dann oft, nicht bloß abgeschlossen, sondern auch künstlich eingesäumt und zugeschnürt erscheinen. In Beziehung auf Klopstock kann natürlich nur von einer gewissen gletscherartigen Verhärtung im spätern Alter die Rede sein, doch auch diese, selbst wenn, wie hier, noch einige Abendrothstrahlen den Blick anziehen, ist immer ein trauriges Loos, das wir besonders von dem herrlichen Odendichter hinweg gewünscht hätten.

Als solcher, wir wiederholen es — denn wer möchte den Abschnitt über K. mit einem trüben Worte schließen? — als Odendichter steht er im Ganzen noch immer unerreicht da, und wie man auch über einige, die fast nur ein (an sich sehr achtungswerther) grammatischer oder rhetorischer Enthusiasmus erzeugt hat, urtheilen möge: die Hälfte derselben ist vollkommen hinreichend ihm die Unsterblichkeit zu sichern.

---

*) Einem Gerücht zu Folge, das einmal ausgesprochen worden, soll Klopstock Shakspearn nicht geliebt haben! Wir überwinden den Widerwillen, ohne welchen eine solche Nachricht nicht wohl mitgetheilt werden kann, durch die Hoffnung, daß irgend ein Deutscher, welcher Klopstocks persönlichen Umgang genoß, veranlaßt werde, ihr zu widersprechen. Indessen, auch ohne historischen Beweis führen zu können, lehnen wir jene Notiz als in sich selbst unhaltbar ab, da wir sonst wohl schwerlich Klopstock für einen Dichter würden erklärt haben können. Und als ein solcher ist er uns stets erschienen; einseitig zwar, doch in der Einseitigkeit wahrhaft groß und herrlich.

Wie in Deutschland gewöhnlich jeder bedeutende Schriftsteller, so wurde auch Klopstock von einer Menge Nachahmern begleitet. Es gab Poeten genug, die sich getrauten, auch wohl ein Epos zu Tage zu fördern, und es wimmelte bald so sehr von Heldengedichten unter uns, daß ein nicht geringer Heldenmuth erfordert wurde, dieselben zu ertragen. Auch die Oden wurden fleißig nachgeahmt, d. h. man stellte einige pathetische Ausdrücke neben einander, vermischte sie mit Wodan, Freya, Iduna ꝛc., und brachte sie dann in das Alkaische, Asklepiadeische, Sapphische oder gar in ein nach Willkühr selbst erschaffenes, taumelndes, ja trunknes Metrum, welches letztere man leider nicht ganz selten für den wahren Diamant in der Krone des Dichters hielt.

§. 40.

Es ist schon oben (§. 10.) erwähnt worden, daß sich zu Anfange der vierziger Jahre einige junge Männer, ausgerüstet mit mannigfaltigen Anlagen und edler Neigung für die Poesie, zusammen fanden und vereinten, einen bessern Geschmack in Deutschland hervor zu rufen, da sich hoffen ließ, er sei nicht todt, sondern schlummre nur. Sie hatten sich nicht getäuscht, und gar bald krönte der Beifall aller Besseren ihre Bemühungen. Zwar finden wir in ihrer Kritik und in ihrer Prosa noch viel von Gottschedischem Wasser, auch wohl von Bodmerscher Starrheit, aber es regt sich doch auch hie und da ein freierer Geist; und die durchaus uneigennützige, reine Liebe für die Poesie, so wie die edle Freundschaft unter einander war ihnen die Muse selbst. Man nennt den Verein dieser Männer wohl die Sächsische Schule, vielleicht nur weil sie sich meistens auf der Universität zu Leipzig hatten kennen lernen, und bezeichnet ihren Geist nach einem gemeinschaftlich heraus-

gebenen Journal, das lediglich nach dem Druckorte „die Bremischen Beiträge" hieß; obwohl nicht alle, die zu jenem Verein gehören, an demselben Theil genommen haben *). Einen eigentlichen dominirenden Herausgeber hatten jene Beiträge, die im Jahr 1743 begannen, nicht. Die Freundschaft, welche die Verfasser verband, war eine tüchtige republikanische, doch fein und zart, jeder Aufsatz, jedes Gedicht wurde der Kritik aller unterworfen; nur scheint es, als habe man besonders auf das Urtheil Gärtners besonderes Gewicht gelegt.

Karl Christian Gärtner, geb. zu Freiberg im Sächsischen Erzgebirge, gest. 1791 als Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig, galt für einen trefflichen Kritiker, weil er bei sehr ausgezeichneten Kenntnissen in den alten Sprachen, mit Sorgfalt auch das Bessere der Modernen sich anzueignen suchte, und stets mit liebender Strenge verfuhr; vielleicht auch weil er der ältere war. Da seine Anlagen zur thätigen Poesie ein wenig geringer waren als der meisten in jenem Vereine, so erschien er am seltensten mit eignen Arbeiten, und begnügte sich meistens mit der Beurtheilung und Herausgabe der Werke seiner Freunde. Man schien zu glauben, der nicht sehr productive Dichter sei am geeignetsten für die Kritik, ein seltsamer Irrthum, der sich jedoch dreißig Jahre darauf bei dem sogenannten Göttinger Verein, wiederholte, der bekanntlich auf das Urtheil des wackern, aber nicht sehr poetischen Boie das

*) Einen bessern Sinn würde der Name: „Sächsische Schule" bekommen, wenn man dabei bedenken wollte, daß Sachsen die Wiege des edlen Protestantismus ist, und deshalb auch eine rein protestantische Poesie vorhanden sein müsse. Eine rein Lutherische giebt es gewiß, und wer erkennt sie nicht als tief bedeutungsvoll!

meiste Gewicht zu legen schien. — Man darf von Gärtner sagen, daß er in der Poesie und besonders in der Beredsamkeit, manche früh eingesogene Gottschedische Gedanken nie ganz hat verbannen können, ein Uebelstand, der in seinem Schäferspiel: „Die geprüfte Treue," und in seinen gedruckten Reden genugsam an den Tag kommt; aber sein ganzes Naturel und seine ganze Gesinnung war von der Gottschedischen gar sehr weit entfernt, und so gelang es ihm, Treffliches zu leisten, ohne selbst Ausgezeichnetes geben zu können. Der würdige Mann zeigte wenigstens stets das wahre Gemüth des ächten Kritikers, dem nur daran liegt, daß das Häßliche nicht sei, und das Schöne sich Bahn mache. An sich selbst, und ob er besonders das Schöne geben könne, dachte er wohl nur selten, denn das erkannte oder doch geahndete Schöne wurde ja durch die Erkenntniß sein Eigenthum.

§. 41.

Ein verwandter Geist war Nicolaus Dietrich Giseke, ein Ungar, geb. 1724, gest. 1795. Er empfing seine Bildung in Deutschland und zeigte sich besonders thätig in dem genannten Dichterverein. An Gelehrsamkeit steht er vermuthlich unter Gärtner, aber an productiver Kraft geht er ihm voran, es fehlt ihm nicht an Kühnheit und Feuer, aber es ist zu beklagen daß er diese schönen Eigenschaften oft fast zu unterdrücken bemüht ist, weil er, der Allzubescheidene, sich selbst nicht recht traut, und stets der strengen Kritik des Freundes schon im voraus gedenkend, sich eine gebahnte bequemere Straße vorzeichnet, wo die Geländer auf beiden Seiten das Verirren fast unmöglich machen. Aber auch auf diesem Wege ist er nicht selten wahrhaft liebenswürdig durch Sanftheit der Empfindung,

der eine correkte und weiche Sprache zu Hülfe kommt. — Er hat sich versucht im lyrischen und didaktischen Gedicht, und in der Fabel; im ersten am glücklichsten, im zweiten hemmte ihn ein wenig die Ueberschätzung Opitzens, in der dritten zeigte er sich nur als einen leidlichen Nachahmer Gellerts. — Seine poetischen Werke, von Gärtner herausgegeben 1767, sind leider fast vergessen worden, doch werden manche seiner Gedichte, gleichsam wie reine Milch, ihre erfrischende Kraft nie verlieren.

§. 42.

Johann Elias Schlegel, geb. zu Meißen 1718, gest. als Lehrer an der Ritterakademie zu Soroe 1749. Er hat fast unter allen Dichtern, die man gewöhnlich zu der sogenannten Sächsischen Schule rechnet — nur daß man dabei nicht vergessen möge, daß eben diese Schule allen Schulen praktisch entgegen arbeitete, und eben deshalb nicht eine Schule genannt werden sollte, — den meisten Umfang des Geistes, obwohl nicht die größte Tiefe gezeigt. Der innern Freiheit und Selbstständigkeit, so wie rascher Lebendigkeit sich bewußt, gefiel es ihm, sich fast in allen Gattungen der Poesie muthig umher zu treiben. Sein „Herrmann" noch in den dreißiger Jahren des Jahrh. gedichtet, nimmt sich, auch abgesehen von fast allen Trauerspielen jener Zeit, durch Gesinnung und Kernhaftigkeit der Sprache stattlich genug aus; aber leider schnürt ihm die Pseudo-aristotelisch-Corneillische Theorie die tapfere Brust dergestalt zusammen, daß er fast zu nichts kommt, als zu — Worten. Dasselbe gilt fast auch von den andern Trauerspielen des Dichters, die durch eine oft beängstigende Form in ihrem innern Wesen aufgehalten und gedrängt werden, ob sie gleich stellenweise sehr zu rühmen sind, und die edle Gesinnung des Dichters oft hervorleuchtet.

Auch für das Luſtſpiel hatte S. entſchiedene Anlage, denn wenn auch anfangs im „geſchäftigen Müſſiggänger“ ſeine Raſchheit zu einer faſt alltäglichen Bequemlichkeit herabgeſunken war, ſo erhob er ſich doch bald darauf ein wenig zu dem „Triumph der guten Frauen,“ in welchem Luſtſpiele bei allen Mängeln (z. B. Undeutſchheit der Charaktere), doch ein ziemlich guter techniſcher Bau und raſcher Dialog zu erkennen iſt. Den Dichter aber bezeichnen nur ſeine Vor- und Nachſpiele in gereimten Verſen, z. B. „die ſtumme Braut.“ In dieſem Felde iſt bei S. faſt alles angenehm und künſtleriſch begränzt, während die oben genannten proſaiſchen Luſtſpiele (ſelbſt den in ſich recht komiſchen Geheimnißvollen nicht ausgenommen) an wäßriger Breite leiden.

Damit noch keineswegs zufrieden, ſchrieb er auch Oden, Cantaten, didaktiſche Epiſteln, Kritiken, den erſten Verſuch Shakſpearen bei den Deutſchen einzuführen (indem er ihn wohlwollender Weiſe mit Andreas Gryphius verglich), und die erſten zwei Geſänge eines ſehr weitläufig angelegten epiſchen Gedichts Heinrich der Löwe, an welchem aber faſt nichts bedeutend iſt als der Name des Helden.

Was als Uebermuth gelten kann in dieſer Ueberfülle und dem Umherſchweifen nach allen Seiten hin, ſoll nicht überſehen werden; eben ſo wenig aber auch die Beweglichkeit und der Reichthum der Phantaſie, ohne den ein ſolcher oft mit Glück durchgeführter Uebermuth gar nicht zu denken iſt.

Leider bewogen manche Verhältniſſe, wie ſie in Deutſchland bei den Dichtern nicht ſelten ſind, den Verfaſſer des Herrmann das geliebte Vaterland zu verlaſſen und im Auslande ein Glück zu ſuchen, wo es faſt nie zu finden iſt. Faſt alle Dichter bedürfen nicht bloß der Vaterlandsliebe,

sondern auch des sichtbaren Vaterlandes und der vaterländischen Freunde, der mahnenden, tadelnden, rühmenden, liebenden, und wie hätte Schlegeln was er damals in Dänemark fand ersetzen können was er verlor? Was er in Copenhagen und Soroe schrieb, zeigt stets von redlichem Streben, aber wir vermissen fast immer jene köstliche Behaglichkeit, die sich auch bei kräftigen Gemüthern nur im Umgange mit lieben trauten Freunden am sichersten erhält. Hochachtung konnte er erzwingen auch bei Fremden; Liebe nicht, und ihrer bedurfte er. Daher tritt seine Männlichkeit nicht selten rauh auf, seine Kraft mit Härte vereinigt, seiner Deutschheit fehlt die Lieblichkeit, seinem Stolze die süße Blüthe, ohne die er starr und eisern wie in steter Rüstung sich bewegen muß. — Unmäßige Anstrengung, und eine vielleicht nur selten ausgesprochene, doch desto lebhafter gefühlte Sehnsucht, in tiefes Heimweh übergehend, rafften den reichbegabten Jüngling im noch nicht vollendeten einunddreißigsten Lebensjahre hinweg.

§. 43.

Christian Fürchtegott Gellert, geb. 1715, gest. als Professor zu Leipzig 1769.

Keinem deutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts ist es gelungen, eine so große Anzahl der verschiedenartigsten Leser aus allen Provinzen, allen Ständen, ja selbst Religionspartheien in Liebe an sich zu ziehen, als ihm, und es ist kaum nöthig, der einzelnen Momente zu gedenken, in denen sich jene Neigung der Deutschen für ihn auf eine besondere Weise kund that, da die Erinnerung daran durch gar viele Schriften und mündliche Traditionen noch immer frisch und rege erhalten worden ist. Wie aber die kühlere Nachwelt nicht leicht den Eifer ihrer Vorzeit theilt,

oft wohl gar, ihre Nüchternheit für höhern Verstand haltend, sich nach Wassereimern umsieht, die alte Flamme auszulöschen, so ist es auch in Beziehung auf Gellert der Fall gewesen. Man glaubt, er habe seinen Lohn dahin, und ist eben nicht geneigt, im Lohnen weiter fort zu fahren. Endlich findet sich auch wohl eine stehende Redensart, oder ein lobendes Beiwort ein, das man in allen Fällen, wo von einem solchen Manne die Rede ist, mit Bequemlichkeit brauchen zu können meint. Ein solches Wort ist für Gellert schon längst gefunden, es heißt „der fromme Gellert," und damit gut. Allerdings wäre das auch recht gut, da es in der Hauptsache alles nennt, was von Gellert zu sagen ist, nur ist es übel, daß die meisten also redenden nicht recht wissen was sie damit sagen. Bei manchen ist ein solches Wort von einem gewissen Lächeln begleitet, das theils Bedauern über den armen Mann ausdrückt, der sich so gequält hat um etwas zu werden, welches man in den ästhetischen Thees selten in seiner wahren Bedeutung vernimmt. Zugleich aber bekündet auch jenes Lächeln mitunter das stolze Bewußtsein des Lächlers, daß er für seine Person sich mit nichten also plage, sondern ungleich besserer Aufklärung genieße. Lassen wir also diese wie jede andere stehende Redensart beiseite, sondern betrachten den ganzen Mann noch einmal mit gewohnter Unbefangenheit.

Eine altväterlich gottesfürchtige strenge Erziehung, tief inniger Glaube, so wie auf der andern Seite Unbeholfenheit im äußern Leben, die mitunter zur Aengstlichkeit zu werden schien, und stete Kränklichkeit: das waren seine Führerinnen zur — Poesie. Gellert ist ein schönes (doch gar nicht seltnes) Beispiel, daß jene strengste Gottesfurcht dem Witz nicht nur nicht wehre, sondern ihn auf die köst-

lichste Weise befördere, und daß jene Kränklichkeit und scheinbare Lebensängstlichkeit eine gewisse Gattung von scherzhafter Laune gleichfalls begünstige. Der fromme, arme, aber poetisch gebildete Kranke ist fast immer am meisten zur — Scherzhaftigkeit aufgelegt, während der im dicken Honig des äußerlichen Wohllebens Taumelnde gar bald mit verklebten Flügeln des Aufschwungs vergessen wird.

§. 44.

Gellerts Fabeln, welche in einer sehr dürren literarischen Zeit (von 1740 bis 50) erschienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verständliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz, die Liebe des Volks, und während es sie liebte, ward es auch durch sie gebildet. Die Verhältnisse des Lebens stellten sich hier theils ernst einfach, theils fröhlich dar, eine gewisse offenherzige Ironie, die keinem wehe that, entzündete ähnliche Gemüther und erweckte sogar den alten fast verschlafenen Geselligkeitsgeist. — Freilich wird der Kritiker tadelnd noch hinzusetzen müssen, daß diesen Fabeln oft eine gewisse Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwässerung beiwohne, doch wird er niemals jene angeführten Vorzüge derselben leugnen können: so wie denn überhaupt bei jedem Schriftsteller, welcher der wahrhafte Liebling des Publikums geworden, doch nothwendig irgend Ein guter entscheidender Grund obwalten mußte.

Wenn Gellerts Fabeln durch ihre Allverbreitung auf die Verstandescultur des Volkes bedeutend wirkten, so bemächtigten sich seine geistlichen Gedichte des Herzens der Nation, und es gelang ihm, einige Ahndungen von Religiosität selbst bei dem großen Haufen in der sogenannten vornehmen, wie in der sogenannten geringen Welt zu ret-

ten. Er erreicht nur selten die Tiefe und Gluth eines Flemming und Gerhard; aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch seine geistlichen Gedichte aus, ja er weiß selbst den oft zu durchsichtigen Gefühlen eine gewisse rührende Wärme und leichte wohlthätige Erhebung mitzutheilen. Einzelne Strophen treten besonders mächtig und großartig hervor, das helle Siegel der edelsten Begeisterung tragend; und jene allgekannten Zeilen:

Da ruft — o möchte Gott es geben! —
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
„Heil Dir, denn Du hast mir das Leben,
Die Seele mir gerettet, Du."
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

sind wie Harfentöne aus einer höhern Welt, die dem frommen Dichter gern erklingen, und die selbst einer gedrückten Seele süße Ahnung zuflüstern.

Ist aber im Allgemeinen vom Talent die Rede, und wo es sich bei G. am meisten und sichersten gezeigt habe, so tritt die kleine fröhliche Erzählung hervor, weil es ihm zu Statten kommt, daß hiebei eine gewisse Gattung von Geschwätzigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß, wie gesagt, die Kränklichkeit des Liebenswürdigen oft witzig ist. Freilich ist der Stoff dieser Erzählungen fast immer derselbe, doch macht sich sein spaßhafter Weiberhaß und seine komische Scheu vor der Ehe stets so gutmüthig und oft so angenehm schalkhaft, daß er wohl niemals eine Frau im Ernst erzürnt hat. Das bekannte Wort:

Ridetur chorda qui semper oberrat eadem

hat bei Gellert nur selten Anwendung erlitten, eben weil er die Eine Saite mit einer gewissen Zierlichkeit zu handhaben wußte.

Für den Roman hatte Gellert durchaus kein Talent, und es ist niemandem mehr zuzumuthen, seine schwedische Gräfin zu lesen. Man wird sogar einräumen müssen, daß Banise, Octavia, Aramena, so wie selbst die liebseligen und galanten Celinden und Bellamiren manche Vorzüge vor jener Gräfin haben.

§. 45.

Wenn auch fast eben so mislungen, doch erfreulicher und wichtiger sind seine Schauspiele. Mit ihnen ist es ihm ein ungleich höherer Ernst, und wenn auch sein Orgon und Damis, Siegmund und Simon, so wie sein Lottchen und Julchen, immer nur Umrisse von allgemeinen und nur selten recht deutschen Charakteren geben, so ist doch wenigstens der Dialog selbst in seiner zierlichen Weitschweifigkeit und ehrbaren Gelassenheit als ein sehr merkwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte der Deutschen anzusehn. Nur der Uebellaunige kann diese Stücke trocken nennen; der fröhlicher Gestimmte wird sie Alle, besonders aber sein „Loos in der Lotterie" recht wohl genießbar und scherzhaft in der Trokkenheit, so wie nicht minder beziehungsreich und bedeutend finden. Da wo der Scherz und Spott so leicht ist, als es in Beziehung auf diese Schauspiele zu sein scheint, ist er oft schon um deswillen ungerecht. Und so gelte dieses Urtheil denn auch sogar von Gellerts Schäferspielen, bei denen wir uns durch die vielen grünen und blauen Bänder (die einem neuern Kritiker so seltsam widerlich gewesen sind) durchaus nicht irre machen lassen wollen, indem wir sie für die Hüte und Schäferstäbe, die doch nun einmal durchaus vorkommen müssen, recht zweckmäßig finden.

Gellerts Briefe, die man bei ihrem Erscheinen als durchgängig musterhaft und vollendet betrachtete, gelten jetzt

bei Vielen für überkünstlich und wohl gar für affectirt. Ich gestehe gern, daß ich bei weitem milder über dieselben denke, und einige derselben in ihrer Sphäre als vorzüglich erkenne. Diese Sphäre ist nämlich das sogenannte goldene Zeitalter der deutschen Literatur von 1740 bis 60, das von Manchem für wahrhaft golden und einzig, von Manchem aber auch für größtentheils seicht und fade, oder wohl gar für ein wäßriges Fastgarnichts erklärt worden ist. Das erste Urtheil ist so verkehrt als das letztere. Jene Periode ist allerdings ein entschiedenes und bedeutendes Etwas. Wenn sich ein Mensch oder ein Volk oder eine Literatur von der Rohheit losreißt, so pflegt man jenes Losreißen nicht bloß durch die That zu beweisen, sondern auch sehr häufig durch selbstgefällige Worte zu verkünden. Oft begnügt man sich sogar mit den Worten allein, und hält sie schon für die That, oder denkt doch wenigstens, die letztere werde wohl von selbst nachkommen. Daher die ewig ausgesprochene Verschmähung des Rohen und Gemeinen (welche sich ja billig unausgesprochen von selbst verstehen sollte), daher die Liebäugelei und Koketterie mit der Feinheit und Zierlichkeit, die nicht selten in die Süßlichkeit und Stutzerhaftigkeit übergeht. Ganz frei von diesen Fehlern sind auch die Gellertschen Briefe nicht, doch haben sie weniger von denselben als die meisten übrigen der damaligen Zeit, denn Gellerts Geist war in der That ein zarter und feiner, während manche andere Poeten, die sich um ihn drängten, nicht ohne Unbeholfenheit und Anwandlung von Rohheit, sich auf die Zartheit legten, wie auf eine mechanische Kunst.

§. 46.

Abraham Gotthelf Kästner, geb. 1719, gest. 1800. Wenn Novalis einst wagen wollte, in seinem „Heinrich

von Ofterdingen" die Mathematik singend auftreten zu lassen, so würde schwerlich der scharfsinnige Kästner diese Göttin für die seinige erkannt haben, wohl aber zeigte er, daß seine Wissenschaft, wenn auch nicht Gesang, doch gar treffenden combinatorischen Witz gebe, oder vielmehr selbst witzig sei. Seine Epigramme sind zum Theil ein wenig gallicht und athmen mitunter eine etwas drükkende, wenn auch von künstlichen Wohlgerüchen durchwürzte Stubenluft, manche andere aber sind leicht hinflatternde Pfeile, die von sicherer Hand geworfen, das Ziel nicht verfehlen. Andere machen zu viel Umstände um witzig zu sein, und bedürfen oft langer erklärender Ueberschriften, andere verschwenden ihren Witz an unbedeutende und unerquickliche Commeragen, die bekanntlich leider genug in der gelehrten Welt vorfallen; immer aber wird doch ein nicht kleiner Theil übrig bleiben, an dem wir uns rein erfreuen. K. ist auch wichtig, um an ihm den Unterschied des poetischen und prosaischen Witzes zu zeigen; den letztern besaß er in hohem Grade, den ersten fast nie oder doch nur in seltenen Stunden. Sein Witz ist ein treffendes Schwerdt und ein wohl abwehrender Schild; aber fast immer ist es nur eine einzelne Sache, die er kräftig verficht oder deckt, selten eine umfassende Idee, fast nie eine poetische Anschauung. Die Philosophie, der er von jeher nicht sehr gewogen gewesen zu sein scheint, da er wohl nur Wolfische Metaphysik ganz kannte, wurde ihm in seinen letzten Lebensjahren zu mächtig, und die Pfeile, die er gegen Kant und Fichte schleuderte, trafen nicht diese Männer, sondern nur selbstgeschaffene Luftbilder.

Aller dieser Ausstellungen ungeachtet, besitzt die deutsche Literatur in Kästner einen Mann, von dem wir wenigstens einhundert in ihrer Art klassische Sinngedichte aufweisen können, die an Salz und Gift — auch Gifte mögen

gen in gewissen Fällen Heilkräfte in sich haben — so überreich sind, daß sie tausend andere Epigramme damit noch leidlich ausstatten könnten.

Noch muß bemerkt werden, daß K. schon hier seinen Platz einnimmt, weil er einer der allererſten war, welche der deutschen Prosa wenigstens etwas von ihrer alten Reinheit und Kernhaftigkeit zurück zu geben strebten, wovon sich schon in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (1741 ff.) Proben finden, die bei aller Mangelhaftigkeit doch in ihrer Zeit sich löblich auszeichneten.

§. 47.

Johann Adolph Schlegel, geb. 1721, gestorb. 1793, merkwürdiger als Bruder von Elias und Vater von August Wilhelm und Friedrich, denn als Dichter. Als letztern machte er sich bekannt durch mehrere geistliche Oden, die — freilich ohne das Feuer der Ode — gute Gesinnungen und fromme Gefühle in correkter Sprache ausdrücken. Dies ist aber auch alles, was man zu ihrem Lobe sagen kann, und selbst die am meisten bewunderte: „Gottes Größe in den Meeren" ist des erhabenen Gegenstandes durchaus nicht mächtig. Selbst bei den bloßen Anfangszeilen:

„Gott, Herrscher, groß in allen Landen,
Du bist auch in den Meeren groß"

ist es vielleicht kaum möglich, in dem gebührenden Ernst zu bleiben. Wenigstens ließe sich wohl gleich von vorn herein die harmlose Einwendung machen, daß wohl noch niemand so seltsam gewesen sei, zu behaupten, auf dem Lande zwar sei Gott allerdings groß; doch auf dem Meere werde man eben nicht viel davon gewahr. Der erste Vers des genannten Gedichtes scheint aber allerdings mit einem solchen nicht existirenden Individuum zu thun zu haben.

Wir besitzen ferner von ihm Fabeln und Erzählungen, die der Herausgeber (Gärtner) durch die Berufung auf Gellerts Beifall zu schützen meinte. Indessen war es gerade Gellert selbst, der bekanntlich durch seine eignen Fabeln den Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts ein Muster von Zierlichkeit und angenehmer Geschwätzigkeit gegeben hatte, und sein Beifallswort konnte nichts hindern, daß man eine Vergleichung Schlegels mit ihm dem Beifallgebenden anstellte, die dann natürlich nicht zu Gunsten des Ersten ausfallen konnte. Auch die damaligen Kritiker (1769) tadelten schon die Gedehntheit der Fabeln, die kalte Geschwätzigkeit der Moral und die Monotonie des Vortrags, und sie hätten dieses öffentlich ausgesprochenen Tadels nicht bedurft, da ihn wohl fast jeder Leser für sich mit leichter Mühe übernehmen konnte.

§. 48.

Früher schon hatte S. sich auch als Kritiker gezeigt, indem er die bekannte Schrift von Batteux „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz" für die Deutschen bearbeitete. Ein Auszug daraus nebst unendlichen Anpreisungen war bereits durch Gottsched den staunenden Deutschen überliefert worden, doch war Schlegel allerdings ein ganz andrer Mann, und so mußte seine Arbeit auch in jeder Hinsicht besser ausfallen; gut aber konnte sie nicht werden, denn das Original ist bekanntlich oberflächlich genug, und triumphirt noch dazu, die ganze Sache so leicht und seicht gemacht und abgemacht zu haben, während selbst das erste Verlangen des Lesers, eine wenigstens erträgliche Ansicht von der Idee der Natur selbst, so wie der Nachahmung, hier zu finden, unerfüllt bleibt.

Bei so strengem Tadel, dem sich S. aussetzt, werde

dennoch nicht verkannt, daß er durch Reinheit der Gesinnung, heitere von aller Pedanterie freie Gelehrsamkeit, geläuterte Sprache und leichten Reim auch als Schriftsteller löblich für seine Zeit gewirkt habe; am meisten aber als Prediger, in welchem Amte er der höchsten Auszeichnung werth gehalten wurde. Immerhin möge seine edle Persönlichkeit einen Theil beigetragen haben, den Beifall zu steigern; das Lob würde dadurch nur reiner werden, denn es giebt keine geistliche Beredsamkeit ohne tief innerliche Würde.

§. 49.

Andreas Cramer, geb. 1723, gest. 1788. Ein reines und sinniges Gemüth, voll Feuer für alles Schöne und Große, kann gar leicht eine solche Begabung und inneres Leben für Poesie selbst halten, am leichtesten wenn noch eine edle, aber fast leidenschaftliche Neigung für einen trefflichen Dichter sich dazu gesellt, der dieses Gefühl erwiedert. Klopstock hat Cramern ohne Zweifel zu seinen werthern Freunden gezählt und in seinem herrlichen Wingolf schaut Iduna auf ihn zurück „wie auf die Wipfel des Hains der Tag sieht." Indessen hat bei Cramern keineswegs die große Verehrung für Klopstock (die war ohne Zweifel gerecht), wohl aber zuweilen die Nachahmung des nicht Nachzuahmenden geschadet. Unter seinen Oden ist die berühmteste: „Luther," und sie verdient allerdings, daß sie auch heute noch mit Liebe gelesen werde, denn sie zeigt den herrlichen Mann wenigstens in einzelnen Zügen recht löblich und treu, und man sieht überall den flammenden Ernst des Dichters. Dennoch kann auch diese Ode nicht genugthun, indem das noch weit über dem herrlichen und hochnöthigen lutherischen Protestantismus liegende Positiv-Dauernde und rein Göttliche in ihm, nicht zur Anschauung gekommen ist.

Eher wäre Melanchthon, dem Cramer bekanntlich auch eine Ode widmete, zur reinen Erscheinung gelangt, wenn nicht leider, wie es scheint, die Begeisterung gegen die Mitte schwächer geworden wäre. Zu C's Ruhme aber muß noch gedacht werden, daß er sich wenigstens durch seinen großen in dieser Hinsicht sehr irrenden Freund nicht bewegen ließ, dem Reim zu entsagen, welcher ihn aber auch dafür ganz vorzüglich begünstigte.

Cramers Prosa, wie sie sich im nordischen Aufseher zeigt, ist von Lessing in den Literaturbriefen mit Recht getadelt worden, und es bleibt wirklich traurig merkwürdig, wie ein oft so kerniger Dichter einen so lang geschweiften entnervten Styl selbst ertragen konnte. Das aber soll uns dennoch nicht hindern, ihm in Beziehung auf Einzelnes in dem (dort gleichfalls getadelten) Inhalte, trotz allem Glanz der Lessingschen Dialektik, Recht zu geben, obwohl er leider selbst durch einige Uebertreibungen so wie durch mangelhafte Waffenführung sich dieses Recht ein wenig verkümmerte.

§. 50.

Gottlieb Wilhelm Rabener, geb. 1714, gest. 1771. Wenn wir erwägen, daß Deutschland schon lange vor ihm einen Sebastian Brandt, Fischart und ähnliche männlich-starke, witzreiche Schriftsteller gehabt hat: so ist es schwer zu begreifen, wie man Rabener so sehr hat erheben können als früherhin geschehen, denn in der That steht er trotz mancher schätzbaren Einzelnheiten doch tief unter jenen, die nicht selten eine wahrhaft poetische Weltansicht bekunden. Man hatte sich aber seltsam genug eine lange Zeit vorgeredet, es mangele den Deutschen überhaupt das Talent der Satyre, und man war zuletzt ziemlich all

gemein dahin gekommen, diese eben so schmachvolle als unwahre Ansicht als unbestreitbar anzunehmen. In einer solchen Zeit von wehmüthig-schlaffer Verzweiflung an sich selbst, trat nun Rabener auf und wußte die Meinung von sich zu verbreiten, als strömte ihm der Witz und der Humor aus einem gar reichen Füllhorn zu. Man wünschte sich ordentlich unter einander Glück, daß man nun doch endlich einmal einen satyrischen Deutschen aufzuweisen habe, welches, nach hergebrachter Meinung, fast wie ein Widerspruch im Beiworte klinge. Da nun der Uebergang von übertriebener Demuth zu übertriebenem Stolze so leicht ist, so ging man in der Ueberschätzung Rabeners so weit, daß man ihn oft den geistreichsten Englischen Satyrikern und Humoristen an die Seite setzte, oder wohl gar vorzuziehen wagte, ihn, der selbst nur auf einigen Witz, nie aber auf Humor Anspruch gemacht hatte.

Jener Irrthum konnte indeß nicht von Dauer sein, und da sich seit geraumer Zeit schon unter uns ein freierer und kühnerer Geist der Satyre geregt hat, so ist die frühere Ueberschätzung längst gewichen; doch möge nie R's einzelnes Treffliche verkannt werden. Die Gesinnung ist in mancher Hinsicht löblich: man sieht fast überall den heiter stolzen, niemals sich schmiegenden und bückenden, muthigen Bürgersmann, den wahrhaften, mitunter sogar fast bittern Patrioten, (nur daß er das allgemeine Vaterland Deutschland zuweilen nicht hoch genug hielt) den freien beweglichen, zu Schutz und Trutz bereiten Freund und Feind, je, nachdem sich sein Gemüth aufgefordert fühlen mußte.

Die Art seiner Satyre ermüdet durch Monotonie, denn sie bewegt sich fast immer nur auf der untersten Stufe der Ironie, auf welcher man bekanntlich nicht viel mehr zu thun hat, als mit einiger Schalkhaftigkeit das Gegentheil

von dem zu sagen, was man wirklich meint; aber auf dieser Stufe ist er zuweilen recht angenehm. Statt die Welt im Großen und Ganzen mit Humor zu betrachten, und die einzelnen Irrthümer und Fehler freisinnig parodirend auf den Mittelpunkt zurück zu führen, reißt er freilich nur aus jener weiten und breiten Welt, wie sie sich ihm abspiegelt, einzelne wunderliche, doch nicht sehr gefährliche Personen, demüthige Gratulanten, hungernde Poeten *), pedantische Magister, alte Jungfern, rohe, übermäßig adelstolze Dorfjunker heraus, tödtet sie mit leichter Mühe, legt sie in sein satyrisches Salzwasser und stellt sie in seinem scherzhaften Naturaliencabinette auf, wo aber billigerweise größere Merkwürdigkeiten aufbewahrt werden sollten. Dennoch nehmen wir auch manches von dem was er zu geben für gut findet, mit Dank an, schon um der historischen Wahrheit willen, wie man etwa ein Wachscabinet besucht, obwohl man die Kunst, die es hervorgebracht hat, unmöglich für eine ächte und wahrhaft erfreuliche halten kann. In den Jahren

*) Seltsam hart und grausam, aber auch zugleich höchst unpoetisch, ja philisterhaft ist es, daß die armen Deutschen — seit dem dreißigjährigen Kriege ist es, wie bereits oben gezeigt worden, die bei weitem größte Mehrheit, sie mag es einräumen wollen oder nicht — so häufig in ihren Schriften vom Hunger der Poeten, Philosophen u. s. w. reden, und wohl gar über denselben spotten. Ist denn wirklich dieses schlimme und gefährliche Gefühl so häufig unter uns? und wenn es so ist, sollten wir es nicht lieber schamhaft verschweigen? schon um der Ausländer willen, die (wie gewiß auch gar viele unter uns) dergleichen Scherze für höchst gemein halten. — Etwas anderes ist es — möge der Zusatz erlaubt sein — mit dem Durst, der eben weil er tragischer ist, auch sogleich seine komische Seite mit sich bringt, die man nicht erst in Wein oder Wasser unterzutauchen braucht, um sogleich eine Anzahl von hübschen Epigrammen auf ihr — und zwar gegen sie — lesen zu können.

1740 bis etwa 60 waren die Rabenerschen Figuren wirklich vorhanden, und so wollen wir ihnen immerhin einige Beachtung gönnen.

§. 51.

Rabener selbst scheint eingesehen zu haben, daß man wohl eine bedeutsamere Satyre von ihm verlangen dürfe als er sie in den vier vorhandenen Bänden gegeben, weshalb er auch anfing, höhere und vornehmere Personen in den Kreis derselben zu ziehen. Da aber auch der furchtlose feste Steuerrath auf einem solchen Wege manches zu befürchten hat, welches er nicht gern über sich ergehen läßt, so beschloß er und erklärte öffentlich, daß alle diese höhern Satyren erst nach seinem Tode gedruckt werden sollten, eine Annonce, wobei er doppelte Klugheit zeigte. Zuvörderst lebte er nun gewissermaßen als ein stets unsichtbar waltender Autor noch immer glänzend fort, sodann hatte er auch die Gefahr von sich abgewandt und auf andere übertragen, die von ihm dem harmlosen, jetzt aber bedenklich gewordenen Manne Schlimmes besorgten, und doch wann einst die Besorgniß erfüllt würde, an dem Todten keine Rache nehmen konnten. Es sollten aber jene Verzagten mit der bloßen Furcht davon kommen, denn wie bekannt gingen Rabeners höhere Satyren bei dem Bombardement von Dresden in Rauch auf. Allerdings wollen auch wir den Verlust bedauern, doch uns freuen, daß wir dadurch zu einem Briefe gelangt sind, in welchem Rabener seinen ganzen tüchtigen und muthigen Character zeigt, sollten wir auch Einzelnes in demselben nicht billigen können. An Herstellung jener Papiere war nicht zu denken; das Verlorene ist nie wieder herzustellen — ein schlimmer Umstand, der auch durch Lessings und andrer trefflicher Männer Leben schreiend hindurch geht.

In den letzten Lebensjahren arbeitete Rabener nicht mehr auf dem Felde der Satyre, wenigstens nicht mehr öffentlich, und sei es nun daß er Gefahr fürchtete oder sich erschöpft fühlte, in jedem Falle wollen wir ihm danken, daß er zur rechten Zeit aufhörte. Nur die poetische Satyre, die aus einer vollendeten Harmonie des Innern hervorgeht, wird heiter bleiben bis ans Ende; die einseitige subjective, möge sie sich auch zu Zeiten noch so heiter geberden, wird doch am Ende trüb verdrießlich nüchtern schließen. Selbst Hogarth, obwohl freier, kühner, beweglicher — wenn auch zuweilen härter und widriger — als Rabener endete so wie wir es eben geschildert. Wenigstens kann ich nicht verhehlen, daß mir sein letztes Blatt mit der Unterschrift: „Finis or the manner of sinking in sublime paintings“ keine andere Empfindung zu verrathen und zu geben scheint, als eine solche, die uns etwa nach einem wild verschwelgten Abend und einer dithyrambisch trunknen Nacht, in dem halb zerstörten Saale voll zerschlagener Gläser und Punschbowlen, am nüchternen Morgen darauf befallen dürfte. Einzelne wahrhaft witzige Gedanken auch auf jenem Kupferstich können die innere Trostlosigkeit des Bildes nicht verhüllen. Vor einer solchen war der feinere und ärmere Rabener gesichert; schwerlich aber vor der Verdrießlichkeit, und eine solche fühlend hörte er mit Recht auf zu schreiben.

§. 52.

J. F. W. Zachariä, geb. 1726, gest. 1777. In keiner Gattung der Poesie scheinen die Deutschen der frühern Zeit so leicht vorlieb genommen zu haben, als in der komischen. Ein paar handgreifliche Späße, überderber Witz, und die stete Beziehung auf Dinge, die man recht bequem

thauſehen kann, ſcheint der Mehrheit ſchon genug geweſen zu ſein, und ſo kam es denn auch, daß man Zacharia's Phaeton, Murner in der Hölle u. ſ. w., weil ſie doch weit beſſer waren als etwa Schönaich's „Pickenik" als ſehr gelungene komiſche Epopöen anſah. Für uns ſind jene Gedichte faſt nur noch hiſtoriſch merkwürdig; wohl aber darf auch noch heute ſein „Renomiſt" auf beſondere Theilnahme Anſpruch machen, denn er ſchildert mit Lebhaftigkeit und Behagen einige ergötzliche Thorheiten des frühern deutſchen Studentenlebens, und wir bedauern nur, daß Z. den trefflichen Stoff nicht geiſtreich genug benutzt, und die unergötzlichen Thorheiten des Philiſterthums faſt ganz übergangen hat. Dennoch finden ſich einige faſt klaſſiſche Stellen in dieſem Renomiſten, der billig alle zehn Jahre nicht etwa eine zweite und dritte, ſondern überhaupt eine neue veredelte Auflage erleben ſollte, weil er ſie in der Wirklichkeit zuweilen erlebt.

Es erregt faſt Mitleiden, wenn wir ſehen, daß der fröhliche feine Z., der ſich in eigenthümlicher Sphäre oft mit Leichtigkeit und Gewandheit bewegte, auch zu feierlichem Ernſt in Hexametern bewogen wurde. In ſeiner „Schöpfung der Hölle" ſehen wir nur einen vergeblichen Verſuch ſich ſelber ſchauerliche Gedanken abzupreſſen, und in ſeiner Ueberſetzung von Miltons verlorenem Paradies rollen Hexameter an uns vorüber, deren Misgeburt faſt nervenangreifend genannt zu werden verdient.

Dagegen iſt Z. als Nachahmer des Burkard Waldis ein Nachahmer wie Nachahmer wenigſtens nicht oft ſind: ein beſcheidener und freier Fabel-Erzähler. Verdienſtlich iſt ſeine Auswahl aus Opitz, weniger die aus Flemming, denn er ahndet keineswegs den großen Werth dieſes genialſten Dichters des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſondern ſieht in ihm

nur ein ziemliches Talent, das auf Opitzens Feldern leidlich gut einher wandelt *).

§. 53.

Friedrich Freiherr von Cronegk, geb. zu Anspach 1731, gest. daselbst 1758.

Dieser früh geschiedene Jüngling verdient in gar mancher Hinsicht eine große Auszeichnung. Sein Gemüth zeigte sich stets so rein und durchdrungen von dem schönsten Feuer der Tugend und Religion, daß Gellert in ihm den geliebtesten Freund und Schüler fand, den er späterhin allen Jünglingen, die sich ihm vertrauend näherten, als das Muster der Sittlichkeit aufstellte. Ein solches Gemüth steht gewissermaßen schon innerhalb des Zauberkreises der Poesie und so sehen wir ihn auch bald in demselben wirken. Wie edel aber auch sein Streben sein mochte; jene reine Glückseligkeit der Dichter schönerer Zeiten, jene Naivetät des Gefühls und der Anschauung, von der wir die Spuren aus frühern Tagen noch mit Rührung anschauen (während schon diese Rührung ein bedenkliches Zeichen ist, daß wir jenen Schatz meistens verloren haben), — konnte ihm nicht zu Theil werden. Die — im Ganzen wenigstens — noch immer dem Fremden nachjagende Zeit, die starren Conventionen, die Chinesische Mauer des Herkommens u. s. w., das alles übte auch bei ihm einen theils hemmenden, theils ver-

*) Außer der lobenswerthen Auswahl aus Flemmings Gedichten von dem wackern Dichter Gustav Schwab, ist uns ganz vor kurzem auch von Wilhelm Müller, rühmlich bekannt durch einige in reinster Flamme der Begeisterung glühende Griechenlieder, eine zweite gegeben worden, die nicht mindern Beifall verdient als die erste. Möge F. immer einheimischer unter uns werden: er ist ja so ganz der Unsrige, ewig jung und fröhlich ernst.

letzenden Einfluß. Er wurde sentimental, meistens zwar im guten Sinne, wo dann die Sentimentalität keinesweges unter dem Naiven steht; oft aber auch in jener Bedeutung, wo wir das Wort von dem trüben Reflectiren über die Empfindung gebrauchen, und wo die Reflexion, sich selber stets anschauend, mit der traurigen Ansicht schließt, daß die Ideale geflohen sind. Dennoch bleibt von L's Gedichten manches das wie ein farbiger Regenbogen leuchtet, in welchem Sonnenschein und Regen gewissermaßen eins werden, und wo das Gefühl von sanft melodischer Sprache getragen in das Gefühl des Lesers selbst übergeht. Wir wollen dabei nur eines einzigen Gedichts: „Günthers Schatten" namentlich gedenken, das, freilich für ihn zu langathmig, um stets mit melodischer Kraft und Klarheit zu athmen, dennoch zu den bedeutendsten Aeußerungen seines Geistes gehört.

§. 34.

Da die damalige Zeit oder wenigstens ihre Sprecher, der Schätze der Vergangenheit vergessend, häufig verkündeten, es sei doch ein großes Unglück, daß die Deutschen keine recht solide Trauerspiele hätten, so griff endlich der erste Herausgeber eines neuen kritischen Journals „Bibliothek der schönen Wissenschaften" der Buchhändler Friedrich Nicolai die Sache ernsthafter an, denn um muntere Dichter — die ja auch leben wollen — anzufeuern, setzte er auf die Erschaffung einer guten Tragödie einen Preis von funfzig Thalern. Nicht bloß dieser Preis ist historisch wichtig, sondern auch der Umstand, daß niemand über denselben spottete. Cronegk lieferte, vielleicht schon jetzt auf Lessings Kritik als den besten Preis hoffend, seinen Codrus; verbat aber in jedem Falle die ausgesetzte Summe, was man (merk-

würdige Aeußerung der Zeit!) nicht wenig bewundert hat. Dieser Codrus zeigt uns deutlich, wie selbst ein schönes lyrisches und elegisches Talent, von der falschen französischen Theorie gehemmt, in der Sphäre des Drama's gar sehr irren könne. Das ganze Werk ist fehlerhaft angelegt, die Mahlerei der Charaktere gleicht fast der grellen Farbengebung auf den alten Homannischen Karten von Europa; nur mit dem Unterschiede, daß auf diesen doch mehr Verschiedenheit der Farben herrscht. Im Codrus sind — mit Ausnahme eines gräulich redenden Tyrannen — fast sämmtliche Personen unendlich tugendhaft, d. h. aber leider nur: sie sprechen — oft in recht schönen Worten — viel von der Tugend. Fast alle haben die größeste Lust, für das Vaterland zu sterben, so daß dem Leser das wahre rein tragische Bild des Todes entrückt wird, und ihm die ganze Sache fast nur vorkommen muß, wie etwa eine leibliche Spazierfahrt, zu der man sich in jeder Stunde ganz gern entschließt. Als endlich Codrus den Tod wirklich leidet, macht er nicht den mindesten Eindruck, denn wir haben ja ununterbrochen davon reden gehört und die andern Leute sind so gut dazu entschlossen gewesen wie er, so daß man diese fast bedauern möchte, wie etwa Kinder, die für diesmal zu Hause bleiben mußten, weil kein Platz im Wagen mehr vorhanden war.

Noch müssen wir leider hinzusetzen, daß die Personen bei Cronegk auch über die Leidenschaften viel sprechen, von denen wir sie eingenommen glauben sollen. Dieser Uebelstand, der sich damals bei den meisten nicht bloß Deutschen, sondern auch Europäischen dramatischen Dichtern findet, begegnet uns auch in C's unvollendeter Tragödie „Olint und Sophronia," wo z. B. Clorinde sich also vernehmen läßt:

„O Wuth! o Raserei! — Die ganze Hölle glühet
In meinem Herzen. Flieht, ihr edlen Triebe fliehet!
Kein Mitleid kenn ich mehr! Wild siegend und bespritzt
Vom Blut Sophroniens seh mich Olint anitzt.“

Bald darauf heißt es:

— — — — — — — — Verzweiflung — Raserei!
Verfluchte Geister, kommt, steht meiner Rache bei!
Kein Löwe, der nach Blut in öden Wüsten brüllet,
Kein Tiger, der den Wald mit Tod und Schrecken füllet,
Gleicht mir an Zorn und Wuth — — — — —

(S. J. F. v. Cronegks Schriften, Lpzg. 1760. Bd. I. S. 334. 335.)

Ist es nicht fast als bitte uns der Dichter um die Höflichkeit, an die Wuth einer Dame zu glauben, die selbst versichert sie sei wüthend? und die sogleich ein naheliegendes Gleichniß aufgreift, um uns über die Art und Weise ihrer Wuth ins Klare zu setzen?

§. 55.

Das Andenken Cronegks ist uns dennoch wahrhaft theuer, und wir sehen in ihm eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der sogenannten Sächsischen Schule, ja er überragt sie fast alle in der rührenden Wahrheit seiner meisten lyrischen und elegischen Gedichte; aber eben weil wir ihm diese schöne Anlage zusprechen dürfen, zeigten wir an ihm, dem Reichbegabten, jenen lange nicht genug beachteten Fehler, der uns schon so oft in den dramatischen Productionen jener Zeit und der Gegenwart gequält hat. Wenn selbst Cronegk, der treffliche, stets nach Natur und Wahrheit strebende Dichter so irren konnte in der Zeichnung der Charaktere und Leidenschaften; wie mußten die Dramen der minderbegabten, oder gar der Nachahmer beschaffen sein! — Es wird leicht begreiflich, wie eine spätere Zeit, im Ueberdruß

auf die andre Seite hinüber fliehen und selbst eine gemeine Natürlichkeit schätzen konnte, bis endlich auch hier der gerechte Ueberdruß eintrat, und immer eifriger die reine, schöne Natur gesucht wurde.

Noch verdient C. ein großes Lob, daß er nebst Lessing fast der einzige Dichter war, der zu dieser Zeit die spanische Sprache gründlich verstand, und bemüht war, seinen Landsleuten bessere Ansichten von den Dichtern jenes Landes beizubringen *).

§. 56.

Ch. Felix Weiße, geb. 1726, gest. 1804. Bei allem Lobe, das man seiner Bemühung für die Comödie und Operette widmen muß, ist doch nicht zu verhehlen, daß seinen Lustspielen nur ein temporäres Leben beiwohnt, und daß er die Oper nur von der idyllischen, nie von der romantischen Seite aufgefaßt habe. Diese idyllische Seite glückt ihm zuweilen, und es ist ihm gelungen, manche leichte und angenehme Lieder aus seinen Singspielen in die Herzen und auf die Lippen des deutschen Volks zu bringen, die leider so oft tonlos und gesanglos sind. Am weitesten verbreitete sich indessen seine Wirksamkeit als Schriftsteller für die Jugend, der er sich auf mannigfaltige Weise zu empfehlen wußte. Doch, dünkt uns, liegt eben in jener Mannigfaltigkeit man-

*) Auffallend ist es, wie bei steter Treue für das Griechische und Lateinische, die besonderen Liebhabereien für einzelne neuere Sprachen und Literaturen in Deutschland gewechselt haben. Lohenstein und Hoffmannswaldau verstanden und liebten nicht nur die italienische, sondern auch die spanische Sprache, und den Theil der spanischen Literatur, der ihnen zusagen konnte; im achtzehnten Jahrhundert bis zu Lessing trieb man fast nur Französisch; dann erst das Englische, endlich fast alle neuere Sprachen.

chen Verfehlen. Er blieb nicht frei von den traurigen Einwirkungen des Basedowianismus, und ob er ihm auch, wenn wir so sagen dürfen, nur ein Hinterpförtchen geöffnet hätte, so wäre doch schon Raum gewesen, um die Oberflächlichkeit, die unzertrennliche Gefährtin des Basedowschen Geistes, einzulassen. Dazu kommt bei einigen gelobten Knabencharakteren im „Kinderfreunde" noch die zu sorgsam geputzte, überfeierliche Galanterie, welche wir fast eben so gern untergegangen sehn, als die widerwärtige Rohheit, die uns späterhin zuweilen als Deutschheit hat aufgedrungen werden sollen.

Was indeß bei Weiße manches wieder gut macht, ist eine gewisse sanfte Freundlichkeit und Gelindigkeit, die sich in seinen Kinderschriften an manchen Stellen offenbart. Eine solche Stimmung siegt für Momente gewiß.

§. 57.

Der steten Lust und Leichtigkeit im Arbeiten viel zu sehr vertrauend, wagte sich W. auch an die höhere Tragödie, von der seine begränzt sanfte Natur kaum eine Ahnung hatte. Was er erreichte? Bau nach französischem Styl, pathetische Worthaufen, mit dem Lineal gemessen und gereihet, stetes Bereden und wohlfeiles Ausmalen der Gefühle, vom leicht gereimten Alexandrinervers nur zu sehr begünstigt. Man traut kaum den eigenen Augen, wenn man ihn bei dem Versuche sieht, einen Charakter wie Richard III. zu schildern, wie trotz Mühe und Anstrengung doch alles matt und verwaschen ausfällt. Eine einzige Seite im Shakspear hätte ihm bessere Farben leihen können; den kannte er aber damals vermuthlich noch gar nicht, und späterhin als er ihn obenhin gelesen hatte, — weniger als gar nicht. Nur ein solcher, von dem man dieses letztere Wort

sagen darf, konnte sich wie er entschließen, das lieblichste aller romantischen Dramen, „Romeo und Julie," zu einem steif gezierten Conversationsstück zu verarbeiten, und dabei doch zu glauben (wie er in der Vorrede ahnen läßt), daß er S. übertroffen habe!! —

Um nicht mit so herbem Gefühl zu schließen, wollen wir noch einmal seiner Lustspiele gedenken, die freilich als Kunstwerke noch unter den Gellertschen stehen, doch historisch als Aeußerungen der Zeit nicht unwichtig sind. Seine „Poeten nach der Mode" — in künstlerischer Hinsicht offenbar werthlos — zeigen dennoch von dem guten und zu seiner Zeit sehr nöthigen Muth, den Unwerth der Gottschedischen und Bodmerschen Schule dem gerechten Gelächter Preis zu geben. Daß er nunmehr die Gunst beider irrenden Partheien verlor, ließ sich voraus sehen, und es macht ihm Ehre, daß er das nicht achtete.

§. 58.

Johann Christoph Rost, geb. zu Leipzig 1717, gest. zu Dresden 1765. Der ganze Autor würde nicht verdienen, hier auch nur eine kleine Stelle einzunehmen, wenn er nicht zu einer unangenehm wichtigen Bemerkung veranlaßte. Er ist durchaus undeutsch, unrein, ja im widrigsten Sinne des Worts lasciv und obscön; dennoch haben sich einige Kritiker der ältern und neuern Zeit über ihn gefreut, weil sie glaubten, er könne das noch leere Fach eines aimable roué ausfüllen, wobei man es jedoch mit dem genannten Wort nicht genau nehmen muß. Seine „Epistel des Teufels an Gottsched," ist historisch nicht ganz unwichtig; aber der Witz ist breitgetreten platt, und der Gottschedin antwortendes Epigramm, obwohl auch viel zu sehr bewundert, doch schon um der Kürze willen besser. Seine „Schä-

fer-

fererzählungen“ (zum erstenmal erschienen 1742) sind es, die ihm die gerechte Verachtung der Deutschen zuzogen, während einzelne Kritiker gleichsam nur einen Märtyrer in ihm sahen, der sich selbst dem Teufel übergebe, um doch einmal unsrer Literatur durch einen brillanten Sünder aufzuhelfen. Als solchen trugen sie ihn dann zu Buche, mit herzlicher Freude, daß es doch wenigstens immer mehr sich fülle.

§. 59.

Johann Arnold Ebert, geb. zu Hamburg 1723, gest. als Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig 1795. Einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, als Lehrer unschätzbar, als geschmackvoller Kenner der Alten, insonderheit der Griechen und ihrer Sprache vielleicht keinem Zeitgenossen weichend, stets redlich bemüht um die sittliche und ästhetische Bildung seines Volkes. Das Gottschedische Wesen, das auch er in Leipzig gar wohl hatte kennen lernen, war, wie es scheint, bei ihm völlig spurlos vorüber gegangen, und er wäre um deswillen vielleicht noch geeigneter gewesen zum alleinigen Herausgeber der Bremischen Beiträge als selbst Gärtner es war. Seine Kritik ist meistens frei, und, wie es sich in einem wohl organisirten Gemüthe stets vereinigen muß, mit gleicher Liebe dem tiefern Ernst wie der heitersten Scherzhaftigkeit zugeneigt: denn nur wer beides hat, wird das Leben klar erfassen können. Ebert hatte in der That beides, wenn auch nicht im höhern Sinne des Wortes, dennoch im kleinern Umkreise erworben und mit ruhiger Sicherheit behauptet. Es ist um deswillen kaum auffallend, wenn er als Originalschriftsteller in seinen Episteln und Liedern immer leicht, heiter, fein und behaglich scherzend auftritt; als Uebersetzer aber sich

stets das Ernste wählt, z. B. Glovers Leonidas, dem er, um des meistens tüchtigen Ernstes willen, auch den Mangel an Phantasie, den man einem Dichter nicht verzeihen soll, dennoch zu nachsichtig verziehen hat. Ebert ging aber auch noch einen großen Schritt weiter, und wollte nicht bloß mit dem Ernst, sondern auch mit dem Tiefsinn, leider aber auch mit den trübsten Klagen und dumpf tönendem Jammer sich befassen, und übersetzte deshalb Youngs Nachtgedanken, ein Werk, das in der That den anziehendsten Tiefsinn und milde Ergebung oft dicht neben die lastende Düsterheit und lähmende Trübseligkeit stellt. Der Verfasser hat uns seine großen Kämpfe und halben Siege, sein oft fruchtloses Anklopfen an die Pforte der Ewigkeit, und die schönen Stunden, in denen er befriedigende Antwort von dort her zu empfangen schien, zusammen vorgeführt, und es ist daraus ein Werk entstanden, das, je nachdem der Leser selbst thätig ist, eben sowohl Verwundung als Heilung nachlassen kann. Die Ebertsche Uebersetzung ist vortrefflich; zwar nicht in den Versen des Originals (was allerdings in unsern Tagen wunderlich klingt), sondern in Prosa; aber in einer so nervigen numerosen, von allem Putz entfernten Prose, daß wir recht gern selbst leidlich gute und erträglich klingende Verse dafür hinzugeben bereit sind.

§. 60.

Wie sehr Klopstock Eberten geliebt habe, ist durch manchen feurigen Herzenslaut in seinen Oden, vor allen aber durch die herrliche Elegie, die des Freundes Namen an der Spitze trägt, bekannt geworden. Ueberhaupt ist es das köstlichste Zeichen dieser Zeit, daß die Dichter Deutschlands — die ächten versteht sich — einander mit inniger Liebe zugethan waren, denn, um es nur abermals gerade heraus zu

sagen, ohne diese Liebe giebt es überhaupt gar keine Poesie, und nur wer zu lieben vermag, kann ein Dichter sein. Wir sehen deutlich, daß diese Poeten sich unter einander nicht nur nicht beneideten, sondern daß sie jedes neu erscheinende lobwürdige Werk gewissermaßen als das Eigenthum aller betrachteten, weshalb nur von stets reger Lernbegierde, reiner Theilnahme und Freude an dem Werthe Anderer die Rede sein konnte. Zwar darf man wohl wünschen, sie wären mitunter strenger gegen einander gewesen, wir finden sogar einige, die, selbst ein wenig verwöhnt, auch andere gern verwöhnten, vielleicht sogar verhätscheln mochten, und man hätte manche sehr ernstlich erinnern sollen, daß sie ihrem schönen Talent zur Liebe auch das nicht minder schöne des edlen Zorns zugesellen möchten; — immer wird dennoch die Erinnerung an jene Zeit etwas erfreuliches, erfrischendes und erbauliches haben. Jene Dichter fast alle hatten doch nur zuzulernen zu dem was bereits gut und solid in ihnen war. — Wie ganz anders und gefährlich aber steht es mit dem, der gleich von vorn herein nur mit Zürnen (das eben um deswillen kein ganz ächtes sein kann), oder gar mit eitler Selbstgefälligkeit, übelwollendem Neid, und engherziger Verkennung fremden Verdienstes anfängt! Welch giftiges Unkraut wird er erst aus sich herausreißen müssen, ehe er nur den Grund und Boden seines Herzens rein bekommt, damit dann das Positiv-gute, die ächte Liebe und der ächte Zorn, d. h. die Elemente der Poesie ihm zu Theil werden können. Denn in ein liebelos verbittertes Gemüth würde selbst das Wunder aller Wunder keine Poesie hinein zu tragen vermögen. —

So bleibe uns denn jene Dichterzeit, trotz ihrer einzelnen Mängel, stets werth und theuer, und wenn wir auch die Bezeichnung „Sächsische Schule" nicht billigen können,

so werde doch nie der Dank vergessen, den ganz Deutschland dem wohlgesinnten und feingebildeten Sachsen schuldig ist für den gründlichen Unterricht und die ehrende Pflege, die es mehrern jener Männer zu Theil werden ließ. Aber auch das treffliche Braunschweig werde dabei nicht vergessen, das in jener Zeit manchem eine heitere bleibende Stätte bot, und selbst im guten Streben nach stets höherer Bildung, sich gern das Gebildete aneignete.

§. 61.

Eberts Uebersetzung der Nachtgedanken übte einen großen Einfluß auf die Gemüthsstimmung und den Ton mehrerer deutschen Dichter, die leider nur zu gern einem Vorbilde folgen, auf welches sie sich berufen mögen. Diesem Vorbilde Young ist es, wie bereits oben angedeutet wurde, ein rechter Ernst mit dem Ernst, der Schwermuth, den Klagen und dem Sichselbstverhüllen in Nacht. Ging er doch gar bei der Abfassung seiner Trauerspiele so gewaltsam gegen sich selbst zu Werke, daß er (wie die Sage geht) seinen Schreibtisch mit Todtenköpfen besetzte, damit seine Phantasie von ihnen, wie von einer gräßlichen Mauer, begränzt werde, und nimmer zu etwas Fröhlicherm hinüberflattern möge. Er hätte dessen nicht bedurft, denn jene Todtenköpfe waren bereits zur Gnüge in ihm, und man kann wohl von ihm sagen, er habe Freude gefunden am Schmerze und in dem Gram. Daß es an Monotonie bei ihm nicht ganz fehle, ist leicht begreiflich, allein im Ganzen steht er doch ziemlich kräftig und in interessanter Einsamkeit da, und manche seiner Klagen wissen wohl was sie wollen, und können nur leider die beruhigende Antwort nicht finden.

Die Uebersetzung seiner Nachtgedanken fiel bei uns in eine Zeit, die dem düstern Ton des Engländers durchaus

nicht zuzusagen schien. Viele waren damals recht eifrig beschäftigt den süßlich vergnügten Pseudo-Anakreon nachzuahmen und zu überbieten. Die Dichter versicherten in tausend Liedern, daß sie den ganzen langen Tag nichts weiter vornähmen, als trinken, küssen, sich salben und bekränzen in der Rebenlaube; an Sorgen und Kummer, Grab und Tod zu denken falle ihnen, die sich auf vornehmen Leichtsinn gelegt, nicht mehr ein. Allein was half's? Young hatte in England gezündet, und sollte nun auch Deutschland entzünden. Man hatte ohnehin schon gemerkt, daß das Publikum, welches so viele ernste Geschäfte hat, des ewigen Tändelns und Kosens müde werde, und so ward man es denn auch, oder machte wenigstens gute Miene zu dem bösen Spiel. Man nahm deshalb die Kränze ab, warf die Salben weg, und erklärte die Becher und Küsse für unstatthaft, man ging schaarenweise in einsame Gegenden, eben um in Gesellschaft der Einsamkeit besser zu genießen. Man besuchte die Kirchhöfe, studirte die Leichensteine, und ließ sich auch wohl von einigem Verwesungsgeruch anwehen, um eine erträgliche Melancholie, nach der nun einmal so viel Nachfrage war, zuwege zu bringen. — So nun verarbeitet brachten sie ihre Empfindungen über das Leben und dessen Leiden, über das Grab und dessen Ruhe, über die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. zu Papiere, wobei nur zu beklagen ist, daß fast alle diese Empfindungen der bloßen Nachahmer gehaltlos und leer waren, und eben deshalb in das Leere gingen.

§. 62.

Einer schrieb: „Stunden der Einsamkeit," (Leipzig 1760) in welchen fast nichts vorkommt als Schrecken und Nacht, Zärtlichkeit und Donner, Thränen und Betäubung.

Auch macht er, die Rührung zu erhöhen und den Leser zu ängstigen, fast eben so viel Gedankenstriche als Worte. — Ein Andrer, noch verschlagener als jener, suchte sowohl den lustigen als den traurigen Lesern zu gefallen, und schrieb „Scherze der lyrischen Muse," (Leipzig 1760) in welche er, nachdem die ersten Bogen mit hergebrachter Scherzhaftigkeit gefüllt worden waren, plötzlich auch seine sämmtlichen trübseligen Gefühle einschwärzte. Er selbst gesteht in den unmelodischsten Hexametern, daß er es eben so zu machen gedenke, wie Young, und Zacharia es gemacht haben, deren Recht, ihre Empfindungen der Nacht anzuvertrauen, er sich nunmehr auch aneignen wolle. An das Recht des Lesers, der Aufschrift des Buchs gemäß, Scherze zu verlangen, denkt er nicht weiter.

Diese Methode, durch den Titel zu täuschen, schien Beifall zu finden; denn ein Dritter schrieb: „Mein Vergnügen in Zürich" (Halle 1761), wo aber in seiner Gesellschaft leider an kein Vergnügen zu denken ist, denn der Verfasser liebt nichts als alte Mauern, Leichensteine u. s. w. Ja er geht endlich so weit, daß er wünscht, es möge „der Verwesungsdunst aus der Asche seines Vaters hervorsteigen, und durch sein ganzes Wesen dringen, damit er in süße Betäubung entzückt werde." — Ein Vierter endlich machte sich gar anheischig, alle sieben Tage dem Publikum mit lauter „betrübten Nachtgedanken" unter die Arme zu greifen, denn in der That gab er unter diesem Titel eine Wochenschrift heraus (Wien und Leipzig 1761); allein er hielt nur in Hinsicht des Termins Wort. Gar bald ermüdet ihn die Traurigkeit, und er theilt uns, statt der verheißenen Traurigkeiten, ausführliche Nachrichten über das Jubiläum der Universität Jena mit, bei dem er selbst, wie billig, recht vergnügt gewesen ist.

Daß jedoch auch wahrhaft gemüthvolle deutsche Dichter (z. B. Cronegk) viel in jenem feierlichen, wie Grabgeläute klingenden Tone gesungen haben, ist schon oben erwähnt worden. Dieser Ton ist ja so alt als das — Menschenherz selbst, welches seine Schmerzen gern poetisch verklärt, und wird insonderheit bei manchem Dichter des 17ten Jahrhunderts, z. B. bei A. Gryphius, nur zu häufig vernommen. Wer möchte ihn tadeln, sobald er nur rein aus einer wahrhaften und tiefen Seele strömt; wer aber diese hat, sollte nicht erst bei Young in die Schule gehen, um von diesem zu lernen, wie er seine tiefen und edlen Leiden auszusprechen habe, denn nur die rein individuellen Klagen können Gedichten dieser Art ein besonderes Interesse verleihen. In Deutschland ist indessen Vieles möglich, was sonst wohl unmöglich scheinen könnte, denn die übergroße Bescheidenheit, die wir ehedem bei manchem selbst wohlbegabten deutschen Dichter finden, läßt ihn zuweilen nachsingen, während er, der eigenen Kraft vertrauend, glücklich hätte vorsingen können.

§. 63.

Als einen solchen oft zu bescheidnen Dichter nennen wir:

Friedrich Carl Casimir Freiherrn von Creuz, geb. 1724, gest. 1770.

Schon in den Jahren 1742 und 43 wurden einzelne Gedichte von ihm in vermischten Sammlungen abgedruckt, die nicht beachtet wurden, obwohl die dürftige Zeit sie dankbar hätte aufnehmen sollen, da sie wenigstens besser waren, als das Meiste was damals an den Tag kam. 1751 erschienen seine Oden; doch auch sie wurden fast ganz übersehen. Unabgeschreckt durch die ihm begegnende Kälte gab

er endlich 1760 seine „Gräber" heraus, die aber gleichfalls nicht sehr beachtet wurden, bis endlich Herder ihnen einen ehrenvollen Platz anwies, und das Stillschweigen der Literaturbriefe über dieses Werk tadelte. Creuzens Misgeschick kam größtentheils daher, daß Gottsched ihn gelobt hatte, an dem man nun einmal schlechterdings kein gutes Haar finden wollte. Im Jahr 1769 erschienen endlich die sämmtlichen Werke des Dichters in zwei Theilen (Frankfurt am Main bei Varrentrapp) die uns ihn leicht überschauen lassen. Sein Geist war weder sehr tief noch glänzend, aber sorgsam und nachdenklich, sein Gemüth kränklich, aber in dieser Kränklichkeit nicht zerrissen und nicht ohne Melodie. Für die Ode ist ihm nicht hinreichend Kraft und Feuer zu Theil geworden, doch hat er sich in dieser Gattung nicht selten versucht. Seine Briefe, deren eine große Menge mitgetheilt worden, größtentheils literarischen Inhalts, sind voll unsicherer Kritik, die in eine durch falsche ängstliche Theorie beengte Subjektivität hinein gebannt ist. Ein merkwürdiges Beispiel, wie wenig er eine geniale Prosa zu lieben im Stande war, findet sich im achtzehnten Briefe, wo er den Styl einiger Neueren (vermuthlich meint er besonders Lessing) höchst charakteristisch für ihn, die „bestürzende Schreibart" nennt. Er hatte sich so sehr an das gewöhnliche Geländer der Alltags-Prose gewöhnt, daß ihn jeder kräftigere, raschere Gang bestürzt machte. Wie überhaupt so seltsam sich Wahres und Falsches in ihm mische, zeigt sich unter andern im 24sten und 26sten Briefe. Im erstern bemerkt er sehr richtig, wie wenig die französische Poesie sich über die Prosa erheben könne, und in dem zweiten kann er nicht begreifen, wie Lessing zu der Unart gekommen sei, den Cicero einen schlechten Philosophen zu nennen. Gegen die Lieder des Scherzes, zuweilen wohl gar

gegen die der Freude, äußert er entschiedene Abneigung, und es hilft ihm wenig, wenn er hinterher gewissermaßen widerruft und erklärt, er wolle den Parnaß darum doch nicht zu einem castrum doloris machen. Seinen Trauerspielen „Socrates" und „Seneca" mangelt fast alles, was Anspruch auf Lob geben kann. Selbst die Wahl der Stoffe ist verfehlt und man erinnert sich, wie auch Kleist am Seneca scheiterte. Creuz hat wenigstens demselben dadurch ein tragisches Interesse zu geben gesucht, daß er den gegen Nero Verschworenen die Absicht leihet, den Seneca auf den Thron zu setzen, welches auch Tacitus als eine Sage anführt, die dem Dichter zusagt.

§. 64.

Das einzige große Gedicht: „die Gräber" begründet des Dichters Ruhm, denn hier ist er ganz in seiner Sphäre. Wir fühlen mit Theilnahme, wie tief die mannigfaltigen Drangsale des Lebens ihn verletzt haben, deren er schon in frühern Gedichten gedacht, z. B.

Mich, der ich meine schönsten Jahre
In dem Verborgnen hingeweine,
Mich spart der Tod?

und an einer andern Stelle:

Geheimer Sorgen voll,
Die einst ein Grab mit mir der Welt verbergen soll,
Hauch' ich mein Leben hin, und find' in meinen Klagen
Oft einen Trost, den Zeit und Glücke mir versagen.

Wir sehen klar, daß er sich selbst meint oder wenigstens meinen durfte, wenn er von Young die rührenden Worte sagt:

Der wie ein Pelikan, vertieft in seinen Gram,
Zu seiner wunden Brust die große Zuflucht nahm.

Solche Leser, die den Sinn dieser Zeilen tief in sich aufnehmen können, d. h. die bereits in bedeutenden Momenten etwas Aehnliches empfunden oder gar mit denselben Worten ausgesprochen haben (weil es in der That keine andre dafür giebt), werden sich durch die Mittheilung derselben dem Dichter auf eine entschiedene Weise angenähert fühlen, und ihm dafür die oft sich einschleichende Monotonie verzeihen, die bei einem Stoffe wie der gewählte ist, nicht wohl ausbleiben konnte.

§. 65.

Wenden wir uns jetzt von dem fast übersehenen Creuz zu einem Dichter, dessen Name weit über Deutschlands Gränzen hinaus erscholl, und dem vergönnt ward, bei einer fast ununterbrochenen Gesundheit und Heiterkeit, sechs Jahrzehnte und darüber, der literarischen Wirksamkeit sich zu erfreuen.

Christoph Martin Wieland, geb. 1733, gest. 1813. Sehr früh entwickelten sich bei ihm die Anlagen zur Poesie, doch unter dem traurigen Einflusse Bodmers und Breitingers, die sich in ihm einen bequemen Schüler und Lobredner zu erziehen suchten. Wieland gehörte damals zu jener Gattung von Genies, die wir als leidend und empfangend bezeichnen dürfen. Aber der bloße offne Sinn für das Göttliche, der sich besonders in der Freude an einzelnen rührenden Geschichten im alten Testamente gezeigt hatte, die Empfänglichkeit für die einzelnen Reize der Natur u. s. w. machen noch keinen Dichter. Die Lektüre des tiefen Platon in unreifen Jahren, seltsam verbunden mit dem häufigen Genusse einiger Englischer Poeten, welche Schwermuth für Erhabenheit zu halten scheinen, gaben dem blühenden Jüngling eine ganz verkehrte Richtung und mach-

ten ihn, der noch durchaus keinen festen Boden gefunden hatte, zu einem poetisch religiösen Schwärmer, d. h. zu einem, der Religion und Poesie nur außerhalb der einfachen Wahrheit und dem Leben sucht, und deshalb nothwendig sich in das Leere verirren muß. Deshalb missielen auch seine frühern Versuche, z. B. seine Johanna Gray, Empfindungen des Christen u. s. w., und zogen ihm insonderheit Lessings geistreichen und witzigen Tadel zu. Wieland selbst sah bald darauf auch ein, daß er nicht auf dem besten Wege sich befinde, er fühlte sich durch die nur von außen gekommene Schwärmerei selbst gelangweilt, die nüchterne Schwermuth machte ihm Verdruß und so stand er bald zum Staunen Deutschlands und der Schweiz als ein gänzlich veränderter Mann da. Er ging jetzt allem was nur den leisesten Anhauch von wirklicher oder scheinbarer Schwärmerei hatte (zuweilen fast ein wenig bang) aus dem Wege, und alles was er bisher als Liebe, Natur, göttliches Wesen, Christenthum, ohne es wahrhaft zu kennen, geschildert hatte, dünkte ihn nunmehr höchst gefährlich und verdächtig. Wer aber die Charybdis vermeiden will, stürzt nicht selten in die Scylla, eine Redensart, die selbst Lanzelot Gobbo kennt, und die dennoch häufig vergessen wird. Wielands frühere Schwärmerei war in der That ein Nichts, und von da aus giebt es keinen Gegensatz, der etwas Erquickliches haben könnte.

§. 66.

Nach dem sehr schwachen Don Sylvio von Rosalva erschien der Agathon, ein Werk, das gewissermaßen den gesammten Kern der Wielandischen Lebensphilosophie enthält. Aus Liebe für die Grazie sollen wir sittlich sein: dieser in Einfachheit höchst interessante Gedanke ist es, den

er hier mit ungemeinen Anstalten in mehreren starken Bänden an den Tag fördert; aber er hält ihn weder in dieser noch in manchen andern Schriften ganz fest, und so ist es gekommen, daß ihm mitunter auch die Tugend als ein Heroismus erscheint, zu dem man nicht alle zwingen könne, weshalb es genug sein dürfte, wenn man nur nicht gänzlich feige ist. Religiöse Beruhigung, positiv philosophische Gesichertheit, Wahrheit die da Wahrheit ist und bleibt, hat M. (in seinen Schriften, denn nur von diesen, nicht von ihm als Menschen ist die Rede) nicht gefunden und bezweifelt auch daß sie gefunden werden könne. Die beiden Nächte, welche vor unsrer Erscheinung in Raum und Zeit und jenseit derselben liegen, sind für ihn kein wohlthätiger Gegenstand der Betrachtung, er will recht gern das Beste hoffen; zu etwas Höherm aber kann er sich nicht entschließen, eben aus Furcht vor der Schwärmerei, die ihm früherhin nicht wohl bekommen ist. — Wie man aber das Leben, was man so das Leben nennt, das Hiervorhandensein 70 bis 80 Jahre etwa, redlich, leidlich, vernünftig, graziös, angenehm conversirend hinbringen könne, darüber giebt er manche in ihrer Art sehr schätzbare Lehren. Wie würden diese erst ausgefallen sein, wenn dem als Menschen und Bürger sehr ehrwürdigen und Reichbegabten jene ewigen Sterne geleuchtet hätten, wenn er sich hätte entschließen können, an die ewige Idee der reinsten Tugend zu glauben, von welcher der edelste Kämpfer, Schiller, sagt, daß der Mensch sie auf Erden üben, und sollte er auch straucheln überall, dennoch nach der göttlichen streben könne, mithin solle. Wenn er, möchten wir fortfahren, an diese Tugend geglaubt hätte, schon um deswillen weil der Glaube daran möglich ist, weshalb auch Millionen, ja Milliarden einzelne üble Erfahrungen nicht im mindesten dagegen entscheiden

und nichts als eine für die Nichtglaubenden höchst unerspriessliche — Unterhaltung bieten.

§. 67.

Wegen dieses Nichtglaubens an das Göttliche im Menschen allein, sind manche Wielandische Schriften wirklich als unsittlich zu betrachten, keineswegs aber wegen einzelner üppiger Scenen, die oft die Geschichte des Romans, wie er einmal angelegt ist, mit sich bringen kann, obwohl wir allerdings bedauern können, daß Wieland sich so oft Geschichten erfann oder aufnahm, in denen jene Schilderungen nothwendig scheinen können. Dennoch möge auch hier ausdrücklich anerkannt werden, daß ein gutes Naturel Wielanden vor den Sümpfen der eigentlichen Philisterhaftigkeit stets bewahrte, und mit dem was Fichte als Deutsch-bibliothekarische Aufklärung bezeichnete, hat er nie zu schaffen gehabt, so wie er denn überhaupt alles, was er von seinem Standpunkte aus als roh und gemein, seicht und flach erkannte, stets herzlich verachtete und ablehnte. Betrachten wir ihn z. B. wie er nicht selten in einzelnen Stellen seiner Briefe an Sophie Laroche dasteht, so ist er selbst die beste Widerlegung jenes früher angedeuteten Grundirrthums in den meisten seiner Schriften.

Kehren wir zurück zu der merkwürdigen Geschichte seines literarischen Wirkens. Agathon entzückte fast sämmtliche Kritiker Deutschlands, und Lessing selbst, in großer Freude über Wielands Bekehrung von aller Schwärmerei, rühmte jenen Roman als den klassischsten jener Zeit (!!) — Durch französische Dichter schon längst gewöhnt und verwöhnt, verzieh ihm die Mehrheit der Deutschen recht gern manche schlüpfrige Schilderung, manche Laxität in den ethischen Grundsätzen, die man in W's Schriften hatte bemerken

müssen. Ja man sprach oft aus, man müsse es mit dem Genie nicht so genau nehmen, wenn es auch nicht immer der strengen Moral zugethan sei. Einmal im Verzeihen vergab man ihm auch den länglich dünnen oder in einander geschweiften prosaischen Styl, ja man überredete sich, das sei eben eine Schönheit mehr.

Früher erwarb sich Wieland ein sehr großes Verdienst um die Deutschen durch die Einführung des Shakspeare. Freilich nicht in dessen wahrer Gestalt, freilich nicht wenig verstümmelt und oft genug in den Noten getadelt als ein unbändiges Genie; dennoch für den Moment immer dankenswerth genug. Auch des trefflichen Hans Sachs wollen wir nicht vergessen, um Wieland zu rühmen, daß er ihn, den hundert klägliche Kritiker gelästert hatten, von neuem den Deutschen an das Herz legte, das allerdings ein etwas vergeßliches Herz ist. Idris und Zenide, Oberon, und manche andere sehr angenehm erzählte kleinere Gedichte, vollendeten den Ruhm dieses Mannes, in welchem Deutschland zuletzt ein durchaus allseitiges Genie anzustaunen sich gewöhnte.

§. 68.

Jenes Deutschland war indessen nur das sogenannte vornehme, und ein Theil des schreibenden; das Volk selbst nahm wenig Notiz von dem Vielgepriesenen. Deshalb wollen wir sogar bedauern, daß man ein Gedicht von nur mäßigem Umfange: „Oberon der Adliche," welches uns als das allervortrefflichste seiner Werke erscheint, in welchem es dem Dichter mit dem tiefen göttlichen Ernst fast durchgängig ein wahrhafter Ernst ist, ganz übersah oder doch nur mit lauer Theilnahme betrachtete, so daß wir fürchten müs-

sen, es möchten auch manche von unsern heutigen Lesern jenes Gedicht nicht kennen.

Es haben aber manche deutsche Dichter ein ganz eignes Schicksal. Wenn nämlich ihre Berühmtheit am größesten ist, so ist auch der Tadel am nächsten. Als nämlich Wieland einige dreißig Jahre hintereinander fast ungestört und einstimmig gerühmt worden war, so schien es, als werde man dieser Sache ein wenig überdrüßig. Im Herbst 1796 erschien Schillers Musenalmanach, in welchem bekanntlich die mehr berühmten als gekannten Xenien befindlich sind. Hier erhoben sich Stimmen, die von dem Concert der Mode gänzlich abweichend, manchen auffallenden, damals befremdenden Tadel hören ließen. Zwar nannte man ihn die zierliche Jungfrau in Weimar, und schrieb ihm einen reichen Geist zu, doch schon in der nächsten Zeile war man streng genug, die Ausdrücke: „fade und leer“ auf den sonst ehrwürdigen Greis anzuwenden, und ihm zum Geburtstage zu wünschen, daß sein Lebensfaden sich ausspinnen möge, wie in der Prose sein Periode. Wenig Jahre nachher trat die Zeitschrift Athenäum hervor, in welcher von neuem ein kühler Witz, oft sogar harter Spott gegen ihn gerichtet wurde. Wieland hatte in der Vorrede zur letzten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke angeführt, er habe mit der Morgenröthe der deutschen Literatur begonnen, und jetzt am Abend seines Lebens scheine auch eine nächtliche Dämmerung über besagte Literatur anzubrechen. Das hatte man nun für einen optischen Betrug ausgegeben, der bei der Augenschwäche des Alters leicht zu begreifen sei. Endlich ging man in der Freiheit so weit, eine förmliche Ediktal-Citation anzustellen, und mehrere große und bekannte Schriftsteller, Platon, Aristophanes, Lucian, Horaz, Cicero, Shakspeare, Cervantes, Crebillon, Voltaire u. s. w. zusammen zu rufen,

um sie aufzufordern, das ihnen von Wieland geraubte Eigenthum zurückzunehmen, nach welcher Besitzergreifung der deutsche Dichter nicht mehr sehr reich dastehen würde. Seit dieser Zeit ist es besonders unter manchen jungen Leuten ordentlich zu einer betrübten Mode geworden, Wielands poetischen Ruhm zu verkleinern, ja es giebt wenige, die nicht einmal gelegentlich irgend ein bon mot oder mauvais mot gegen Wieland sich erpreßt hätten. Aber auch die ältern Männer, die noch an der deutschen Literatur Theil nehmen, scheinen einen großen Theil des ehemaligen Interesses für den berühmten Dichter verloren zu haben, so daß auch einmal sehr keck behauptet worden ist, ein paar gelegentlich hingeworfene Scherze hätten schon hingereicht, Wielands Ruhm zu vernichten, wie etwa der alte Priamus (wenn wir anders der pathetischen Rede des Schauspielers im Hamlet glauben dürfen), vor dem bloßen Schatten von Pyrrhus Neoptolemus Schwerdte geflohen sei.

§. 69.

Mich dünkt, aus der bloßen Erzählung dieser zum Theil unerfreulich leichtsinnig genommenen Vorfälle, gehe schon durch sich selbst der Ernst und die Wahrheit hervor. Die Jünglinge, welche W. am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in Opposition gegen eine durch vier Jahrzehnte verbreitete Meinung, nicht mehr als einen wahrhaftigen Dichter gelten lassen wollten, haben, so übel sie auch damals angefahren worden sind, dennoch im Großen und Ganzen Recht behalten; doch haben die besseren auch damals stets anerkannt, daß hier dennoch von einem sehr ausgezeichneten Talente die Rede sei. Dem wahren Ruhme, den ein funfzigjähriges durchaus edles literarisches Streben verleiht, würde keine, auch nicht die geistvollste, so-

phi-

philiſche Kritik und noch viel weniger bloßer Witz, Scherz oder Hohn haben Abbruch thun können. Jene Jünglinge, jetzt Männer geworden, ſprachen nur aus, was ein bedeutender Theil der Deutſchen gewiß ſchon längſt im Stillen gedacht und empfunden hatte. Seitdem iſt ein neues Geſchlecht erſchienen, das größtentheils dem frühern Urtheil nicht bloß zu folgen, ſondern den ganzen Wieland zu ignoriren ſcheint: was wir (wie ſich von ſelbſt verſteht) entſchieden misbilligen müſſen, da in ſeinem Geiſte doch auch gar manches Feine und Anmuthige wohnte, deſſen viele Deutſche beſonders bedürfen. Da dieſe jedoch nie ganz vergeſſen können gerecht zu ſein, ſo darf man mit Zuverſicht hoffen, daß ſich das Misverſtändniß bald löſen und ruhiges Urtheil alles wieder ins Gleiche bringen werde.

§. 70.

Wielanden zur Seite ſtehe hier ſein Freund J. W. L. Gleim, geb. 1719, geſt. 1803. Seine erſten poetiſchen Verſuche konnten wohl nur in einer ſehr dürftigen Zeit auf einen beſondern Beifall rechnen, denn eine ſolche mochte wohl gar noch von ihm borgen. Für uns ſind indeß ſeine anakreontiſchen Lieder bloß eine jugendliche Vertrung und mittelmäßige Nachahmung eines talentvoll weichlichen Dichters, der ſich unter die Griechen gleichſam nur geſtohlen, und den Namen Anakreon unrechtmäßiger Weiſe an ſich geriſſen hat. Können wir aber ſchon dieſe Richtung Gleims nicht billigen; wie viel weniger die ſeiner zahlreichen Nachahmer! Nichts in der Welt ſollte billig dem deutſchen Dichter ſo fremd ſein als das Süßlichflache; und dennoch wollte eine ganze Schaar von Poeten damit ſogar noch prunken. Blumen, Küſſe, Wein und Liebe wurden zuletzt ſo durcheinander gearbeitet, daß keine gute Faſer mehr

lieb. Und welche Liebe, welche Küsse waren es auch, von denen hier gesprochen wurde, wie matt, unscheinbar und zu welchem Nichts verrieben! — Zu Gleims Lobe muß jedoch hinzugesetzt werden, daß er sich in seinen spätern Lebensjahren den Namen eines deutschen Anakreon streng verbat.

Gleims Fabeln sind sehr ungleich, einige trocken, durch einseitig politische Richtung oder durch unersprießliche teleologische Ansichten ermüdend, andere aber wahrhaft kindlich und eben deshalb angenehm und eindringlich. — Wie treten aber alle diese Bemühungen zurück gegen das was der Dichter während des siebenjährigen Krieges unter dem Namen eines Preußischen Grenadiers seinen Landsleuten feurig zuströmte, da Friedrichs Kampf gegen eine halbe Welt sein Gemüth entzündete. Man darf diese Kriegslieder nicht bloß als den Gipfel seiner Poesie betrachten, sondern sie sind in der That sein Ganzes und völlig hinreichend seinen Ruhm für immer zu begründen. Fast alles lebt und glüht in denselben, ohne daß doch mehr als billig von Leben und Gluth die Rede wäre — ein Fehler, auf den wir in dieser Literaturgeschichte so oft zurückkommen müssen. — Manches ist einfach, kernig kurz, anderes ausführlich, bequem, heiter, voll wahrhaft charakteristischem Soldatenhumor, deutlich, farbig; (doch stören zuweilen einige Uebertreibungen und Grellheiten). Andere von diesen Liedern schreiten feierlich und stolz, andere ringen hinauf wie im Sturmschritt, andere geben eine reine Rührung, indem sie nach dem heißesten Kampf die kleine Heldenschaar in ruhiger Betrachtung darstellen, oder edler Todten gedenken. Es wäre wenig verloren, wenn alle gedruckte Exemplare dieser Gedichte untergingen, denn sie könnten ohne Zweifel noch von tausend Lebenden sehr bald wieder hergestellt wer-

den, da sie stets von Mund zu Munde gingen und im Herzen und auf den Lippen wohnen. —

§. 71.

Nach dieser herzlichen Anerkennung jener vortrefflichen Gedichte, müssen wir freilich hinzusetzen, daß die Poesie unsern Gleim nach Abschlusse des Hubertsburger Friedens fast ganz verließ. Vielleicht wird man dagegen einige geistlich reflectirende Gedichte anführen; allein wir werden doch wohl bei näherer Ansicht einräumen müssen, daß weder Poesie, noch wahre Philosophie, noch tiefe Religion in denselben wahrzunehmen sei. So sind selbst die meisten im Halladat vorgetragenen Ideen von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit, in der That nicht viel mehr als die hergebrachten, etwas abgeblaßten Gedanken der unbegeisterten Schule Frankreichs und Deutschlands während der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts; nur daß des Dichters kräftige Individualität ihnen zuweilen einigen Schwung leiht. Da indessen auf dem Gebiet des Meinens und des Wahrscheinlichfindens nichts dauernd Festes zu erreichen ist, so kann auch unmöglich eine fast nur meinende Poesie von wahrer Begeisterung durchglüht sein.

Auch das polemische Verhältniß Gleims zur Philosophie hat sich oft bei ihm gerächt. Ungestraft — es sei die Wiederholung des Satzes erlaubt — schloß sich wohl noch niemand von ihr aus; aber härter noch büßen müssen hat man stets das Unternehmen, sich dem kühnen Lauf der philosophischen Bildung zu widersetzen. Der Triumphwagen dieser Unwissenschaft wird von ewigen Flügelrossen getragen, und fruchtlos ist es, ihnen wie sterblichen Thieren in die Zügel fallen zu wollen. Wer solches unternimmt, läuft Gefahr zerschmettert zurückgeworfen zu werden, oder

doch wenigstens sein Lebelang in dem Staube wühlen zu müssen, den die Räder aufwerfen. Vor einem solchen Geschicke ward Gleim jedoch durch sein schönes Naturel geschützt, das ihn nach einigen mislungenen Versuchen bald abstehen ließ und wieder zur bessern Thätigkeit führte.

Bei allem diesem einzelnen Tadel möge indessen keineswegs übersehen werden, daß die rüstige Jugend *), welche Gleimen bis in sein vierundachtzigstes Jahr begleitete, so wie das stete Umgebensein von Freunden, keineswegs ein bloßes Glück, sondern auch ein wahrhaftes Verdienst zu nennen sei, und so wird das Andenken an diesen Jünglings-Greis stets rühmlich unter uns fortleben.

§. 72.

Ewald Christian von Kleist, geb. 1715, gest. 1759.

Wenn die Elegie der Modernen überhaupt aus dem ewigen Gegensatze der Idee und Erscheinung, der Freiheit der Phantasie und der Nothwendigkeit des Wirklichen, hervorgegangen, so ist dieses ganz besonders bei den Deutschen der Fall, die gewöhnlich erst dann dichten dürfen, wenn sie vergessen haben, was um sie her vorgeht. Aber es ist schwer zu vergessen, Kleist vergaß nicht und dichtete doch, denn er vermochte nicht selten, den reinen Purpur oder Trauermantel der Phantasie auf jene Mängel des erscheinenden Lebens zu werfen. Sein herrliches Gemüth war eben so tapfer als sanft und zart; eben so rüstig im Wi-

*) Wenn wir erwägen, zu welcher Zeit Gleims Bildung ihre Richtung empfing, und dann vernehmen, daß ihn Jean Pauls unsichtbare Loge und Hesperus wahrhaft entzückten, so werden wir ihn wohl alle mit Lust einen achtzigjährigen Jüngling nennen. — Weniger kannte er Goethen; noch minder Schillern, den er fast ganz verkannt zu haben scheint.

derstehen als gelinde im Hingeben. Was er als Krieger war, als gottinniger Held wird keine Zeit vergessen, denn sein Muth war Eins mit seiner Menschenliebe, und seine Kraft mit seiner Milde. Wenige Menschen haben sich vielleicht so auf die Freundschaft verstanden als er, und was ihm Gleim und Lessing waren und er ihnen, lassen einige tiefrührende Briefe aus jener Zeit ahnen.

Seine „Sehnsucht nach Ruhe" ist nicht die gewöhnliche halb poetische Weichmüthigkeit, die sich gern in den Schatten legen will, sondern sie ist nichts weiter — denn einige widerstrebende Ausdrücke können nicht entscheiden — als die Sehnsucht nach friedlicher Klarheit, und nach jenen für das gesammte Menschengeschlecht besseren Zeiten, von denen die „innere Stimme spricht" und ewig sprechen wird, wie oft auch Stürme von außen her sie überrauschen mögen. Hin und wieder finden wir freilich in den Kleistschen Gedichten einige Verletztheit der Brust, aus der sie strömten, sie geht hervor aus der Zeit, deren Mode-Philosophie nicht selten nur ein frecher Marodeur im Gebiet der Religion, und deren Religion leider auch oft genug nur ein wehmüthiger Optativus war. Kleist ist nichs bloß viel besser als diese eben geschilderte Seite jener Zeit, sondern er steht ihr oft sehr siegreich entgegen, aber gelitten hat auch er durch sie, wie dies wohl keinem Menschen als einem Kinde der Zeit ganz erlassen werden kann. Den Schmerzen der Menschenliebe — nur der Verdörte im Geist und Herzen kennt sie so wenig wie ihre reinen Freuden — wird sich kein edler Mensch entziehen wollen.

§. 73.

Weit mehr als diese Elegien, deren hier vorzugsweise gedacht worden ist, würde in früherer Zeit das beschreibende

Gedicht „der Frühling“ geschätzt, und in der That verdient es um mancher wahrer, aus der lebendigen Natur selbst herausgegriffenen Bilder, die das Kind und der Dichter am besten erschauen, die Neigung und Theilnahme, welche man ihm gewidmet hat, wenigstens zur Hälfte, und es ist erfreulich zu sehen wie die Ausländer durch ihre zahlreichen Uebersetzungen des Gedichtes selbst zu gestehen scheinen, daß sie in dem Talent der genauen Beobachtung der Natur sich uns unterordnen müssen.

Daß übrigens dem genannten Werke eine entschiedene Einheit fehlt, ist auch wohl früher schon gesagt worden; und man dürfte es deshalb einer interessanten aber unbegränzten und unbeschlossenen Mosaik vergleichen. Was aber den Genuß stört oder doch theilweise verkümmert, ist die pseudo-hexametrische Form; denn anders können wir diese Hexameter mit einer Vorschlagssylbe (d. h. diese Hexameter mit siebentehalb Füßen) nicht nennen. Hier ist in jedem Falle die unglückselige Schweizerische Schule schuld, und der zu bescheidene Kleist — der ihr sonst so wacker widerstand — ließ sich leider durch manche damals gefeierte Beispiele verleiten, in seinem Gedichte dem Reime zu entsagen, der ihm sonst so wohl steht. Es bedarf aber kaum des Beweises, wie sehr dasselbe durch diesen Mangel mit sich selbst im Streite liegt, und wie sehr der ganze Inhalt nach dem Reim verlangt, der ihm durch eine fehlerhafte Theorie verweigert worden ist.

§. 74.

Karl Wilhelm Ramler, geb. 1723, gest. 1798. Es ist besonders in den letzten Jahrzehnten so häufig über ihn die Rede gewesen, daß wir uns wohl der Pflicht überheben können, ausführlich über ihn zu sprechen. Uns

Schillers gute einfache Worte aus dem Gedicht: „Breite und Tiefe“ ein:

Es leben viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen.
Man dächte, hört man sie reden so laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Diese Braut nun, dünkt uns, hat Ramler nicht erobert, obwohl er sein ganzes Leben hindurch mit hohem, rühmlichem Eifer danach strebte. Eben deshalb misbilligen wir aber gänzlich jeden bittern Scherz, der so oft von einer gewissen Seite her gegen ihn angewandt worden ist. Manche seiner Gedichte haben den Charakter der errungenen, zuweilen sogar mühseligen Begeisterung. Oft glauben wir in ihnen bloß den Zustand eines solchen Ringenden in Worte übersetzt zu erblicken. Meistens haben sie auch eine äußere Veranlassung, die der Poesie nicht immer günstig sein kann. Selten finden wir jenen Hauch der Liebe, jenen „goldnen Duft der Morgenröthe,“ der uns in den Gesängen der wahren Dichter entgegen weht, vieles ist schwer und in eine gewisse starre Ueberpracht der Sprache gekleidet, die jedem milden Aufflluge wehrt. — Wie er, dessen Hexameter zu den unbeholfensten gehören, die je gemacht wurden, zu dem Rufe der Correktheit gelangt, ist uns, wir verhehlen es nicht, stets unbegreiflich gewesen. Andere Versmaaße gelingen ihm besser, und gerade diese sind weniger beachtet worden.

Wenn wir aber auch Ramlern nicht für einen Dichter halten, so wollen wir ihm doch nicht absprechen, daß einige treffliche Gedichte von ihm vorhanden sind *), un-

*) Ein einziger wahrhafter geistiger Frühlingstag, ja sogar

ter denen wir ganz besonders das an den Frieden (vom Jahre 1760) auszeichnen, welches aus einem reinen und sehnsüchtigen Herzen entsprungen, würdig war, die allgemeine Sehnsucht auszusprechen. In diesem Gedichte finden wir auch eine Anschaulichkeit, die R. fast nie hat, da er sie durch kaltes Feuer zu erreichen meint, und ein Ebenmaß in den wohlgeordneten Bildern, das gerade von wahrer Begeisterung zeigt. — Selbst „die blonde Ceres, die ganz verdeckt in Aehren geht," hört in einem andern theilweise gelungenen Gedicht auf eine bloß mythologische Person zu sein, und wird zu einer vertraulich freundlichen Königin der Fluren, die den harmlosen Fleiß begünstigt.

§. 75.

Wie ganz anders und unerquicklich sind dagegen manche seiner ehedem bewunderten, bloß künstlich gemachten, in kalten Flammen prunkenden, innerlich leblosen Oden, z. B. jene viel berühmte „an ein Geschütz" u. s. w., bei der selbst das Lächerliche in der phantastischen Voraussetzung als sei es lediglich „die frommen Dichter zu zerschmettern" abgefeuert worden (ein Argwohn, der dem frommen Dichter am wenigsten einfällt), leider nicht vermieden worden ist. Man entschuldige den deutschen Dichter nicht mit der Nachahmung des Horazischen: Ille et nefasto te posúit die u. s. w. Hat Horaz sich wirklich so ungebührlich entsetzt, so soll man ihm das keineswegs nachmachen; sehen wir aber seine Ode recht genau an, so möchte sich doch wohl eine gewisse sich selbst neckende Ironie in derselben finden, von der in der Ramlerschen, die wie aus einzelnen starren dick übermal-

---

nur eine einzige solche Lenzstunde kann ein ächtes lebenhauchendes Gedicht geben.

ten Seidenleinwandstücken zusammen geleimt ist, keine Spur anzutreffen ist.

R's Bemühungen um einige altdeutsche Dichter, z. B. Logau, Wernike u. s. w., würden wir doppelt schätzen, wenn er nicht leider mit besonderer Eigenwilligkeit an ihnen verändert, gefeilt oder gar gekaspelt hätte. Doch möge ihm ein wenig zu Gute kommen, daß seine in dieser Hinsicht verwöhnte Zeit es so haben wollte, ob es sich freilich von selbst versteht, daß dadurch seine unerlaubte Gefälligkeit nicht gerechtfertigt wird. Als Menschen entschuldigt ihn, daß er gegen sich selbst nicht minder hart verfuhr, indem er, wie bekannt, in der letzten Ausgabe seiner Gedichte gar manche verderbte, zum warnenden Beispiel, daß, wenn die Zeit der productiven Kraft vorüber ist, und der Frost des Alters — (der ächte Dichter wird freilich wie Sophokles und Goethe nie alt, sondern empfängt durch das Alter immer nur neue Liebenswürdigkeit) eigner Begeisterung wehrend, auch die Begeisterung Andrer nicht mehr begreift, kein besseres Talent — zu conjugiren („hängt, hangen wird, und hing") — den Mangel ersetzen kann.

§. 76.

Wenden wir uns jetzt zu dem allgefeierten, vielseitig wirkenden Gotthold Ephraim Lessing, geb. zu Kamenz in der Lausitz, gest. zu Braunschweig 1781.

Sein äußeres Leben und seine Schicksale sind so häufig beschrieben worden, daß wir ihrer nur gedenken, um sie als rein Deutsch zu bezeichnen, denn mancher Ernst und manche Schmerzen sollten das edle Metall läuternd erproben. Tüchtige fromme Eltern; aber arm, strenge Erziehung; aber liebend. — Gründlicher Unterricht in den alten Sprachen und der Mathematik (zu Meißen), geniale Ueber-

kraft auf der Universität (Leipzig). Unvermögen, ein bestimmtes Fach allein zu wählen, da die Fülle der Anlagen fast für alle Fächer hinzureichen schienen. Schriftstellerische Thätigkeit nach vielen Seiten hin, als Uebungen der Kraft, zuweilen sogar mit Hülfe sophistischer Dialektik, z. B. bei Rettungen einiger anbrüchigen Charaktere, wobei jedoch stets sein treffliches Gemüth vorwaltet, das selbst einen Simon Lemnius reingewaschen zu sehen wünschte. — Geistreiches literarisches Herumtreiben in den Literaturbriefen u. s. w. — Fünfjähriges Stillschweigen, unter den heterogensten Amtsgeschäften in Breslau, aber unschätzbar für seine Bildung, die um diese Zeit festen Halt zu gewinnen schien. — Heitere überall Herrliches wirkende Thätigkeit, bis etwa 1776. — Das Leben unter Büchern fängt an ungünstig zu wirken. — Endlose Streitigkeiten mit deutschen Theologen, die er nicht lehren konnte, und die ihn nicht begriffen. — Höchste, nicht immer günstige Wirksamkeit und Berühmtheit bei innerm Gram. Versöhnender Tod, von ganz Deutschland selbst von den meisten Feinden schmerzlich gefeiert.

Es kann sein daß diese kurzen Lebensumrisse manchen Lesern schon um deswillen nicht zusagen, weil sie gewohnt sind, daß über Lessing nichts Kurzes oder Epigrammatisches gesagt werde, obwohl er selbst fast immer sehr kurz und epigrammatisch schrieb. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß über keinen deutschen Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts so viel gesprochen und geschrieben worden ist, als über ihn, der über sich selbst so wenig sprach, und dies wenige fast ein wenig leichtsinnig und mit muthwilliger Laune gegen sich selbst vortrug. Es war zuletzt dahin gekommen, daß man seinen Namen als eine hochflatternde Fahne betrachtete, bei der sich die verschiedenartigsten Menschen zu den verschiedenartigsten Zwecken versammelten.

§. 77.

Was Gutes dabei waltete, verkennen wir nicht; aber auch die unendliche Uebertreibung, die nothwendig lächerlich werden muß, hat uns klar werden müssen. — Wollte damals etwa jemand die tiefsinnige Bemerkung äußern, daß die Tugend doch etwas nicht Uebles und ein gutes Herz nicht ganz zu verachten sei, wollte er darthun, daß die Viehzucht löblich, die Sparsamkeit zweckmäßig und die Glückseligkeit wünschenswerth sei, so setzte er, um die Leser durch solche Paradoxien nicht zu sehr zu erschrecken, schnell hinzu, „auch Lessing habe das gemeint," worauf dann freilich alle etwanigen Zweifel schweigen mußten. Ob nicht zuletzt auch der Schriftsteller A., wenn er dem Schriftsteller B. einen „guten Morgen" bot, sich über solche kühne Worte entschuldigte, sprechend, auch Lessing liebe solche Art zu reden — das wollen wir dahin gestellt sein lassen; vermuthen es aber fast *).

Als einst ein sehr verehrter Mann, — einer der wenigen, welche Lessings Werth ganz aber ohne Ueberschwenglichkeit erkannten — mit dem Dichter der Minna von Barnhelm, durch eine schöne Gegend Deutschlands fuhr, und seine herzliche Freude über die frischblühende Natur, in einigen einfachen Worten kund that, so erwiederte Lessing, er beneide ihn um dieser Freude willen, könne sie aber nicht theilen. Ja, setzte er dann hinzu, wenn der Frühling einmal noch blühete, dann wäre es doch etwas Neues, und ich wollte mich wohl freuen! — Wir wollen mit dem trefflichen Lessing über solche Worte keinen unnützen Krieg

*) Wer wissen will, bei welchen Unbedeutenheiten, Plattheiten u. s. w. man oft Lessings Namen citirte, der lese — etwa tausend deutsche Kritiken, philos. Abhandlungen u. s. w. aus den Jahren 1760 bis 1800.

beginnen, denn der Moment kann ja auch wohl einmal eine rasch hinflatternde Paradoxie erzeugen; aber wir sind gewiß, hätte die Mehrheit der damaligen deutschen Schriftsteller jene Aeußerung gewußt, sie würde geradezu die Natur angeklagt haben, daß sie grün blühe.

Bei dieser unbedingten oft sogar fast mechanischen Hingebung an ihn, war es wohl natürlich, daß man ihn nicht nur für den größten Philosophen und Kritiker, sondern auch überhaupt für den größten Schriftsteller Deutschlands hielt. — Es ist aber bereits in dem Abschnitte über Wieland bemerkt worden, daß wenn die Berühmtheit der deutschen Schriftsteller am größesten ist, die Anfeindung am nächsten sei. Auch Lessing, obwohl Wielanden weit überragend, hat ein ähnliches Geschick erfahren. Es erschien nämlich im Jahr 1796 — ein seltsam geistreicher, wunderlich scharfsinniger Schriftsteller, der geradezu und mit einer fast schneidenden Kühnheit behauptete, Lessing sei gar kein Dichter. Er hatte dabei von Einer Seite ziemlich gutes Spiel, denn unser edler gegen sich selbst überstrenger Gotthold Ephraim hatte in der Schlußrede zu seiner Dramaturgie 1769 selbst erklärt, er sei nichts weniger als ein Dichter, und was seine Lust- und Schauspiele betreffe, so danke er Gott, daß er „den ganzen Plunder" längst vergessen habe. — Diese fast entsetzlichen Worte waren bisher nur etwa von Klotz, den fast niemand liebte, urgirt und späterhin — vergessen worden; jetzt aber machte man sie auf eine Art geltend, die wir höchlich misbilligen müssen. — Wie? es sollte entscheiden, wenn ein edelherber Mann in einem bittern Momente den eignen wohlverdienten Lorbeerkranz zerreißt? Wenn er, im herrlichen Streben nach dem Ideal, und im Vergleichen des Geleisteten mit jenem, sich selbst und das Geleistete nur gering findet? Sollen wir, fast hämisch, ihn bei einem

Worte faſſen, und ſeiner That vergeſſen, die höher iſt, als alles Wort? — Das ſei ferne! — Ja, wollten wir Leſſingen in Beziehung auf jene trüben Worte den Dichterkranz abſprechen, ſo verdienten wir, daß wir jeglichem unbedeutenden, hochmüthigen, poetiſchen Schächer, der von ſich ſelbſt ausſpricht, daß er mit ſeinem Haupte die Geſtirne berühre, den Lorbeer aufſetzen müßten: denn wenn das harte Nein des gegen ſich ſelbſt zu ſtrengen Mannes für uns ſo ſehr entſcheiden ſoll, ſo muß es auch wohl das weiche ekle Ja des ſich verhätſchelnden Hoffärthigen und Eiteln. — — Es giebt der Halb- und Viertel-Poeten ſo viele, die ihren reſpectiven „Plunder" für die köſtlichſte Poeſie halten, daß es ſchon um deswillen höchſt intereſſant iſt, einmal auf einen Mann zu ſtoßen, der ſich und ſeine verdienſtlichen Werke ſo rauh anfährt.

§. 78.

Verdienſtlich dürfen wir nämlich ſelbſt ſeine früheren poetiſchen Beſtrebungen faſt alle nennen. So hat z. B. das Luſtſpiel „der junge Gelehrte," das er in ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre ſchrieb, bei aller Fehlerhaftigkeit der Compoſition und Breite in der Ausführung, dennoch eine unleugbare Wahrheit in der Zeichnung des Hauptcharakters, und iſt um deswillen ſchon hiſtoriſch merkwürdig, obwohl wir freilich nicht gern bei dieſem Gemälde verweilen. Es iſt ferner ein ſchöner Beleg, daß L. ſchon in frühſter Jugend faſt immer genau wußte, was er etwa ſchildern könne, indem er ſich ſchon damals nur ſolche Gegenſtände wählte, die er zu überſehen vermochte. Und welch ein Dialog in Vergleich mit dem matten Hin- und Herlallen der Gottſchediſchen Schule! — Ein kleines Luſtſpiel „der Schatz" (1750) zeigt in dieſer Hinſicht ſchon eine treffliche Ahnung

von dem was Lessing in der Folge leisten würde, eine Frischheit und Raschheit im Gespräch wie sie noch heut zu Tage sehr selten ist. Ueberhaupt ist Lessings Talent ein frei geselliges, gern disputirendes, anreizendes, sich selbst und andern nie Ruhe lassendes, herauslockendes; und selbst in spätern Jahren, wo sein Styl die höchste und köstlichste Reife hatte, z. B. in den antiquarischen Briefen, der Dramaturgie, dem Anti-Goeze u. a. ist sein Styl am vortrefflichsten, wenn er ihn gleichsam dialogisch bildet, und mit den Gegnern auf diese Weise den Kampf eröffnet oder schließt.

In Miß Sara Sampson ist nur die Anlage zu interessanten Situationen anzuerkennen, aber die Ausführung ist, mit Ausnahme einzelner Scenen, ohne besondere Kraft, und dieser Mangel hat durch den Reichthum an Thränen ersetzt werden sollen. Doch die Thränen die in Lessings Werken um der Liebe willen geweint werden, sind nicht eben sehr rührend; und bei aller Anstrengung, die L. dem genannten Drama gewidmet hat, konnte es nicht gelingen, da er diesmal einen seinem Gemüth fremden Stoff gewählt hatte.

§. 79.

Desto besser steht es mit Minna von Barnhelm, welches seit beinah sechszig Jahren mit Recht bewunderte Werk wir als ein wahrhaft deutsches betrachten und für die Blüthe der dramatischen Poesie des siebenjährigen Krieges, oder vielmehr des Hubertsburger Friedens halten, ein Werk, dem wir, in dieser Beziehung, unter den lyrischen Gedichten, selbst nicht die trefflichen Gleimschen Grenadier-Lieder an die Seite setzen dürfen, schon um deswillen nicht, da ihnen das allgemein Ausgleichende und Versöhnende mangelt, welches dem Lessingschen Drama den höchsten Reiz

giebt. — Diese rein historische Bedeutung des Stücks anerkennend, finden wir ferner in der Zeichnung der männlichen Hauptcharaktere nicht bloß den allgemein anerkannten Verstand, den antithetischen Witz und das epigrammatische Feuer Lessings, sondern auch eine wahrhafte Gemüthlichkeit, die man in seinen andern dramatischen Werken vielleicht hie und da vermissen möchte. — Die Art, wie z. B. das Verhältniß Tellheims zu Just und Werner (obwohl wir das zu häufige Geldanbieten des Letztern beschränkt wünschten) angelegt und durchgeführt worden, zeigt von wahrhaft deutscher Poesie.

Nur auf die Liebe hat sich Lessing nicht sehr verstanden; wenigstens wird uns niemand überreden wollen, daß in diesem Stücke eine solche walte. — Der vortreffliche deutsche Mann würde dies Urtheil wohl am ersten selbst einräumen, er, von dem bekannt ist, daß ihm nicht einmal die Darstellung der Liebe im Werther genügte, sondern in allen Dichtern der Welt nur eine einzige: die in Shakspears Romeo. — Uebrigens thut der etwas prezidse Amor, welcher zwischen Tellheim und Minna waltet, dem Totaleindruck des trefflichen Stücks um so weniger Eintrag, da er von Franziska — absichtlos, aber desto wirksamer parodirt wird.

§. 80.

Emilia Galotti hat das Unglück, fast überberühmt zu sein, indessen ist es zum Glück kräftig genug, auch diesem Schicksale zu widerstehen. Dieses Geschick war allerdings ein seltsames. — Wenn man vor dreißig oder vierzig Jahren etwa einen deutschen Leser nach Mitternacht, wo der Schlaf am süßesten ist, angetippt und ihm zugeflüstert hätte: „Nenne mir das höchste deutsche Drama," so würde

derselbe kaum nöthig gehabt haben, aus dem Schlafe sich aufzuraffen, sondern selbst im Schlafe hätte er erwiedern müssen, denn die Sache war zu einem Muß geworden: „Emilia Galotti.“

Wenn aber die Menschen in der Mehrheit eine Zeitlang etwas gar zu sehr bewundert und angebetet haben; so werden sie zuletzt verdrießlich und verdrossen, und bewundern dann fast nur noch ehrenhalber und schläfrig weiter. Dahin war es gekommen, als im Jahr 1796 Friedrich Schlegel seinen berühmten Aufsatz über Lessing schrieb, und die viel zu wichtig genommenen Worte ausrief: „Nun ich will es ja auch bewundern dieses in Pein und Schweiß verfertigte Meisterwerk, ich will es frierend bewundern, und bewundernd frieren.“ Dieses unstatthafte Wort traf gewaltig, und wenn man um jene Zeit die Mehrheit der deutschen Leser um ihre Meinung in Hinsicht Emiliens hätte fragen wollen, so würde man mit Sicherheit auf das Abrollen der Worte „Pein und Schweiß und Frost“ haben rechnen dürfen.

Manche, — des sind wir gewiß — froren vielleicht nur aus unmäßiger Gefälligkeit für Friedrich Schlegel mit, während sie sich bei dem Stücke selbst innerlich warm genug fühlten. Solche, deren es auch noch einige giebt, möchten wir freundlich erinnern, dergleichen Täuschung nicht ferner zu üben, denn es ist gar wenig Genuß dabei. — Emilie ist keinesweges ein poesieloses Verstandeswerk, kein dialogisirtes Rechnungsexempel; eben so wenig aber auch ein vollendetes, von der Muse der Tragödie selbst eingegebenes Drama. Bei Werken wie dieses, das wir vorhin überberühmt nannten, thut man am besten, wenigstens drei Viertel von dem was man je darüber gelesen hat, zu vergessen, um dann desto eher zu einem frischern Genusse zu gelangen. Wir werden dann sehen, daß nicht der bloße

Ver-

Verstand jenes Werk hervorbrachte, sondern eine großartige Vernunft. Wir werden die herrliche Ironie nicht verkennen, mit der L. seinen Prinzen Hettore zeichnete, nicht die Poesie vermissen in dem Verhältniß der mild frommen und sinnlich feurigen Emilie zu dem dunkelschweren, metaphysisch melancholischen und doch liebenswürdigen Träumer Appiani, wir werden die fast schweigende und im Schweigen noch beredte Kraft des Odoardo, vor allem aber den reichen Geist anerkennen müssen, der bei der Zeichnung der Orsina aufgewandt worden ist, deren Farbenglanz fast brennend erscheint; wenn wir sie uns im Verhältniß zu dem gemüthlos-hohlen Hettore denken. Die Beziehung zu diesem ist uns stets als ein tragisches Epigramm vorgekommen, wo Lächeln und Thränen zugleich hervorbrechen möchten. — Ein großes, bis in die kleinsten Theile mit musterhaftem Scharfsinn ausgearbeitetes tragisches Epigramm: so — um es mit Einem Worte zu sagen, — möchten wir überhaupt das ganze Stück nennen.

Betrachten wir es auf diese Weise, so werden wir uns nicht mehr über die einzelnen Epigramme in demselben wundern: nicht mehr über die Gewährung der Bitte, weil die Bittende Emilie heißt; über das: „Weniger redlich wäre redlicher," über das „Husch, husch" und den „Schnickschnack," nicht über die Allegorie im Munde der Sterbenden u. s. w. Selbst den fast unerklärlichen Umstand, daß Emilie sich vor dem leeren Hettore fürchtet (in den Worten: „Ich habe Blut, mein Vater" u. s. w.) werden wir als einen bittern Scherz des Schicksals betrachten müssen, der allerdings zu jenem tragischen Epigramme gehört, und in sofern völlig zu rechtfertigen ist.

Das einzige was dem Stück Schaden thun kann, ist die Erinnerung an Virginia, die leider, wie nicht zu leug-

nen ist, auch den Dichter mitunter ein wenig gehemmt hat.

§. 81.

Im Nathan, bei dem es doch bedenklich ist, daß er gleich auf dem Titelblatt mit Weisheit prangt, wird wohl jeder Denkende der Zeichnung mancher Charaktere sich gern erfreuen, z. B. des Sultans, des Klosterbruders, der Daja; vor allen des Al Hafi, so wie des durchgängig kräftig lebhaften kecken und scharfen Dialogs; und gern wird man zugeben, daß manche Sentenzen eines Seneka und Schiller würdig wären. Die Fabel selbst ist so überaus einfach, daß wir sie kaum so nennen dürfen, denn daß der Tempelherr am Ende in Recha eine Schwester und der Sultan in beiden seines Bruders Kinder findet, ist gewissermaßen nur eine historische Notiz oder Merkwürdigkeit. Der Geist des ganzen Werks ist Polemik gegen jede positive Religion, wobei noch das Christenthum das Unglück hat als die Religion der stolzen Schwermuth, und der eigensinnigen Hypochondrie zu erscheinen; wenigstens kann ein solcher Verdacht entstehen, da der Tempelherr neben der geschwätzigen Daja, — eine nüchterne Halbschwester von Julien Capulets Amme — dem gutmüthig einfältigen Klosterbruder, und dem übelgesinnten Patriarchen doch ohne Zweifel noch als der leidlichste Repräsentant dasteht. Dem Sultan wird jedoch Macht verliehen, ihn zurecht, und (was auch das bequemste ist) zur Ruhe zu verweisen, wofür dieser aber wieder unter der Oberhoheit des Nathan steht, der nach allen Seiten hin seine Weisheit in Bächen und Strömen, zuweilen aber auch wohl löffelweise austheilt. Demnach giebt es eine Weise dieses Stück wahrhaft zu genießen. Haben wir nämlich erst einmal mit gebührender Gelassenheit alles was in demselben

gegen positive Religion angeht — mit Ernst oder ironisch abgelehnt *), so bleibt noch genug zu unsrer Freude übrig. Die Menschen- und Völkerduldung, die hier mit starkem Eifer gepredigt worden, wird uns freilich nicht als letztes Ziel erscheinen; wohl aber die Menschenliebe, die in ächt christlichem Sinne nicht einmal von Duldung — die ist schon ungenügend und unchristlich — wissen will, eine Ansicht, durch welche die ganze Fabel von den drei Ringen als längst abgethan erscheint. — Ueberhaupt was könnte wohl das Christenthum zu scheuen haben? Gäbe es dergleichen, wie traurig stände es dann! aber welche Feigheit gehört dazu, um eine solche Besorgniß auch nur im Mindesten aufkommen zu lassen. Die stärksten Einwürfe gegen das Christenthum sind vielleicht noch gar nicht öffentlich gemacht worden, aber auch solche würden stets nur mit einem neuen stillen Triumphe desselben endigen. Jeder edle, sinnige Feind des Christenthums sei — willkommen, seine Krankheit ist der Gesundheit viel näher als alle Halbheit, ja wir möchten fast sagen, daß nur Der der Gesundheit sicher ist, der einmal so krank gewesen und sich dann selbst gerettet hat. Darum kein gewöhnliches Pathos, kein süßes Seufzen u. s. w., begegne solchen Feinden, sondern die ruhig tiefe, unerschütterliche Wahrheit, und das still bescheidene, aber unantastbare Glück dessen, der die ewige Quelle von Beruhigung gefunden hat da wo sie strömt. Finden kann sie jeder, der nur will, d. h. vollendet will.

Lessing war verletzt durch die starre Bonzenhaftigkeit und Unduldsamkeit mancher trotzig versteinerten Priester, welche sich Christen nannten, während sie noch nicht ein-

*) Nichtpositive Religion wäre ein Widerspruch im Beiwort, höchstens ein blödes Vielleicht, fast übler als das entschiedenste Nein.

mal in dem äußersten Vorhofe des Christenthums standen. Wie leicht konnte hier sein an sich gerechter und edler Zorn zu weit gehen, und wer würde nicht gern hier das Menschliche menschlich bedenken und menschlich entschuldigen wollen? — Aber würde nicht er, der Treffliche, dem ich das höchste Lob geben möchte, was irgend einem Strebenden gegeben werden kann, daß er nie sich selbst allein wollte, sondern nur die Idee um der Idee willen, würde nicht er, sage ich, einräumen müssen, daß alles wahrhaftig Lehrende seines Nathan, in dem einzigen tiefsinnig einfach erfreulichen Spruch: „die Erde ist überall des Herrn," so wie in dem ersten dem besten Pauluswort über die Liebe enthalten sei? —

Mit den hohlen, seichten Gegnern des Christenthums haben wir hier nichts zu schaffen, und Lessing wird nicht größer, wenn man sie auch nur als seine Caricatur betrachtet, denn sie sind nicht einmal das, sondern höchstens etwa — Bahrdt oder gar dessen Caricaturen, denn B., bei allem frechen Leichtsinn, hatte doch wenigstens etwas tüchtiges gelernt. Sie müssen erst Jahre lang zur Wissenschaftlichkeit und Philosophie angeleitet werden, damit man erfahre, ob sie noch der bessernden Scham fähig sind, oder ob sie als Ebenbilder der Osriks und Poloniusse, oder gar des zusammengeflickten Lumpenkönigs, der die Krone vom Sims nahm und in den Schnapsack steckte, — (welche allegorische Beziehung!) — verharren mögen *).

*) Wie sehr Lessingen, dem Gründlichen, die meiste Aufklärerei seiner Jahrhunderts-Hälfte mißfiel, hat er häufig genug gezeigt, besonders aber in einem Briefe an seinen Bruder, worin er eine gewisse ältere Theologie — er meint jene starre Bonzenhaftigkeit — unreines Wasser nennt; die neuere Aufklärung aber in sehr kräftiger und sehr unzarter Sprache „einer stinkenden Mistjauche"

§. 82.

Da wir die Fabeln, wie billig, nicht zu den Erzeugnissen der Poesie rechnen, so können wir der Lessingschen erst jetzt gedenken, und zwar mit der freudigen Anerkennung, daß wir sie in ihrer kernigen Art, für die vortrefflichsten halten, die überhaupt in deutscher Sprache zu finden sind, ein Wort, das wohl keines Beweises bedarf. Nur die Nichtachtung der Gellertschen Fabel können wir Lessingen nicht wohl verzeihen; so wie auch nicht, daß er ihnen die Hagedornschen, die oft ein wenig trocken sind, vorziehen mochte. — Auch für das Epigramm leistete Lessing manches Vorzügliche; doch würde er ohne Zweifel bei weitem mehr geleistet haben, wenn er nicht zu sehr nach dem sogenannten Sinngedicht gestrebt, und weniger aus alten und neueren Epigrammatisten entlehnt hätte. Ueberhaupt tändelte er nur mit dem Epigramm, das seiner Natur nach, sowohl im Scherz als im Ernst tiefsinnig ist, und wandte sich in den reiferen Jahren gänzlich davon ab, gerade dann, als er es am sorgfältigsten hätte pflegen sollen, wenn er etwas Klassisches hätte leisten wollen.

Lessings ästhetische Kritik zeigt sich in den Literaturbriefen schon in ihrer Lebendigkeit und Gewandheit; zuweilen aber auch noch befangen lobend und zu herbe tadelnd. Ungleich reiner, wichtiger und auch noch heute völlig jung erscheint sie in der Dramaturgie, jenem herrli-

---

vergleicht. — Wer wie L. nach dem wahren Lichte strebt, kann unmöglich sich mit kleinen Oellampen behelfen, und muß wohl zürnen, wenn ihm diese als Gestirne angepriesen werden. — Man vergleiche ferner seine reifsten Werke „Ernst und Falk" und die „Erziehung des Menschengeschlechts," Schriften, von denen bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts fast gänzlich geschwiegen ward (!).

chen Werke, das in dem edelsten Kampfe gegen die Anmaßungen der französischen Kritik einen Sieg erhalten hat, dem unverwelkliche Lorbeern entblühen müssen. Es ist vortrefflich, daß L. die Gallische Melpomene (oft nur eine vornehme kalte Giftmischerin, die mit ihren nobles et belles passions wie mit einem versteinernden Meduſenhaupt prunkt), auf deren eigenem Grund und Boden angriff und besiegte. Jener Grund und Boden wurde bis dahin fälschlich der aristotelische genannt, bis L. zeigte, welche ungeheure Misverständnisse voran gehen mußten, ehe man sich entschließen konnte, den ehrwürdigen Namen des Griechen so zu misbrauchen.

Allerdings fehlte L. jetzt auf einer andern Seite, und im Unmuth über die frostige Unnatur und das liebeleere Halbleben in jenen Dramen, neigte er sich zu sehr auf die Seite einer gewissen allzunatürlichen Natürlichkeit, wie wir sie z. B. bei dem unpoetischen Bußprediger Lillo und dem erhitzten Diderot finden. Nur vergesse man nicht, daß er selbst niemals in jene Fehler verfiel, und so möge er uns zehnmal versichern, wie sehr er Diderots Geschmack liebe; er wird uns nie überreden, daß sein hellerer und tieferer Geist eines solchen Mitkämpfers bedurft hätte *). — Wie L. den eigentlichen Kern der Poetik des Aristoteles erfaßte, und was er in seiner Selbstständigkeit von dem Drama verlangte, kommt klar an den Tag durch den einzigen Um-

*) Die großen Talente Diderots leuchten in seinem „Jakob und sein Herr," „Rameau's Neffe" u. s. w. so deutlich hervor, daß niemand sie in Zweifel ziehen kann, obwohl man wünschen darf, er möchte sie öfter an schöneren Gegenständen geübt haben. Hier ist lediglich die Rede von Diderot dem Dramendichter, den jetzt ohnehin wohl nur gar Wenige noch rühmen möchten.

stand, daß er, nachdem er die französischen Tragiker vom Thron gestoßen, diesen Thron weder für sich noch für einen andern Zeitgenossen in Anspruch nahm, sondern Shakspearn allein für würdig erklärte, denselben einzunehmen.

§. 83.

Lessings Styl, stets eigenthümlich, gewandt und mit dem Stoff künstlerisch übereinstimmend, ist in der Dramaturgie bis zur Musterhaftigkeit ausgebildet, kraftreich, blühend, eindringend, in den mannigfaltigsten Farben wechselnd, volltönend ohne sich selbst zu behorchen *), behaglich durch Sicherheit, und rasch wie vielleicht noch keine Darstellung in irgend einer neuern Sprache je gewesen. Dasselbe gilt im Ganzen auch von einigen seiner späteren Schriften, die, wenn wir sie auch theilweise nur von Seiten der Form lieben können, doch als Muster des polemischen Styls gelten dürfen. Jedes Wort steht hier gewissermaßen in Schlachtordnung und das Ganze bildet einen rein geschlossenen Phalanx, den wenigstens keiner seiner damaligen Gegner durchbrechen konnte. Lessing hatte eine bestimmte Ahnung von der Polemik als Wissenschaft, und hätten nur seine Nachfolger so fort gebaut, so wäre sie als solche schon längst bestätigt worden, was in der That geschehen muß, wenn sie noch länger getrieben werden soll. Daß er aber sie nicht bis zur Vollendung erreichte, lag nicht an seinem Genie, sondern an dem Umstande, daß er — lasset uns versuchen es mit Einem Worte zu sagen — kein

*) Es giebt auch eine Gattung von leidlich klingendem Styl, der sich der Musik vergleichen ließe, welche gute Musikanten (nicht Musiker) oder auch talentvoll eitle Dilettanten machen. Da haben wir denn das „Sichselbstbehorchen."

Luther war, der, bei dem herrlichsten, nie genug zu preisenden Protestantismus, das Positiv-Religiöse mit vollendeter Klarheit und Sicherheit erkannt, erfaßt und für alle Ewigkeit für sich in Sicherheit gebracht hatte.

§. 84.

Lessing stand fast sein ganzes Leben hindurch einsam, — obwohl sehr gesellig — ohne vielleicht jemals das höchste Glück der Liebe und der völlig genügenden Freundschaft erreicht zu haben. Klopstock, Winkelmann, Hamann, Kant, Herder und Goethe, Männer, die seiner werth waren, standen fast immer weit entfernt von ihm im Raum, oft noch getrennter durch Neigung und Urtheil. Glücklich können wir ihn nicht nennen, da seinem ewigen Streben nach Wahrheit nicht jene aufging, die da Wahrheit ist, und bleibt, über alle Zeit hinaus, jene selige, ewig befriedigende; während doch der treffliche Mann jede Halbwahrheit redlich verschmähete, die oft sogar bei seinem bloßen Betasten in ihr Nichts zerfiel. Wie er aber die mannigfaltigen Dornenkränze des Lebens trug, mit welchem edlen Anstande, wie so ganz ohne alle Ziererei und eben deshalb so ächt erhaben, des reinen Gemüths und der reinen Absicht sich bewußt: das möge stets zu seinem Ruhme erkannt und bewundert werden. Denken wir ihn uns so: so findet sich noch ganz am Schlusse seines Lebens ein Umstand, der gar manches Tröstliche hat: sein Vertrautwerden mit der Philosophie des Spinoza, die als ein Aeußerstes im negirenden Scharfsinn vielleicht am ersten das Wunder eines Ueberganges zu höherer Glückseligkeit hätte veranlassen können — und der Umgang mit einem Manne, der ein solches Wunder in sich selbst erfahren hatte, der dasselbe mit der größesten Klarheit wenigstens genetisch erklären konnte und eben

deshalb selbst für einen Lessing von allem Schein des falschen Wunderbaren zu befreien vermochte. Es kam alles darauf an, die ewig feststehenden Gränzen der Philosophie, als der höchsten und einzigen menschlichen Wissenschaft, zu zeigen, wo dann die bloße einfältige (im Lutherschen Sinne einfältige) Frage: „Was nun?" die Nothwendigkeit dessen bekundet, was Lessing salto mortale nannte, ein Wort, vor dem Jacobi wie billig nicht im mindesten erschrak, da es in der That wohl charakterisirend ist. Leider aber blieb jenes Gespräch mit Jacobi*) das einzige dieser Art, da die hemmenden Verhältnisse des Raums nur zu bald Trennung geboten. — Dennoch scheint es verdanken wir jenem Verhältnisse manches Milde in seinen letzten Schriften, vielleicht sogar die kleine fast ganz übersehene: „das Testament des Johannes." — Doch als er nun endlich so empor reifte zum vollendeten Frieden in der Wissenschaft und in sich selbst, da endete ein rascher, doch milder Tod das traumlose Leben, und der große Schmerz, den ganz Deutschland bei seinem Verluste zeigte, und laut, wenn gleich mitunter ein wenig unbeholfen, aussprach, bewies wenigstens, daß man das Talent der Ehrfurcht und Liebe sich noch frisch erhalten hatte, ein Talent, das den Deutschen so wohl steht.

§. 85.

Johann Peter Uz, geb. 1720, gest. 1796. Ein wackeres, kräftiges, doch nicht reiches Gemüth, voll reiner Liebe

*) Da es möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich ist, daß manche Leser — sonst wohl vertraut mit Lessing — jenes Gespräch mit Jacobi (es befindet sich bekanntlich vor dessen Briefen über die Lehre des Spinoza) noch nicht kennen, so möge hier die Bitte stehen, sich bald möglichst mit demselben vertraut zu machen.

für Sittlichkeit und Vaterland; mitunter auch den Scherz versuchend, der ihm nicht immer ungünstig ist. Ein Dichter, der in seiner Sphäre die Sprache beherrscht, der mit einer ganz besondern Strenge und Sorgsamkeit selbst im Einzelnen, nach einer bessern Correktheit strebt, als die ist, welche man gewöhnlich anpreiset: ein solcher ist Uz, der leider fast nur noch in Anthologien und Beispielsammlungen ein kümmerliches Leben unter uns lebt. Ich meine keinesweges, daß alle seine Oden, z. B. die Theodicee (in der sich gleich anfangs das sonnenrothe Angesicht mit dem zur Gottheit aufgeflogen werden soll, zu pretiös ausnimmt) Beifall verdienen, aber etwa ein Drittheil derselben, das wirklich Leben in sich hat, warum — wie oft muß der Deutsche diese Frage thun? — warum ist es mit vergessen worden? Sollte nicht, um nur Eines zu erwähnen, die kräftige Strafode an Deutschland:

„Wie lang' zerfleischt mit eigner Hand,
Germanien sein Eingeweide?"

hinreichend sein, den Namen des wohlmeinenden patriotischen Mannes noch fernerhin zu ehren?

Betrübend ist, daß Uz in den letzten Jahrzehnten seines Lebens von aller Poesie verlassen wurde, und löblich, daß er während dieser Zeit auch nicht zu dichten wagte. Leider gerieth er aber auch nach und nach in eine fast harte, antipoetische Stimmung, und er stand während jener Zeit als ein Fremdling in einer ihm gänzlich unverständlich gewordenen poetischen Welt. — Wer nicht in der Jugend bemüht ist, ewige Jugend zu erwerben, der muß freilich im Alter wirklich — alt werden, und selbst die schätzbarsten Tugenden, im bürgerlichen Leben geübt, — (Uz war einer der verdienstvollsten Geschäftsmänner) — werden ihn nicht schützen, wenn er vergessen haben sollte, die äußerlichen Le-

bensverhältnisse aus einem höhern Gesichtspunkte zu betrachten, und, mögen sie auch noch so eng scheinen, stets auf das Unendliche zu beziehen, d. h. mit Poesie muthig fröhlich zu vereinen. — Was uns der Nekrolog in dieser Hinsicht über die letzten 20 bis 25 Lebensjahre Uzens erzählt (z. B. daß ihm Bürgers Gedichte unerträglich gewesen seien), ist nur um deswillen merkwürdig, weil es ihm, dem sonst so Trefflichen, begegnen konnte, und zu der höchst wichtigen Warnung veranlaßt, die ein allbekanntes Sprichwort mit ehrlicher Einfachheit ausdrückt: „Wenn das geschieht am grünen Holz" u. s. w. — Konnte Uz, der einst so schön gegrünt hatte (was stets dankbar erkannt werden möge), doch einmal aufhören zu grünen, d. h. weiter fortzuschreiten; was wird an dem gleich von vorn herein dürren Philisterholze werden? —

§. 86.

Magnus Gottfried Lichtwer, geb. 1719, gest. 1783.

Gottsched sprach in dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" ein unmuthiges und unanmuthiges Wort über die Deutschen aus, daß sie so sehr anmuthige Gedichte wie die von L. gar nicht achteten, und es bleibt ihm deshalb der Ruhm unbenommen, daß er sie aus der Nacht der Buchläden, in denen sie etwa drei Jahre ungelesen geruht hatten, herausgerissen habe. Zwei Drittel jener Poesien hätten ohne allen Schaden dort liegen bleiben können, doch um des übrig bleibenden Drittels willen verdient L. ohne Zweifel zu den ersten Fabel- und Erzählungsdichtern gerechnet zu werden. Es ist befremdend wie Ein Mann so überaus schlechte und gemeine Verse anfertigen, und gleich darauf, vielleicht auf der nächsten Seite, so angenehm und geistvoll erzählen kann, weshalb er etwa einem Apriltage

verglichen werden kann, der oft fast indem man ihn noch lobt, uns wieder zum Unmuth veranlaßt. Die trefflichsten seiner Gedichte „die seltsamen Menschen," die fröhlichste Satyre auf das trübe Laster des Spiels und der nicht minder lebenvolle „kleine Löffel" werden indessen seinen Namen stets unvergessen erhalten.

In spätern Jahren wollte L. zeigen, daß er in seinen Nebenstunden auch Wolfische Philosophie treibe, was an sich ohne Zweifel löblich ist, doch scheint es nicht eben nöthig, dergleichen Studien in Reime zu bringen, wie er in seinem „Recht der Vernunft" gethan. Das deutsche Publikum, welches manche Lichtwerische Fabeln liebgewonnen, und auch „Murners Schwiegervater, Hinz, der den Takt erbärmlich schön schlug," wohl hatte leiden mögen, staunte ungemein, daß dessen Sänger mit einemmale so erhaben geworden war, wollte aber mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Vielleicht meinte es, das Recht der Vernunft mache sich am besten in Prosa geltend, während dasselbe durch die gereimten Alexandriner nur verkürzt werde.

§. 87.

Salomon Geßner, geb. 1730, gest. 1787.

Die Zartheit des Gefühls ist bekanntlich eine sehr reizende, jedem Dichter nöthige Eigenschaft, indessen ist zu befürchten, daß man in Beziehung auf Manches im Geßner, mit einer fast Lessingschen Redensart erwiedern dürfte: „weniger zart, wäre zarter" und das Spielwort oder Wortspiel würde Recht haben. Die Frömmigkeit, Feinheit und Zartheit der Personen, welche in Geßners Idyllen auftreten, ist oft von einer so bequemen Gattung, daß man schon früher gewünscht hat, es möge einmal ein Wolf zwischen sie treten, um sie ein wenig zu irritiren und ihre

Kraft an das Licht zu bringen. Sollte jedoch Geßner selbst diese Wölfe zeichnen, so würde wahrscheinlich nicht viel dabei gewonnen sein, denn ein solcher Wolf möchte wohl nicht viel gefährlicher sein als etwa ein zürnendes Schaf. — Geßners Sprache ist mit Recht als sehr melodisch gerühmt; dabei aber vergessen worden, daß zur ächten Melodie auch eine tiefe Harmonie gehöre, und diese, dünkt uns, wangelt oft. Ramler hat sich bekanntlich die seltsame Mühe gemacht, einige Geßnersche Idyllen, z. B. den ersten Schiffer, zu versificiren, doch wie billig wenig Dank dafür erfahren, denn das wirklich Fehlende hat er nicht erzeugen können, und das wirklich Vorhandene: Innigkeit des Gefühls und weiche Anmuth im Styl, theils verwischt, theils verderbt.

Selten hat ein deutscher Dichter so vielen Beifall im Auslande gefunden als Geßner, denn es ist fast keine Nation in Europa, die ihn nicht in ihre Sprache übersetzt hat, ja man darf wohl sagen, daß er in Frankreich und Italien noch mehr angesprochen, als bei uns. Auch in der Idylle verlangen wir einen kräftigern Herzensschlag; mögen wir indessen bei diesem gerechten Verlangen nur niemals über der Kraft die Lindigkeit vergessen.

§. 88.

Anna Louise Karschin, geb. 1722, gest. 1791.

Wie etwa eine mit Pracht überladene Decoration die Phantasie des Zuschauers mehr stört als befördert, während eine einfach arme dieselbe gleichsam bittend auf ihren eigenen Reichthum verweist, so finden sich auch im Leben selbst nicht selten ähnliche Verhältnisse. Ein zu reiches, zu bequemes und behagliches Leben in der Jugend ist fast immer der Phantasie gefährlich. Im hellen Mittagssonnenschein

mal in dem äußersten Vorhofe des Christenthums standen. Wie leicht konnte hier sein an sich gerechter und edler Zorn zu weit gehen, und wer würde nicht gern hier das Menschliche menschlich bedenken und menschlich entschuldigen wollen? — Aber würde nicht er, der Treffliche, dem ich das höchste Lob geben möchte, was irgend einem Strebenden gegeben werden kann, daß er nie sich selbst allein wollte, sondern nur die Idee um der Idee willen, würde nicht er, sage ich, einräumen müssen, daß alles wahrhaftig Lehrende seines Nathan, in dem einzigen tiefsinnig einfach erfreulichen Spruch: „die Erde ist überall des Herrn," so wie in dem ersten dem besten Pauluswort über die Liebe enthalten sei? —

Mit den hohlen, seichten Gegnern des Christenthums haben wir hier nichts zu schaffen, und Lessing wird nicht größer, wenn man sie auch nur als seine Caricatur betrachtet, denn sie sind nicht einmal das, sondern höchstens etwa — Bahrdt oder gar dessen Caricaturen, denn B., bei allem frechen Leichtsinn, hatte doch wenigstens etwas tüchtiges gelernt. Sie müssen erst Jahre lang zur Wissenschaftlichkeit und Philosophie angeleitet werden, damit man erfahre, ob sie noch der bessernden Scham fähig sind, oder ob sie als Ebenbilder der Osriks und Poloniusse, oder gar des zusammengeflickten Lumpenkönigs, der die Krone vom Sims nahm und in den Schnapsack steckte, — (welche allegorische Beziehung!) — verharren mögen *).

*) Wie sehr Lessingen, dem Gründlichen, die meiste Aufklärerei seiner Jahrhunderts-Hälfte misfiel, hat er häufig genug gezeigt, besonders aber in einem Briefe an seinen Bruder, worin er eine gewisse ältere Theologie — er meint jene starre Bonzenhaftigkeit — unreines Wasser nennt; die neuere Aufklärung aber in sehr kräftiger und sehr unzarter Sprache „einer stinkenden Mistjauche"

§. 82.

Da wir die Fabeln, wie billig, nicht zu den Erzeugnissen der Poesie rechnen, so können wir der Lessingschen erst jetzt gedenken, und zwar mit der freudigen Anerkennung, daß wir sie in ihrer kernigen Art, für die vortrefflichsten halten, die überhaupt in deutscher Sprache zu finden sind, ein Wort, das wohl keines Beweises bedarf. Nur die Nichtachtung der Gellertschen Fabel können wir Lessingen nicht wohl verzeihen; so wie auch nicht, daß er ihnen die Hagedornschen, die oft ein wenig trocken sind, vorziehen mochte. — Auch für das Epigramm leistete Lessing manches Vorzügliche; doch würde er ohne Zweifel bei weitem mehr geleistet haben, wenn er nicht zu sehr nach dem sogenannten Sinngedicht gestrebt, und weniger aus alten und neueren Epigrammatisten entlehnt hätte. Ueberhaupt tändelte er nur mit dem Epigramm, das seiner Natur nach, sowohl im Scherz als im Ernst tiefsinnig ist, und wandte sich in den reiferen Jahren gänzlich davon ab, gerade dann, als er es am sorgfältigsten hätte pflegen sollen, wenn er etwas Klassisches hätte leisten wollen.

Lessings ästhetische Kritik zeigt sich in den Literaturbriefen schon in ihrer Lebendigkeit und Gewandheit; zuweilen aber auch noch befangen lobend und zu herbe tadelnd. Ungleich reiner, wichtiger und auch noch heute völlig jung erscheint sie in der Dramaturgie, jenem herrli-

---

vergleicht. — Wer wie L. nach dem wahren Lichte strebt, kann unmöglich sich mit kleinen Oellampen behelfen, und muß wohl zürnen, wenn ihm diese als Gestirne angepriesen werden. — Man vergleiche ferner seine reifsten Werke „Ernst und Falk" und die „Erziehung des Menschengeschlechts," Schriften, von denen bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts fast gänzlich geschwiegen ward (!).

chen Werke, das in dem edelsten Kampfe gegen die Anmaßungen der französischen Kritik einen Sieg erhalten hat, dem unverwelkliche Lorbeern entblühen müssen. Es ist vortrefflich, daß L. die Gallische Melpomene (oft nur eine vornehme kalte Giftmischerin, die mit ihren nobles et belles passions wie mit einem versteinernden Meduſenhaupt prunkt), auf deren eigenem Grund und Boden angriff und besiegte. Jener Grund und Boden wurde bis dahin fälschlich der aristotelische genannt, bis L. zeigte, welche ungeheure Misverständnisse voran gehen mußten, ehe man sich entschließen konnte, den ehrwürdigen Namen des Griechen so zu misbrauchen.

Allerdings fehlte L. jetzt auf einer andern Seite, und im Unmuth über die frostige Unnatur und das liebeleere Halbleben in jenen Dramen, neigte er sich zu sehr auf die Seite einer gewissen allzunatürlichen Natürlichkeit, wie wir sie z. B. bei dem unpoetischen Bußprediger Lillo und dem erhitzten Diderot finden. Nur vergesse man nicht, daß er selbst niemals in jene Fehler verfiel, und so möge er uns zehnmal versichern, wie sehr er Diderots Geschmack liebe; er wird uns nie überreden, daß sein hellerer und tieferer Geist eines solchen Mitkämpfers bedurft hätte *). — Wie L. den eigentlichen Kern der Poetik des Aristoteles erfaßte, und was er in seiner Selbstständigkeit von dem Drama verlangte, kommt klar an den Tag durch den einzigen Um-

*) Die großen Talente Diderots leuchten in seinem „Jakob und sein Herr," „Rameau's Neffe" u. s. w. so deutlich hervor, daß niemand sie in Zweifel ziehen kann, obwohl man wünschen darf, er möchte sie öfter an schöneren Gegenständen geübt haben. Hier ist lediglich die Rede von Diderot dem Dramendichter, den jetzt ohnehin wohl nur gar Wenige noch rühmen möchten.

stand, daß er, nachdem er die französischen Tragiker vom Thron gestoßen, diesen Thron weder für sich noch für einen andern Zeitgenossen in Anspruch nahm, sondern Shakspearn allein für würdig erklärte, denselben einzunehmen.

§. 83.

Lessings Styl, stets eigenthümlich, gewandt und mit dem Stoff künstlerisch übereinstimmend, ist in der Dramaturgie bis zur Musterhaftigkeit ausgebildet, kraftreich, blühend, eindringend, in den mannigfaltigsten Farben wechselnd, volltönend ohne sich selbst zu behorchen *), behaglich durch Sicherheit, und rasch wie vielleicht noch keine Darstellung in irgend einer neuern Sprache je gewesen. Dasselbe gilt im Ganzen auch von einigen seiner späteren Schriften, die, wenn wir sie auch theilweise nur von Seiten der Form lieben können, doch als Muster des polemischen Styls gelten dürfen. Jedes Wort steht hier gewissermaßen in Schlachtordnung und das Ganze bildet einen rein geschlossenen Phalanx, den wenigstens keiner seiner damaligen Gegner durchbrechen konnte. Lessing hatte eine bestimmte Ahnung von der Polemik als Wissenschaft, und hätten nur seine Nachfolger so fort gebaut, so wäre sie als solche schon längst bestätigt worden, was in der That geschehen muß, wenn sie noch länger getrieben werden soll. Daß er aber sie nicht bis zur Vollendung erreichte, lag nicht an seinem Genie, sondern an dem Umstande, daß er — lasset uns versuchen es mit Einem Worte zu sagen — kein

*) Es giebt auch eine Gattung von leidlich klingendem Styl, der sich der Musik vergleichen ließe, welche gute Musikanten (nicht Musiker) oder auch talentvoll eitle Dilettanten machen. Da haben wir denn das „Sichselbstbehorchen."

das daran verschwendet worden. Mit Recht hatte man indessen große Hoffnungen von ihm gefaßt, denn sein Lustspiel „die Landgeistlichen“ war bei allen großen Fehlern doch nicht ohne komische Kraft, aber er starb zu früh um die Erwartung zu erfüllen.

Joachim Wilhelm Freiherr von Brawe, geb. 1738, gest. 1758, erhielt, als Cronegks Codrus den Preis empfing, mit seinem Trauerspiel „der Freigeist“ das Accessit, und gab uns abermals durch sich selbst einen traurigen Beleg, wie selten in Deutschland die Talente zur Reife kommen, sei es nun durch die Ungunst äußerer Verhältnisse, durch eigne Schuld, oder wie hier durch einen frühen Tod. Sein Freigeist ist nur ein Zerrbild, aber die edle Gesinnung des Verfassers hatte innern Gehalt genug, um zur Vermuthung zu veranlassen, daß er gar bald reinere Gestalten würde haben geben können. Sein „Brutus,“ obwohl äußerlich gebildeter, ist französirt, und kann deshalb nur als Beweis gelten, daß Brawe's Geschmack sich noch nicht entschieden hatte.

Christlob Mylius, geb. 1722, gest. 1754, ein Jüngling von der leichtesten Geistesbeweglichkeit, mannigfaltigen Anlagen, großen Sprachkenntnissen, und besonders ausgezeichnet als Naturkenner; aber ein unglücklicher Herumtreiber, der nie zur ruhigen Thätigkeit gelangte. Er war fast noch Knabe, als er schon als feuriger Verehrer für — Gottsched auftrat, und sich sogar gegen Elias Schlegel auflehnte. Bald darauf aber wurde aus dem Verehrer ein Feind, doch in ungemessnem Streben nach Ruhm (der ihm gerade dadurch am wenigsten zu Theil ward), zeigte er sich als Vielschreiber und lieferte eine Menge lyrischer und elegischer, lehrender und idyllischer Gedichte, Comödien, Kritiken, naturhistorische Aufsätze u. s. w.; fast überall aber er-

blickte man nur verschleuderte Talente. Manche seiner Werkchen scheinen Makulatur geworden zu sein, und es möchte z. B. kaum noch möglich sein, sein bizarres Lustspiel „der Unerträgliche“ (ein Titel, der zu manchen Alltagsspäßen Anlaß gab), noch aufzutreiben. Seine Wochenschrift „der Freigeist“ entzog ihm vollends alle Gunst, er verließ im Unmuth sein Vaterland und ging nach London, wo er aber auch nichts fand als getäuschte Erwartung, bis endlich der Kummer seinem Leben früh ein Ende machte. Lessing, in dessen Umgange er vielleicht die einzigen wahrhaft frohen Stunden genossen, gab gleich nach dem Tode seines Freundes eine Auswahl aus dessen Schriften heraus (1754), aber auch selbst dieses Werk ist selten geworden, trotz der pikanten Vorrede, mit dem L. es ausstattete.

§. 92.

Johann Friedrich Löwen, geb. 1729, gest. 1771. Auch bei ihm war es die Armuth, welche ihn veranlaßte als Schriftsteller aufzutreten, und es gelang ihm nach und nach eine gewisse Gattung von Beifall zu erlangen, die aber zur Verbesserung seiner äußern Umstände nichts beitrug. Fast alles bei ihm ist mittelmäßig; nur seine Balladen sind größtentheils noch weniger, denn man kann fast nichts weiter aus ihnen lernen als was — schlechte Späße sind, eine Kenntniß die uns das äußere Leben, wie es sich wohl zu Zeiten gebehrdet, noch wohlfeiler giebt. Dennoch sind sie merkwürdig genug, da sie leider gefielen, und selbst in den Literaturbriefen gelobt wurden. Was eigentlich eine Ballade sei, und wie manche treffliche Alt-Deutschland und besonders Alt-England besitze, war damals unbekannt, und man ließ sich deshalb die Späße von einem schwäbischen Junker unter der Reichsarmee im siebenjährigen Kriege, das von Hu-

saren überfallene Nonnenkloster u. s. w. wohl gefallen, als sei das eben das Rechte. Seinen Comödien fehlt es nicht ganz an Bildung in der Anlage; aber sie bleiben in ihrer Richtung zum feinern Welton auf halbem Wege stehn, und da der Witz fast ganz ausbleibt, so stellt sich oft die Müdigkeit an dessen Platz. Seinen Trauerspielen fehlt Kraft und Feuer, sie sind so locker zusammengesetzt, und das Pathos ist so nüchtern und dürftig, daß nur die Kunst der vortrefflichsten Schauspieler sie einige Jahre auf den Brettern erhalten konnte. Dennoch möge das im Allgemeinen löbliche Streben, die deutsche Bühne, der er einige Zeit seine Kräfte ausschließlich widmete, stets mehr in Gunst zu bringen, nicht verkannt und einzelne lichte Punkte in seinen Prologen und vermischten Gedichten nicht übersehen werden; so wie wir auch gern die Pflicht erfüllen, zur Erklärung seiner Autorschwächen, der mannigfaltigen Hemmungen zu gedenken, welche aus seiner Lage als Theaterdichter, und späterhin in einem sehr geringen Amte (zu Rostock) hervorgingen.

§. 93.

Der Lustspieldichter Romanus steht von Seiten des Talents über dem vorigen, obwohl auch er der Kritik manchen Stoff zum gerechten Tadel giebt. Das Drama: „die Brüder," zeigt wie gefährlich es sei ein bereits vorhandenes, in der Anlage vortreffliches, seit beinah zweitausend Jahren bewundertes Drama anders organisiren zu wollen. R. hat sich dadurch in Widersprüche und Misverhältnisse verwickelt, denen kein Einzelwitz, der allerdings hie und da auftaucht, abhelfen kann. Ungleich interessanter bewegt er sich in dem Gebiet der Posse, und es ist ihm zum Lobe anzurechnen, daß er sich durch das wiederholte Rufen

der Kritiker nach bloß lehrreichen und streng gefeilten Späßen nicht irre machen ließ, sondern mit wohlerhaltenem Muthwillen seine harmlosen Gestalten hüpfen und tanzen ließ. Für die lustige Person hatte er eine vorzügliche, zuweilen auch leidlich belohnte Neigung; da er aber die leicht zu irritirende correkte Bildung des damaligen Parterres scheute, so wagte er nicht, den Gegenstand seiner geheimen Liebe (d. h. den Hanswurst) gerade heraus zu nennen, sondern mußte ihn leider verstecken unter dem nichtssagenden Namen „Crispin.“ Dieser Umstand hat ihn oft sichtbar gehemmt, denn um eine rein deutsche Gattung des Scherzes zu bezeichnen, darf auch wohl der deutsche Titel nicht fehlen, der, so trefflich zusammengesetzt aus einem bequemen traulichen Lieblingsnamen und Lieblingssessen des Volks, durch den Humor des Dichters in das poetische Leben gestellt werden — kann.

§. 94.

Johann Ludwig Huber, geb. 1723, gest. 1800, verdient mehr um seiner edlen Vaterlandsliebe, als um seiner Gedichte willen im Gedächtniß der Deutschen aufbehalten zu werden; da indessen eine reine Begeisterung für den Staat, dem wir angehören, auch in poetischer Hinsicht nothwendig gute Folgen haben muß, so werden wir wenigstens einzelne Strahlen auch in seinen Gedichten (Erlangen 1783) nicht vermissen.

Johann Philipp Lorenz Withof, geb. 1725, gest. 1789, ein guter Denker, trefflicher Arzt, aber oft bizarrer Lehrdichter. Es scheint fast, er habe nicht bloß zufällig die Sprache vernachlässigt, sondern zuweilen ausdrücklich gestrebt, sie so hart und rauh tönen zu lassen als möglich, und leider ist ihm in diesen schlimmen Bemühung vieles gelungen. Seine

Gedanken sind zuweilen recht gute Zeugnisse seiner innern Kraft, aber sie gleichen gesunden Früchten in bleiernen Gefäßen, wobei wir uns leider noch denken müssen, daß mit diesen Gefäßen unharmonisch dumpf geklappert wird.

Johanna Charlotte Unzer, geb. Ziegler, geb. 1724, gest. 1782. Man rühmte ihr nach, daß sie in ihren poetischen Versuchen die Zärtlichkeit mit der Sittlichkeit wohl zu vereinigen wisse, welches im tiefern Sinne billig immer der Fall sein sollte, sobald wir nur nicht Prüderie verlangen und nach hypermodernen Katechismen examiniren. Bei der in den Unzerschen Gedichten vorhandenen Zärtlichkeit und Sittlichkeit stellt sich zuweilen ungebeten die Langeweile als Mittelsperson ein, woran jedoch am meisten die Zeit schuld ist, welche nun einmal überall eine gewisse, mit Prunkreden ausgestattete, selbstbewußte Tugend verlangte. Da gab dann wohl die U. nach, und machte es wie man es in den Kritiken bestellte.

§. 95.

Johann Jakob Dusch, geb. 1727, gest. 1787. Wenn wir die Literaturbriefe durchblättern, so finden wir häufig gar scharfen Tadel gegen diesen Autor, und wir werden nicht umhin können, dem Kritiker völlig Recht zu geben. Dusch ist ein mittelmäßiger Schriftsteller, der nur auf einem sehr dünnen Haferrohr pfeift, und, da er wahrscheinlich mit dem Urtheile über sich selbst so lange gewartet hatte, bis Andere das ihrige abgegeben haben würden, herzlich verdrießlich und betrübt wurde, als dasselbe so ungünstig ausfiel. Kränklich und empfindlich wie er ohnehin war, suchte er sich gegen den Tadel zu rechtfertigen, machte aber das Uebel nur noch ärger, da er mit dem siegreichsten Polemiker seiner Zeit, Lessing, zu thun hatte. So sehr

wir nun aber auch diesem letztern Recht geben, so ist doch schwer zu begreifen, warum er gerade aus der Menge der mittelmäßigen Schriftsteller jener Zeit den armen Dusch fast allein herausgriff, und ihn — wenn wir das fast zu populäre Wort gebrauchen dürfen — das ganze Bad austragen ließ, wobei ihm billigerweise einige Hunderte seines Gleichen hätten helfen sollen. — Wohl mag zuweilen, wenn der übeln Autoren zu viel werden, eine Art von Decimation verzeihlich sein, doch darf man bedauern, daß Lessing sich nicht einen berühmtern unter den tadelnswerthen Autoren (z. B. den eigensüchtigen, oft seichten und eng denkenden Sulzer *)), auswählte.

Das merkwürdigste bei Dusch ist wohl der Irrthum, daß er sich die Wissenschaften selbst, als Objekt eines Lehrgedichts aufgab, welches er denn auch in der That in acht Gesängen ausführte, so wie nicht minder das Gegenstück: „Vom Gebrauche der Vernunft," oder wie es späterhin hieß: „von der Zuverlässigkeit der Vernunft" hinlängliches Zeugniß giebt, welche gar seltsame Begriffe er von der Poesie hegte. Demungeachtet dünken uns diese Irrthümer bei weitem interessanter, als sein Roman: „Karl Ferdiner," und die süßlich vornehmen „Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande." Eine Verworrenheit durch Ueberfülle entstanden kann allenfalls noch wohl ertragen werden, doch eine Verworrenheit der Armuth nicht.

§. 96.

Fast alle diese letzt genannten Namen sind nur auf eine flüchtige Welle der Zeit geschrieben; doch gab es damals viele,

*) Wer diese Beiworte zu hart findet, der wolle nur alles nachlesen, was in S's Lexicon die Poesie selbst, und insonderheit die deutsche angeht, so wie ihm auch die Schweizerbriefe an Gleim (1804) eine sehr widrige Auskunft geben werden.

welche meinten, es sei eine ewige Säule. Diese Viele waren schon um das Jahr 1760 so ziemlich überzeugt, daß das goldene Zeitalter ihrer Literatur nunmehr im schönsten Flor stehe; und mit der größten Sorgfalt trugen sie zu Buche, daß die neueste Zeit eine überaus große Menge von klassischen, lyrischen, elegischen, epischen und dramatischen Dichtern erschwungen habe. Die Ueberschwenglicheren vollends rühmten laut, daß selbst die Ilias und Odyssee bei weitem nicht so erhaben sei als der Messias, Miß Sara ungleich rührender als Antigone, und Codrus ein ganz andrer Held als Oedipus, Philoktet, und Ajax mit der Geißel. Geßners Idyllen — das verstand sich ganz von selbst — übertrafen an Bildung und Zartheit den Theokrit so sehr, daß man aus Gutmüthigkeit den armen Griechen nicht weiter einer beschämenden Vergleichung aussetzen wollte, und von der „schwedischen Gräfin" und dem „Karl Ferdiner" meinte man, daß sie doch wenigstens einigermaßen neben den bessern Englischen und Spanischen Romanen bestehen könnten. An den abentheuerlichen Simplicissimus, die Banise und Aramene, so wie an den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier, ließ man sich nicht gern erinnern, weil man nicht bedenken wollte, daß diese Werke bei allen Mängeln, doch einen bei weitem eigenthümlichern Charakter besitzen, als die letztgenannten, die sich völlig matt und phantasielos ausnehmen. Auch der Vielseitigkeit wagte man sich zu rühmen, denn waren nicht gar viele Dichter vorhanden, die von Tod und Grab, Auferstehung und jüngstem Gericht die wehmüthigsten Sachen — leider oft nur wehmüthig in gewöhnlichem Sinne — singen konnten, während schon im Hintergrunde eine wahre Unzahl von Anakreontischen Poeten lauerte, um durch ausführliche und unermüdliche Späße die Rührung wieder ins Gleichgewicht zu brin-

gen? — Ja, vereinigten nicht sogar einige dieser Poeten Rührung und Spaß, Erhabenheit und Plaisanterie in Einer Person, und trugen sie nicht, so zu sagen, die thränenreichsten Elegien und die lustigsten Balladen in Einer Tasche? — Nur ein einziger Umstand veranlaßte noch zuweilen einige stille Klagen: der nämlich, daß es mit dem Lustspiel nicht recht fort wollte. So gern man auch jede Gelegenheit ergriff, um die Comödien Gellerts, Weiße's u. s. w. zu rühmen, so konnte man doch bei dem bösen Worte Lustspiel, das nun einmal auf den Scherz und den Humor hindeutete, ein kleines Erröthen nicht unterdrücken, denn sonderlich lustig ging es in den genannten Comödien wahrlich nicht her. Indessen hoffte man auf die Zeit, die ja hoffentlich endlich einmal einen recht heitern und wo möglich ein wenig ausgelassenen Dichter hervorbringen würde. — Hier aber wußten leider die meisten Sprecher am wenigsten was sie wollten, denn wenn nun einmal wirklich ein fröhlich muthiges und muthwilliges Talent auftrat, so ward es meistens dergestalt — angefahren und gescholten, daß es bald die Lust verlor, die vor lauter correkter Bildung schwer hinwandelnden und fast grämlichen Leute zu ergötzen.

§. 97.

Es ist vielleicht von manchen Lesern schon früher erwartet worden, hier den wohlbekannten Namen Sulzer, Nicolai, Mendelssohn, zu begegnen, die allerdings in einer deutschen Literaturgeschichte nicht fehlen dürfen. Da indessen dasjenige was die genannten Männer gegeben haben, die Aufmerksamkeit der Deutschen eine geraume Zeit in nicht geringem Grade auf sich gezogen, so daß es auch keineswegs an ausführlichen Schriften fehlt, die sich mit der Darstellung des Lebens Nicolai's und Mendelssohns

beschäftigen, — von Sulzer ist weniger die Rede — so würden wir etwas Ueberflüssiges zu thun fürchten müssen, wenn wir eine vom Ei beginnende Biographie derselben anheben wollten.

Verdienstlicher dünkt es uns überhaupt, die dunkeln Stellen in unserer Literatur hervorzuheben, und bei der Kritik der weniger oder nur theilweise gekannten Schriftsteller unbefangene Ansichten zu eröffnen, als das, was bereits hinlänglich in das Klare gesetzt worden ist, noch einmal in das Klare, ja Ueberklare bringen zu wollen. Dieser Fehler der Ueberdeutlichkeit und des bequemen Wiedersagens des schon genügend Gesagten, bleibe von diesem Buche fern; nicht minder aber auch der des einseitigen Stolzes, welcher das, was bereits von Andern gut und recht gemacht worden ist, noch besser machen will. Seit Goethe und Schiller, Kant und Fichte, ist das Urtheil über jene Autoren hinlänglich leicht geworden, und es würde deshalb unzweckmäßig sein, das Licht der Kritik noch in das Licht stellen, und die Farbe anfärben zu wollen. Mögen deshalb folgende kurze Bemerkungen genügen:

Johann Georg Sulzer, geb. zu Winterthur 1720, gest. zu Berlin 1779. In der Philosophie ein Eklektiker, und zwar von der bequemen Gattung, der aus Leibnitz und Wolf, Baumgarten und Meier das Leichtere herausnahm und ohne sonderliche Mühe in die Form eines Wörterbuchs brachte. Als Aesthetiker hätte er von Alexander Baumgarten wohl noch mehr lernen können, da dieser wenigstens mit logischer Sicherheit in seinen theoretischen Schriften auftrat, und der Grundsatz einer versinnlichten Vollkommenheit, als Gegensatz der Logik, die es nur mit den Formen des Denkens zu thun hat, wenigstens den Vorhof der reinen Aesthetik berührt, während Sulzers

Erklärungen überall etwas schwankendes haben, und nicht selten mit der bloßen Aufzählung einzelner Eigenschaften eines Kunstwerkes endigen. Was ihn überhaupt auf den Gedanken brachte, sich den größten Theil seines Lebens mit der Kunst zu beschäftigen, ist schwer zu sagen, da wir bei einer genauern Lectüre seines Wörterbuchs deutlich sehen, daß ihm die ganze Sache nicht selten lästig gewesen sein müsse. Wer, wie er, den Noah für ein vortreffliches episches Gedicht hält, aus dem er die meisten Belege für die poetischen Artikel seines Buches hernimmt, wer den Reim verachtet und für ein peinliches „Gefängniß" erklärt, von der Musik nichts versteht und nichts empfindet, von den herrlichsten Männern seiner frühern und spätern Jahre: Lessing, Herder, Goethe u. a., nicht nur nichts lernen will, sondern sie hochmüthigerweise fast ganz ignorirt oder nur tadelnd anführt u. s. w., ein solcher wird uns schwerlich überreden können, daß er die Poesie wahrhaft liebe und zu lieben im Stande sei. — Seine Ansichten von deutscher Kunst, Malerei, Bildhauerkunst u. s. w., sind näher betrachtet, in mancher Hinsicht nicht viel anders als die zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bei manchen französischen Marquis, Doctoren, Journalisten geltenden, versetzt mit Bodmerscher Starrheit, die ihn denn auch veranlaßte in den letzten zwanzig Jahren kaum mehr Notiz zu nehmen von den herrlichen Fortschritten der Deutschen.

§. 98.

Moses Mendelsohn, geb. zu Dessau 1729, gest. zu Berlin 1786, ist gleichfalls so häufig besprochen worden, daß wir schon um deswillen wohl zu thun glauben, wenn wir nur andeuten, daß man ihn am genauesten kennen lernt in seinem Verhältniß zu Hamann, Lavater und

zu Friedrich Heinrich Jacobi. Da sein Phädon die meiste Theilnahme erregt zu haben scheint, so möge nur hier erinnert werden, daß man schwerlich mit genügendem Erfolg ein einzelnes Stück aus der Platonischen Philosophie herausnehmen und entwickeln könne, wozu, falls es ja auf eine befriedigende Weise gelingen sollte, wenigstens ein sehr gründliches Studium des tiefsten aller griechischen Philosophen, ferner des Xenophon, so wie nicht minder des Geistes der ganzen Sokratisch-Platonischen Ironie erforderlich sein dürfte. So machen wir denn auch von neuem aufmerksam, was heut zu Tage hoffentlich nur bei wenigen Lesern nöthig ist, daß man die Aristophanischen Wolken keineswegs ein bloßes Possenspiel nennen solle, sondern daß dasselbe ein mit großem Gemüth und Witz verfaßtes Werk sei, das höchstens in einzelnen Scenen einigen genialen Uebermuth verräth, während es im Ganzen von der reinen Gesinnung eines ächten Atheniſchen Bürgers, der die herrliche Marathon-Zeit in sich trägt und jede Sophisterei und Schönschwätzerei haßt, ein vollgültiges Zeugniß giebt. — Endlich ist hier noch als schönes Gegenstück zu dem Mendelssohnschen Jerusalem Hamanns „Golgatha und Scheblimini" anzuführen, das, Anfangs leider verhallend, jetzt, da es wieder herausgegeben worden ist (Leipzig 1818), ohne Zweifel die glücklichste Wirkung gehabt hat, und noch haben wird. — Als ästhetischer Kritiker blieb M. im höchsten Prinzip bei der „versinnlichten Vollkommenheit" stehen, doch zeigte er sich im Einzelnen gewandter als manche neben ihm wirkende, und verdiente durch einige Beiträge dieser Art in den Literaturbriefen Lob, z. B. durch die Rezension von Elias Schlegels Werken, da er auf eine bescheidene Weise aufmerksam machte, daß auch dessen besten Lustspielen noch das Deutsche in den Charakteren fehle.

§. 99.

Friedrich Nicolai, geb. zu Berlin 1733, gest. 1811. Ueber ihn als Schriftsteller sind, wie es scheint, die Akten bereits geschlossen, und wir wollen deshalb nicht wiederholen, was insonderheit seit den Xenien so häufig über ihn ausgesprochen worden ist, und worüber auch in meinen „Umrissen" sich einige Auskunft findet. Das meiste Licht über ihn empfangen wir, wenn wir die Hauptdata seines literarischen Lebens kurz bemerken. Zuerst heftiges Anstreben gegen Gottsched; aber ohne besondern Erfolg, da man sich vergeblich nach dem Bessern umsah, das er hätte zeigen oder geben sollen. — Gründung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" 1757, und zwei Jahre darauf „der Briefe über die neueste deutsche Literatur." Bei einigen leidlichen und einem trefflichen Mitarbeiter (Lessing) wurde hier manches Gute geleistet; aber was er selbst gab, zeigte schon damals von unphilosophischem und unpoetischem Geiste. Die nun folgende „allgemeine deutsche Bibliothek," die es fast zu zweihundert Bänden gebracht hat, ist von Fichte kurz und genau charakterisirt worden und wir wollen sie nicht weiter berühren. Außerdem steter Kampf (doch meistens ohne Antwort von Seiten der Angegriffenen) gegen alles was ihm überschwenglich schien, z. B. gegen Goethe, den er als Führer sämmtlicher Genies und leider auch Pseudogenies betrachtete, und durch seine Freuden des jungen Werthers zu strafen und wo möglich zu bessern versuchte. Die beste Antwort darauf ist das Gedicht „Nicolai an Werthers Grabe," das aber leider nicht gedruckt werden kann, da Goethe selbst (siehe dessen Selbstbiographie) Bedenken getragen hat, es mitzutheilen. — Gegen Bürger, der eine sehr gerechte und große Liebe für die Volkslieder gezeigt hatte, schrieb N. den „feinen kleinen Almanach," der — da man ja so

leicht, die witzelnde nach Satyre strebende Vorrede überschlagen oder auch mit Ironie genießen kann — durch die Mittheilung einiger seltenen und trefflichen Volkslieder wahrhaft genutzt und erfreuet hat, und als eine Erinnerung an unbekannte Schätze unserer Literatur sehr zu rühmen ist. Daß N. selbst zum Theil aus ganz andern Gründen diese Volkslieder mittheilte, kann uns wenig kümmern. Die Reisebeschreibungen gaben in vielen dicken Bänden manche nützliche statistische Bemerkung, zeigten aber nach und nach immer mehr Uebermuth, und versuchten selbst die verdienstvollsten Männer, z. B. Schiller und dessen Horen zu verhöhnen, wofür die Strafe nicht ausblieb.

§. 100.

Der Kampf gegen den Katholicismus, wie er hier von N. geführt wird (ein gründlicher wäre großen Lobes werth), ist theils ungerecht, theils, auf das Gelindeste gesagt, sehr verwunderlich, indem hier oft nichts weiter gezeigt wird, als eine Verwunderung, daß gar manche Katholiken wirklich und wahrhaftig — katholisch sind, daß sie Messe hören, Heilige verehren, Prozessionen anstellen u. s. w., Dinge die bekanntlich nicht sehr neu sind. Nicolai's Protestantismus ist fast nur negirend, entbehrt fast alles Positiven, und verhält sich zu dem rein Lutherischen etwa wie eine arme Steppe zu der reichsten und fruchtbarsten Welt. Dann suchte N. die bloßen Lacher durch seinen „dicken Mann" zu erfreuen, der denn auch wie bekannt mit einer überaus breiten Feder hingestellt worden ist. Der große Kant, der schon in den Reisen und manchen unter N's Leitung geschriebenen Recensionen sich gar viel Schlimmes hatte sagen lassen müssen, wurde nunmehr auch in einem eigenen Buche mit den Waffen des bequemsten Scherzes an-

gegriffen, und mehrere Leser fanden es plausible, daß nunmehr durch diesen Roman das ganze Moralsystem, mit Inbegriff der Perfectibilitätslehre, in Grund und Boden zerschlagen sei, indem ja hier deutlich gezeigt werde, daß die Menschen und die — Landstraßen ganz anders beschaffen seien, als der Königsberger Philosoph sie sich gedacht zu haben scheine. Außerdem focht er noch in bogenreichen Schriften und sehr ausführlichen Aufsätzen gegen Schiller und Goethe, Fichte und Schelling, die Schlegel, Tieck, Novalis u. s. w., erlebte aber, wie natürlich, in solchen Kämpfen keine Siege, sondern manches Herzeleid in der ihm völlig fremd gewordenen literarischen Zeit. Es ist nicht zu hart wenn wir sein ganzes Streben, in so weit es auf philosophische Wissenschaft und Kunst gerichtet war, einen Irrthum nennen, indem es ja überall deutlich sich zeigt, daß ihm alles was besondere Tiefe hatte oder genialisch ist, unerträglich war. Nur als Sammler verdient er Lob, und manche historische Notizen, welche er gab, z. B. in der Beschreibung von Berlin und Potsdam, zeigen von einem seltenen Fleiße. — Was er als Bürger und Vaterlandsfreund war, gehört nicht in die Literaturgeschichte, doch möge erlaubt sein, in einem Aufsatze der so viel Tadel enthalten mußte, seiner in der bezeichneten Hinsicht mit sehr rühmender Anerkennung zu gedenken.

§. 101.

Möge ihm einer seiner edelsten Gegner folgen, ein von dem seinigen unendlich verschiedener Geist:

Johann Georg Hamann, geb. 1730, gest. 1788. Es sei verstattet, hier abermals zu erinnern an die bekannte Geschichte, daß Heraklit, ein Philosoph aus Ephesus, ein Werk über die Natur geschrieben hatte, welches so schwer zu

verstehen war, daß man ihn deshalb den „Dunkeln" nannte. Die Griechen, welche ihn auch größtentheils nicht verstanden, hatten die seltsame Gewissenhaftigkeit, sich selbst die Schuld des Nichtverstehens beizumessen, und Sokrates, der bekanntlich ein gar großer Virtuose in der Klarheit war, fällte ein sehr günstiges Urtheil über jenes Werk *).

Die Mehrheit des deutschen Publikums hat sich mit dergleichen sonst liebenswürdiger Bescheidenheit nicht sonderlich oft abgegeben, sondern gewöhnlich ganz gelassen abgesprochen, ein ihm unverständliches Buch sei eben deshalb auch höchst tadelnswerth, ohne zu bedenken, daß die Unverständlichkeit billig in die objective und subjective eingetheilt werden müsse, und daß sehr häufig nur von der letztern die Rede sein könne, deren Ursach gewöhnlich in der Bequemlichkeit liegt, die jegliche Anstrengung scheut, und zuletzt zu einem Halbschlummer wird, der viel schlimmer ist als ganzer reiner Schlaf.

Wohl oft kann man in unsrer Literaturgeschichte jene Bemerkung machen; doch bei Hamann dringt sie sich ganz besonders auf. Als er lebte, hatten die meisten Kritiker gar kein Hehl, er möge wohl ein wenig — wahnsinnig sein, auch kam es ihnen nicht darauf an, ihr zartes und tiefsinniges Urtheil mit einigen seltsam klingenden Stellen aus seinen Schriften zu belegen. Der große Haufen, flach wie

er

*) Das Urtheil, mit dem er es zurückgab, ist durch Diogenes Laertius bekannt genug und auch bereits im ersten Bande dieses Werks angedeutet worden. Solche Sprüche können nicht leicht zu oft wiederholt werden, und man würde wohl thun, sie früh auf Schulen auswendig lernen zu lassen, als ein treffliches Mittel gegen hochmüthige Absprecherei. Was das Gedächtniß erfaßt hat, kann denn doch einst in das Gemüth übergehen und heilsame Früchte tragen.

er, überall und immer ist, blättrte wohl ein wenig in Hamanns Werken, konnte sie aber, wie man sehr treffend zu sagen pflegt, nicht recht klein kriegen, und wollte sich doch nicht entschließen, sie gar zu lassen; mochte auch keinen Geschmack an ihnen finden, da er, der besagte Haufen, überhaupt keinen gewonnen hat. Nicolai und Mendelssohn, Anfangs wohlgesinnt für ihn, wollten ihn aus Mitleid in die Schule nehmen; Hamann aber, ein guter Löwe, zeigte sich zwar großmüthig, ja, wenn man will, sehr höflich, verschmähte aber einen Unterricht aus dem er nichts lernen konnte, und wurde nachmahls als ein unverbesserlicher dunkler Schwärmer fast ganz aufgegeben. Der einzige Herder nahm sich endlich des armen Mannes, der in einer in gewisser Hinsicht etwas armuthseligen Zeit die Kühnheit hatte, überaus gelehrt und überaus genialisch und christlich fromm zu sein, ein wenig an, und legte ein gutes Wort für ihn ein.

§. 102.

Er sagt in seinen Fragmenten über deutsche Literatur unter andern: „Der Kern seiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat gelesen und allerdings sehr viel, sehr weitläufig und mit Geschmack gelesen: (multa legit et multum). Allein die Balsamidüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der brittischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen oder weissagen, wie die Juno, wenn sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythisse, wenn sie Weissagungen

in kabbalistischer Prosa murmelt. Seine Belesenheit ist also zusammen geflossen, so wie die königliche Schrift auf unzusammenhängend Papier geschrieben; dies zuerst thut — u. s. w. In den reifen Mannesjahren dachte Herder noch günstiger von seinem edlen Freunde.

Allein zum Unglück war Herder selbst ein genialischer Schriftsteller, und stand im halben Bann. So kam es denn, daß man sein Wort überhörte, oder, wenn man es hörte, meinte, das sei nur so eine Ueberschwenglichkeit, auf die man nicht viel geben dürfe. Es ging zuletzt so weit, daß fast niemand mehr von Hamann etwas las, und nur sehr Wenige noch um ihn und von ihm wußten. Ein tiefsinnig edler Geist wandelte unter den Deutschen, und sie hatten des nicht Acht. Man ließ ihn dort am Ufer der Ostsee mit einigen guten Freunden, die ihm die Welt ersetzen mußten, und anregenden Gegnern sein Wesen treiben, und trieb auf der andern Seite gleichfalls das alte Wesen fort, das meistens kein rechtes Wesen ist. — Auch über Hamanns Grabe ruhte noch lange Zeit ein tiefes Schweigen. Man fand es noch immer zu unbequem, über ihn zu reden, und in der That machte er es einem auch nicht ganz leicht, über ihn zu urtheilen, wofür es hinwiederum viele deutsche Schriftsteller gegeben hat, und noch giebt, über die man gerade dann am besten zu sprechen scheint, wenn man — ohne alle Anstrengung und ohne alles Interesse von ihnen redet. Da vernahm man endlich von Neuem Herders rühmendes Wort, Jean Pauls freudiges Anerkennen, und das häufige ehrende Hindeuten Jacobi's auf ihn, als auf einen tiefen seltsamen Geist. Nun hätte man, da sich denn doch hie und da ein besserer Sinn zu regen anfing, gar gern nach Hamanns Schriften gegriffen, aber sie waren leider

vergriffen; nicht eben von Lesern, sondern wahrscheinlich von nicht lesenden Krämern. Das Schicksal hatte die bittere Satyre geübt, sie aus der Welt verschwinden zu lassen, die sich nicht um sie bekümmert hatte.

§. 103.

Erst in der allerneuesten Zeit ist es einem geistreichen und ehrenwerthen Manne Friedrich Roth, durch Jacobi's Begünstigung gelungen, zum Besitze aller gedruckten und vieler ungedruckten Schriften Hamanns zu gelangen, und er hat den Anfang gemacht, sie dem Publikum vorzulegen. Der beste Dank für ein solches Geschenk würde gewiß nicht der sein, schon jetzt, wo wir noch so vieles zu erwarten haben, das anfertigen zu wollen, was man so etwa eine Recension nennt. Ehe eine solche möglich ist, könnten wohl noch manche Jahre vergehen. Besser ist es, sich immer mehr und mehr mit Hamanns tief dunkler Welt zu befreunden, um der herrlichen Gestirne willen, die sie erleuchten. Dieser Mann hat nicht geschrieben um recensirt zu werden, sondern um, große Wahrheiten gebend, die Welt und sich selbst zu recensiren. Hamann war — lasset uns ihn zuerst und für jetzt nur also betrachten — ein reiner gotterfüllter Mensch, der ein enges, dürftiges Frostleben nicht bloß männlich ertrug, wie etwa ein Ueber-Stoiker, der seine Brust zum nichtsfühlenden Ambos gemacht hat, sondern gelind, leise, überschauend, und mit rein christlicher Ironie. Das erreicht sich nur durch jene herrliche Gotterfülltheit, die, weit entfernt von aller Schwärmerei, vielmehr deren reinster Gegensatz ist. Von der Frömmelei, der scheuslichsten und sündhaftesten Caricatur der Frömmigkeit, ist bei H. keine Spur, und wenn er sich der göttlichen Offenbarung vertrauend hingiebt, so geschieht es weil er sie

kennt, so kennt, wir vielleicht unter hunderttausenden kaum einer.*).

§. 104.

Daß aber auf diesem Wege gleichfalls ein edler Kampf gegen alle ungöttliche Aufklärerei, gegen alles Verflüchtigenwollen des Geistes, gegen allen Hochmuth auf die (gerade bei solchen Leuten so beengte) Vernunft, unausbleiblich ist, hat die Geschichte häufig bestätigt, und wir finden ihn auch bei H. Wir geben deshalb zu seiner Charakteristik folgende Stellen aus seiner neuen Apologie des Buchstabens H, wo er die „kleinen Propheten von Böhmisch-Broda" also anredet: „Ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzuabergläubisch seid. Der unsichtbare und folglich euch unbekannte Gott ist freilich der Vater der Vernunft und Religion, die aber Geist und Wahrheit, euren Sinnen daher eben so verborgen sind, als der unsichtbare und folglich euch unbekannte Gott.

„Das kein Auge gesehen hat, das kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist." — Hierin besteht die einzige Religion, die eines höchsten Wesens würdig und ihm anständig ist, und die Gott für diejenigen bereitet hat, welche ihn lieben.

„Ist aber wohl menschliche Liebe ohne alle Bekanntschaft und Sympathie möglich? Ihr rühmt euch Gott zu kennen; wie seid ihr zu dieser rühmlichen Erkenntniß gekommen? — Durch Betrachtung seiner Werke. — Woher

*) Als Lindner, Hamanns Jugendfreund, ihm einst große Verwunderung über seine fast beispiellose Bibelkenntniß bezeigte, erwiderte H. nur vier Worte, die aber besser sind, als alle andern, die hier gegeben werden könnten: „Daran sind wir gewiesen."

wißt ihr, daß diese Werke ihn besser kennen als ihr selbst, und sind sie nicht weit unfähiger, als ihr selbst, dieser hohen Offenbarung und euch solche mitzutheilen? Um einen bloßen Menschen — und den vertraulichsten von allen — euch selbst kennen zu lernen, würdet ihr euch wohl auf äußerliche Werke verlassen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widersprechend sind selbige nicht den Tiefen des inwendigen im Herzen verborgenen Menschen!

„Lügt also nicht gegen die Wahrheit mit eurer prahlerischen Kenntniß von Gott; denn Lügen gehören zur Weisheit die irdisch menschlich und teuflisch ist. Lügen sind alle Satzungen eurer sogenannten allgemeinen, gesunden und geübten Vernunft — unbegreiflicher, widersprechender und unfruchtbarer als alle Geheimnisse, Wunder und Zeichen des allerheiligsten Glaubens u. s. w.

„— — Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Brod! um die Erkenntniß des höchsten Wesens auf eurem kleinen Irrstern, wie ihr ihn selbst nennt, wirklich hervorzubringen, bleibt wohl kein natürlicheres und vernünftigeres Mittel übrig, als daß einer eurer Brüder selbst hinauf gen Himmel fahre und wieder hinab fahre in den Abgrund der Todten; denn Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Ihr aber seid lebendig todt und eure wahre Bestimmung ist, durch den Tod erst zum Leben hindurch zu dringen. — —

„Dann erst redet von natürlicher Liebe zu Gott, wenn alle Körper eurer Erde die Kraft ihrer Trägheit und die Grundgesetze der Schwere verläugnen werden, durch die Schnur eurer Wunderstimme.

„Der Hang aller eurer Neigungen, das Dichten und Trachten eures Herzens von Jugend auf zielt zum Mittel-

punkt der Erde. Eine ungehinderte Aeußerung eurer Wirksamkeit würde euch ins unendliche Leere vom Vater des Lichtes entfernen, ohne seine höhere, gnädige, unmittelbare Anziehungskraft von oben; weil alles, was in der Welt ist, nicht vom Vater, sondern von der Welt ist. Ihr aber gehört zur Welt, und wer nicht von der Welt ist, dessen Sprache kennt ihr nicht, und könnt seine Worte nicht hören.

„Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Broda! Der Gegenstand eurer Betrachtung und Andacht ist nicht Gott, sondern ein bloßes Bildwort, wie eure allgemeine Menschenvernunft, die ihr durch eine mehr als poetische Licenz zu einer wirklichen Person vergöttert, und dergleichen Götter und Personen macht ihr durch die Transsubstantiation eurer Bildwörter so viel, daß das gröbste Heidenthum und blindeste Papstthum in Vergleichung eurer philosophischen Idololatrie am jüngsten Gerichte gerechtfertigt und vielleicht losgesprochen sein wird."

Also Hamann um das Jahr 1772; es verstanden ihn aber nur gar Wenige; die Wortführer in ihrem Hochmuth wollten nichts davon hören, und am peinlichsten und unbegreiflichsten war ihnen die von H. angegebene Ursach, weshalb sie ihn nicht begriffen. Das Schicksal, welches heut zu Tage auf seine Schriften wartet, wird ohne Zweifel ein günstigeres sein, wenigstens werden die frivolen Schreier, in soweit sie noch durch Eine Autorität geschreckt werden können — das ist ja leider fast das einzige was sie abhält — in Goethe ein Medusenhaupt für sich finden, da er bekanntlich mit wahrhafter Ehrerbietung von H. geredet hat.

§. 105.

Thomas Abbt, geb. 1738, gest. 1766. Herders Ausspruch über ihn, als er die einzelnen Züge desselben zu ei-

nem Bilde sammelte, lautet kurz und rasch folgendermaßen: „Abbt war ein Philosoph des Menschen, des Bürgers, des gemeinen Mannes; nicht ein Gelehrter: es war durch die Geschichte wie unter Thaten gebildet: in Tacitus Kürze verliebet, die er aber mit französischen Wendungen und britischen Bildern mischte; zur Theologie erzogen, von welcher er auch etwas biblische Sprache behielt, und übrigens nicht für den strengen systematischen Vortrag.“

Während in Deutschland manches ausgezeichnete Genie Jahre lang verkannt, oder hart angeführen und getadelt, oder gänzlich übersehen wurde und — wird, genießen manche an das Mittelmäßige streifende Geister, die etwa zur Hälfte guten oder leidlichen nicht selten eine besondere Verehrung und Liebe. So ist es Abbt ergangen, dessen Werke „vom Verdienst“ und „vom Tode fürs Vaterland,“ ohne Zweifel sehr gut gemeint sind, sonst aber keine ausgezeichnete Gedanken mitbringen und zuweilen wohl gar an Horazio's Ausspruch im Hamlet erinnern, es brauche eben kein Geist aufzustehen, um uns zu sagen, daß u. s. w. So eine Mischung von guten, halbguten und seichten Gedanken, in einer lebhaften, wenn auch unharmonischen Sprache, gefällt aber gerade der Mehrheit der sogenannten gebildeten Leser. Es ist ihnen dann als hätten sie das Buch — selbst geschrieben, und es freut sie, sich gedruckt zu sehn, wozu noch der schmeichelhafte Gedanke kommt, daß sie es am Ende denn doch wohl noch besser würden gemacht haben. Aber auch höhere Geister, z. B. Herder, können hier überschätzend irren *), doch freilich auf eine ganz andere und liebenswürdige Weise.

*) Daß H. Abbten zu hoch anschlug, geht zwar nicht eigentlich aus der angeführten Stelle, wohl aber aus manchen andern in seiner Schrift über den Verstorbenen hervor, dessen Nachfolger in Bückeburg er war.

Abbts Sprache, die am meisten gewirkt hat, ist so eben als lebhaft aber unharmonisch bezeichnet worden. Der Autor will viel mehr; gelangt aber zu nichts Künstlerischem. Ihm war mit Recht die gewöhnliche langgeschweifte, verwaschene dogmatische Schreibart zuwider, und er versuchte, ihr neue Kraft zu geben; aber regelloses Hüpfen ist noch kein Tanzen, kleingeschnittene Perioden sind noch keine Kürze, und blustriges *) Flügelschlagen kein sonderlicher Beweis von Energie, am wenigsten aber von innerer Musik, ohne die sich kein künstlerischer Styl erreichen läßt.

Die deutsche Sprache, die noch unter Luther so jugendlich stark und in rüstiger Frische aufgetreten war, hatte seitdem viel von ihrer innern Kraft verloren, sie war zahm und alt geworden. Abbts Bemühen, sie zu ihrer alten — Jugend zurückzuführen, kann fast nur als guter Wille angerechnet werden, da wir sehen, daß er jene Jugend selbst nicht genug kannte: so wie denn auch ein bloßes leichtes Talent noch weit entfernt ist, jene Wünschelruthe zu erlangen, die in der Hand des ächten Genies die Stellen zeigt, wo nachzugraben ist, um das reine Gold zu finden.

Uebrigens wollen wir jene zu große Bereitwilligkeit, A. zu loben, nicht strenge tadeln, weil auch der frühe Tod des Autors zur Milde erregen konnte. Immer bleibt es ein rührender Anblick, das Talent in der Mitte seiner Laufbahn hinweg genommen zu sehen; und gleichsam im Bunde mit dem Frühgeschiedenen ersetzt die Phantasie gern und willig was er zwar nicht geleistet hat, wohl aber nach Maaßgabe seiner Anlagen einst hätte leisten können.

---

*) Das Wort ist nur in einzelnen deutschen Gauen heimisch; scheint aber für gewisse Fälle der Aufnahme werth.

§. 106.

Christian Cay (Cajus) Lorenz Hirschfeld, geb. 1742, gest. 1792. Er schrieb vom Landleben, von der Gartenkunst, vom großen Watsche u. s. w. Er ist klar, aber nicht tief, allgemein verständlich und populär, erreicht aber diese Eigenschaften nicht selten durch das Aufgeben des Höhern, und das sich Anschmiegen an die bequeme Nachdenkens-Unlust der gewöhnlichen Leser. Als Schilderer des Landlebens steht er unter Thomson und Kleist: auch ist er nicht individuell und charakteristisch, sondern giebt meistens nur das Allgemeine, sich von selbst Darbietende. An ein tieferes Eindringen in das Wesen und die Seele der Natur, (welches indessen auch wohl bei den früher genannten Schriftstellern zuweilen vermißt werden möchte,) ist bei ihm nicht zu denken. Dennoch wird er nicht selten erfreuen durch die stille Zufriedenheit und genügsame Geschlossenheit seines Gemüths, die hier häufig sichtbar wird. Aber seine Sprache zeigt leider von Mechanismus, von angelernten Melodien; und ein gewisses Gewohnheits-Handhaben und Herumschleudern der Worte deutet hin, daß er nicht immer aus lebendiger Quelle schöpfte. — Dennoch bleibt ihm der Ruhm, daß er sich redlich bemühte, die in Deutschland früher so oft vernachlässigte Gartenkunst wissenschaftlich zu begründen und zu höhern Ehren zu bringen. Das Erste hat er nicht erreicht, wohl aber das Zweite, denn seine Lust und Liebe theilte sich mit, und manche einzelne gute Bemerkung fand allgemeinen Beifall.

§. 107.

Mehr Feuer und Sturm zeigte Johann Georg Zimmermann, geb. zu Brugg im Canton Bern, gest. als geadelter Leibarzt zu Hannover 1795. Betrachten wir seine

Schriften im Großen und Ganzen, so finden wir in denselben zwar eine ziemliche Menge von zusammengebrachten Kenntnissen und Ansichten; aber es fehlt überall der gesicherte Geist, ein leitendes Prinzip, ein Mittelpunkt. Am berühmtesten ist das Werk über den „Nationalstolz" und über die „Einsamkeit" geworden, und auch im Auslande hat man durch Uebersetzungen Interesse dafür gezeigt. Beide Schriften sind in ihrem Inhalt mangelhaft, und fast ohne End-Ergebniß, ziehen jedoch durch Einzelnes an, welches schon um deswillen einiges Leben bekommen mußte, weil es dem Verfasser so sehr am Herzen lag. Manche Gedanken zeigen von wirklicher Begeisterung; mehrere aber von einem bloß sprudelnden und irrenden, von Eitelkeit hin und her bewegtem Geiste. Ganz so ist auch der Styl, der ohne künstlerische Besonnenheit mitunter dergestalt strudelt und sprudelt, daß man fast glauben möchte, manche Blätter wären — zu Pferde, oder auf einem schaukelnden Schiffe geschrieben. Was er vollends in späteren Jahren, von Eitelkeit und Schwarzblütigkeit gequält, in das Publikum gebracht, hat eine so traurige Berühmtheit erlangt, daß wir uns ganz erlassen würden, desselben zu gedenken, wenn wir nicht zu Z's Tadel auch den Tadel der meisten seiner Gegner, die ihn oft nicht bloß bitter, sondern giftig reizten, hinzufügen müßten.

Die Charaktergröße, welche erforderlich ist, sich durch dergleichen nicht reizen zu lassen, hatte er nicht und konnte sie leider nicht haben, da er ja allerdings durch kecke Aussprechereien und Irrthümer verschiedener Art zuerst herausgefordert hatte. So stehe er denn als warnendes Beispiel wie man selbst bei guten Anlagen und trefflichen Kenntnissen in einem bestimmten Beruf, durch vage Vielgeschäftigkeit und Ruhmsucht sinken und versinken kann und müsse.

§. 100.

Christian Adolph Klotz, geb. 1740, gest. 1771.

Dieser Schriftsteller giebt ein merkwürdiges Beispiel, wie mißlich und unsicher es ehedem in Deutschland mit dem literarischen Ruhme gestanden habe, und vielleicht auch noch stehe, denn es ist ihm während seines kurzen Lebens, eben so häufig der Lorbeer- als der Distelkranz aufgesetzt worden. — Bei den meisten Deutschen ist die Langeweile nur selten die Mutter der Musen geworden, wozu sie Goethe scherzend hat machen wollen, desto öfter die Ruhmbegierde und die Vergnügungssucht. Alles, selbst das Beste was Klotz gelehrt und geschrieben hat, war lediglich auf den einen Zweck hingerichtet, jenen unbezähmten Neigungen zu fröhnen, und es gelang ihm damit eine Zeitlang nicht übel. Im Besitze einer leidlichen Gewandtheit im lateinischen Styl schrieb er Mores eruditorum und opuscula poetica (Altenburg 1760 und 61) Produkte, die nur wenige Spuren von Talent verrathen, da die bessern satyrischen Züge in dem erstern, und das hie und da erscheinende Feuer in dem letztern Werke größtentheils erborgt worden sind, so wie denn leider auch schon hier die vorlaute Selbstgefälligkeit sich offenbart. Klotz hatte die Freude, sich in den so häufig und so streng tadelnden Literaturbriefen gelobt zu sehen; aber es ward dem zwanzigjährigen Jüngling schwer, sich in das Glück dieser Celebrität zu finden. Dennoch ging es eine Weile damit noch erträglich. Er schrieb lateinische Recensionen, bei denen man die Mittelmäßigkeit des Inhalts um der sogenannten Eleganz der Sprache willen verzieh; ja es hatte diese letztere für manchen deutschen Gelehrten einen solchen Reiz, daß einige Bücher mit der Hauptabsicht geschrieben wurden, in Klotzens zierlichem Latein gelobt zu werden. Doch er lobte fast nur wenn er hoffen durfte wieder gelobt zu wer-

den, und in der That täuschte ihn diese Aussicht fast nie: denn der stillschweigende Contrakt hatte nur zu oft seine Gültigkeit, während das gutmüthigere Publikum an dergleichen ungeziemende Gelehrtentraktate nicht glauben mochte.

Endlich stimmten selbst Männer, wie Lessing und Herder, ein kleines Loblied Klotzens an, und es schien als stehe nun sein Ruhm wie auf ewigen Säulen. Allein es war nichts als ein schnell vorübergehender Traum und eine Unsterblichkeit von etwa acht Jahren gewesen. Um des Thersites, den er nicht begriffen, und der geschnittenen Steine willen, über die er sehr Unweises geschrieben hatte, verunreinigte er sich mit Lessing und nun ward ihm von diesem ein Gericht gehalten, das an Schärfe und Bitterkeit alles übertrifft, was Lessing bis dahin geschrieben. Zwar hatte man vor Kurzem in dem Laokoon gelesen, Klotz sei ein Gelehrter „von sehr richtigem und feinem Geschmacke," doch jetzt war das längst verwirkt, und er wurde mit einem wahren Phalanx von Gelehrsamkeit und dialektisch bitterm Witze angefallen.

§. 109.

Das größere Publikum, welches von den geschnittenen Steinen, die sich hier so breit machten, nichts Sonderliches wußte, vom Grafen Caylus nur sehr wenig und vom Guilianelli gar nichts gehört hatte, dem ferner Marcus Tuscher und Christoph Becker die gleichgültigsten Personen von der Welt waren, begriff durchaus nicht, wie man über dergleichen harmlose Dinge so heftig an einander gerathen könne. Es überschlug daher in den antiquarischen Briefen sämmtliche gelehrte Bemerkungen über die geschnittenen Steine, nach deren Besitz es keine beträchtliche Sehnsucht gezeigt hatte; las aber desto eifriger den rein polemi-

schen Theil derselben, und hatte seine beste Freunde daran, mit zwei berühmte Männer so leidenschaftlich wurden, und besonders Lessing so gar sehr witzig, bitter gekehrt und voll ätzender Rede war.

Jetzt, da Klotzens Berühmtheit durch einen so gewaltigen Gegner erschüttert worden war, und auch Herder seine anfänglich gute Meinung von ihm nicht nur zurücknahm, sondern auch in einigen kritischen Wäldern die Klotzischen Schriften gleichsam als Opfer verbrannte, folgten auch andere deutscher Schriftsteller nach, und drangen mit solcher Heftigkeit auf ihn ein, daß der noch vor kurzem Gefeierte mit einem Male als der Gegenstand eines fast allgemeinen Hasses dastand, und des Aufgebotes aller Kräfte bedurfte, um nur einigermaßen sich zu wehren. Um seinen sämmtlichen Gegnern die Spitze bieten zu können, hatte er schon im Jahre 1767, nachdem der eigentliche Verlauf des Kampfs mit Lessing, mit mehreren literarischen Freunden zur Herausgabe der „Halleschen Bibliothek der schönen Künste" sich vereinigt, und dieses Institut wurde nach und nach der Strebepfeiler der Klotzischen Tendenzen, den mehrere jüngere Freunde mit aller Kraft zu stützen trachteten. Jene Bibliothek enthält, bei wenigem einzelnen Guten, einen großen Theil der Merckischen Streitigkeiten der Jahre 1767 bis 71, und ist besonders merkwürdig durch die schmähliche Art und Weise, wie hier Herder und Hermann beurtheilt werden. Es ist leicht zu ermessen, wie das größere Publikum jene genialen Männer betrachtet haben müsse, wenn selbst der nicht eben talentlose Klotz so ganz verkehrt über sie urtheilen mochte.

§. 110.

Die Strafe blieb nicht aus, und wie es wohl im bürgerlichen Leben zu geschehen pflegt, daß den, der nach und

nach die gute Gesellschaft von sich verbannt, endlich auch wirklich verschlechtert werde, so finden sich auch in der Literaturgeschichte manche ähnliche Beispiele. Klotzens Gemüth bekam eine widrige Säure und Bitterkeit, die sich selbst wohl das meiste Herzeleid verursache; doch um sich einigermaßen zu helfen, gezwungen glaube, sich in herben Recensionen auszulassen. Man kann nicht leugnen, daß seine Indignation mitunter von einigem Witz begleitet sei, und daß, da ihn, außer jener guten Gesellschaft auch manche schlechte ausstieß, er wohl im Stande war, der letztern Neue genug zu bereiten. Einige Biographien sagen, es sei zuletzt bei ihm und seinen Anhängern Grundsatz geworden, daß jede Recension dem Gegner „eine böse Stunde" bereiten müsse, eine Maxime, die noch heute von ihm den Namen hat. Daß bei Kl. ein solches Axiom zum Bewußtsein gekommen sei, ist indessen gar sehr zu bezweifeln; es findet sich überall nur die gewetzte, ewig unbefriedigte Eitelkeit, die sich wohl nie in sanften und zierlichen Worten zu exprimiren pflegt.

Ein noch possenhafteres Buch: „Skurrilische Briefe," an denen er Theil nahm, schadete seinem ohnehin schon sehr gesunkenen Ansehen in der literarischen Welt noch mehr, und er verließ sie (31. Dez. 1771) mit zerrissenem und geschlittertem Talent, mit dem Gefühl einer fast immer mißbrauchten Kraft. Keines seiner Bücher hat ein wahrhaftes Leben in sich, keines wird seinem Namen Dauer geben und die Berühmtheit, nach der er fast ausschließlich strebte *)

*) Wie weit es mit Klotzens Ruhmsucht ging, beweist unter andern auch der Umstand, daß sämmtliche deutsche oder lateinische Schriften, in denen sein Name mit Ruhm genannt worden war, in seiner Bibliothek sogleich recensirt wurden, wobei man jedesmal und zuweilen auf sehr ungeschickte Weise, die

ist längst zu einer bloßen Berüchtigtheit geworden. Wenn es wahr ist, was mehrere seiner Biographen angeben, daß er sehr häufig das seichte Wort im Munde führte: Une éternité de gloire vaut-elle un jour de plaisir? so ist zu fürchten, daß er selbst das letztere nicht erreichte, denn die verletzte und unbefriedigte Eitelkeit wehrt selbst dem, was man plaisir nennt. Von gesicherter Friedlichkeit und heiter Freudigkeit im Innern, selbst nur auf Stunden, kann nun vollends gar nicht bei ihm die Rede sein. Um deswillen ist Klotzens literarisches Leben lehrreich warnend und es schien gar wohl der Mühe werth, von ihm mit einiger Ausführlichkeit zu reden *).

§. 111.

Johann Georg Jacobi, geb. 1740, gest. 1814. Der Charakter des Deutschen ist begründet auf Kraft und Ernst,

---

Stelle anführte, in welcher der Weihrauch gespendet worden. Seine Freunde schrieben nicht leicht auch nur einen Bogen, in dem sein Name fehlte, so daß es fast das Ansehen hat, als sei ein förmlicher Befehl an sie ergangen, die, demüthig genug, sich befehlen ließen.

*) Noch verdient hier, wenigstens in einer Anmerkung, bemerkt zu werden, wie leichtsinnig bequem K. mit den alten Klassikern verfuhr, deren er einige herausgab. So heißt es z. B. in seinem Strato (Altenburg 1764) sehr häufig: non intelligo, non capio, non assequor sensum, welches man leider nicht für bescheidene Einsicht in seine mangelhafte Kenntniß halten darf, denn nur zu oft äußert er vornehm genug, es fehle ihm nur an Zeit um alles aufs Reine zu bringen, z. B. in der Vorrede: Neque opus fuit (notis) neque nunc ob alia negotia nobis licuit. Seine Urtheile über das Charakteristische der zu edirenden Dichter sind oft in flacher Allgemeinheit gehalten, z. B. Quot leges carmina, omni melle dulciora, quae ipsae Musae Gratiaeque poëtis dictasse videntur.

und nur wenigen glückt es, jene Kraft mit Milde, jenen Ernst mit Scherz zu vereinigen, und auf diese Weise das Ziel einer harmonischen Bildung zu erreichen. Manche Dichter, denen der zu erringende tiefe Ernst und die alte deutsche Kraft nicht genügten, verwendeten fast ihr ganzes Leben, um sich eine gewisse schwebende Leichtigkeit, flatterhafte Schalkhaftigkeit und zart hingaukelnde Scherzhaftigkeit zu verschaffen; da indessen das Bemühen um Leichtigkeit die Leichtigkeit selbst aufhebt, so konnte dabei wenig Ersprießliches und Angenehmes zum Vorschein kommen. Als aber Jacobi auftrat, überließ sich ein großer Theil unsrer Kritiker dem angenehmen Traum, wir besäßen nun wirklich einen Dichter, den alle Grazien der Feinheit, Süßigkeit und Zartheit umflatterten, und den die Liebesgötter mit lauter Rosenhonig genährt hätten. Man verglich seine „Winterreise" (zuerst gedruckt zu Düsseldorf 1769) mit den Werken eines Yorik, Chapelle u. s. w., und zeigte schon dadurch, daß man eigentlich nicht recht wußte, was man wollte, weil man so verschiedenartige Schriftsteller zu gleicher Zeit mit ihm verglich. Bei der „Sommerreise" (zuerst gedruckt zu Halle 1770) versicherte man nur im Allgemeinen, daß dergleichen Poesien von allen Leuten, welche Geschmack haben, mit „Wollust" gelesen worden seien, und selbst den Ausländern gefallen müßten.

Die Briefe von Gleim und Jacobi (Berlin 1768), betrachtete man als ein Denkmal dem Eros und Anteros gewidmet, und erzählte, wie köstlich es sei, hier mit anzusehn, wie Gleim und Jacobi, einer Nymphe in einem schattigen Gebüsch auflauern, einen Liebesgott, wenn er mit seinen Brüdern den Plan zu einer Eroberung überlegt, belauschen, und tausend andere Dinge thun, die in

der

der Schule der Venus gelehrt werden *)." Zu Gleims Lobe erinnerte man an die Manier eines Watteau, Boucher, Lancret, und von Jacobi hieß es: „Seine Briefe machen den größten Theil der Sammlung aus, und sind alle scherzhaft, alle Kinderchen der Freundschaft, der Wollust und der Freude. Man kann die Sammlung seiner Briefe als eine Galerie von der Hand eines Guido oder Albano ansehen. Sollte ich nicht auch hinzusetzen können, daß die Liebesgötter, welche diesen Künstlern die Pinsel geschenkt, die Farben gerieben, und sie auf die Palette gesetzt **), unserm Jacobi das Papier gebracht, die Federn geschnitten, die Dinte bereitet? Durchgehends lieset man die süßesten Tändeleien, die lieblichsten Bilder und die naivsten Vorstellungen der Liebe, welche durch ihre Abwechselungen eben so sehr gefallen, als durch ihre Kunst." — Man verglich Jacobi'n mit Gresset und Chaulieu (an denen man ein viel zu großes Behagen fand), ja man scheint selbst die Ueberschriften wie folgende: „An den ältesten der Liebesgötter im Dienste des deutschen Anakreon," recht angenehm gefunden zu haben.

§. 112.

Freilich widersetzten sich auch schon in jenen Zeiten einige strengere Kritiker (unter denen jedoch auch ein Paar

*) Vergl. Klotzens deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, Band II. S. 5. Aehnliche Stellen finden sich so häufig, daß es nicht vonnöthen ist, sämmtliche Seitenzahlen anzuführen, die darauf hindeuten.

**) In Marsy's Gedicht: Pictura heißt es:

Te faciles, Albane, Joci, te Guido, Venustas
Te Charitum sequitur chorus omnis et omnis Amorum
Pars succos terere et patulis infundere conchis,
Pars offerre tibi calamos, pars ducere dextram u. s. w.

rohe und neidische waren) den übertriebenen Lobeserhebungen, mit welchen die Freunde den Dichter überfüllten, wobei indeß zum Ruhme des letztern angeführt werden muß, daß er sich nicht ganz verziehen ließ, sondern stets nur ein mäßiges Talent und eine geringe Dichterader sich zuschrieb. Indessen hatte er sich einmal so tief in seine Manier hineingearbeitet, daß es ihm unmöglich gewesen zu sein scheint, davon sogleich abzulassen, und selbst in manchen seiner spätern Gedichte spielt noch zuweilen der kleine Amor, Cupido mit Bogen und Pfeil, nebst einer Schaar von Liebesgöttern, eine aufdringliche Rolle, obgleich der feine Dichter stets auf Abwechselung und neue Decorationen bedacht ist.

Jacobi ist nicht selten verschwebend wo er leicht, süß wo er zart erscheinen möchte, aber wahrhaft sanft und milde sehen wir ihn doch auch nicht selten, und dann mit desto größerm Wohlgefallen, so wie denn überhaupt bei ihm das Naturel viel zu gut und rein war, um sich durch falsche Theorie und Beispiel jemals ganz unterdrücken zu lassen.

Zwar gelingt ihm der Ton der wahrhaften Freudigkeit, oder des ächt muthwilligen Scherzes nur selten, doch möge der Dichter da wo er ihm gelingt, um so weniger verkannt werden, weil seine anderweitigen Vorzüge: Correktheit der Sprache (deren lebendige Fülle sich freilich in seiner engen Sphäre nicht zeigen kann) und Leichtigkeit im Reime, ihm stets zu Hülfe kommen. Auch ein gewisser sanfter und frommer Ernst und milde Herzenslaute erfreuen in seinen bessern Gedichten, und lassen um so mehr bedauern, daß er sich nur zu bald wieder in andern Poesien auf die süßlichen, fast möchte man sagen „abgestandenen“ Tändeleien legt, die billig niemandem zusagen sollten. Zu jenen gelungenen Gedichten, deren Charakter vorhin bezeichnet worden,

ist besonders „die Litanei auf das Fest aller Seelen“ zu rechnen, die in der That die sanfteste Beruhigung und Musik in sich selbst trägt.

Die neueste Ausgabe der Jacobi'schen Werke giebt ein rühmliches Zeugniß von der Strenge des Dichters gegen sich selbst, die um so wärmer anerkannt werden muß, da auch manche hier getilgte Fehler einem großen Theile der deutschen Leser nur zu sehr gefallen hatten. — Zierlichkeit, Feinheit, Correktheit sind freilich durchaus nicht die Hauptvorzüge eines wahrhaften Dichters; aber es ist doch wahrlich etwas Köstliches um diese Eigenschaften, und da sich dieselben nur bei einer mäßigen Anzahl von deutschen Dichtern finden möchten, so darf man besonders einige jüngere Poeten, falls sie noch nicht über allen guten Rath hinaus sind, auf manche Jacobi'sche Lieder, wie auf etwas angenehm Lehrreiches verweisen.

§. 113.

Johann Gottfried Herder, geb. zu Mohrungen in Alt-Preußen 1744, geadelt 1801, gest. zu Weimar 1803. Indem ich mich diesem gefeierten Manne nähere, kommt mir der wohlbekannte Ausspruch eines griechischen Philosophen ins Gedächtniß, die Natur handle willkührlich und grausam, daß sie oft den Hirschen und Raben ein längeres Leben schenke als den Menschen. Obwohl es immer eine bedenkliche Sache bleibt, sich mit der Natur selbst in einen Kampf einzulassen, den sie meistens nur mit einem neckenden Echo beantwortet, so ist es doch kaum möglich, bei der Betrachtung des Lebens einzelner großer deutscher Männer jene Klage ganz zu unterdrücken. Nur sei jede Bitterkeit fern, und der höhere Trost unantastbar in unserm Herzen.

Wenn wir Herders Leben, wie es uns durch seine

Gattin und den treuen Georg Müller erzählt worden ist, mit Ruhe überschauen, so muß sich unser Blick trüben, denn, was finden wir hier? — Eine fast finstere, dürftige, sorgliche Jugend, kaum jemals ein Ausflug ins Freie, stetes, sitzendes Studiren, fast ängstliches Aufraffen der höchstmöglichen Summe von Kenntnissen, eine tugendhafte Liebe für die Seinigen, aber fast mit einiger schwermüthigen Scheu und der lähmenden Furcht verbunden, ihnen vielleicht bald durch die Cantonpflichtigkeit entzogen zu werden, endlich der Aufenthalt bei einem wohlmeinenden, aber meistens in der Trübseligkeit (!) das Christenthum suchenden, überfleißig schriftstellenden Manne (Trescho) — das alles konnte nicht günstig wirken, und leider verscheuchte es auch wirklich die Fröhlichkeit und den Muthwillen, ohne den kein Knabe und Jüngling wahrhaftig zu leben vermag. — Wir sind weit entfernt, dem genialen Knaben, aus dem einmal ein tüchtiger Jüngling und Mann werden soll, ein bequemes weiches Leben zu wünschen; im Gegentheil lerne er früh den rauhen Nord des Geschicks kennen, er lerne sich zur Wehr setzen und rüsten, er lerne auch Thränen und Schmerzen; aber es seien doch immer nur Kinder- und Knabenthränen. Was Herders Jugend drückte war ein trüber, fast sternenloser Himmel, und nur dadurch, daß er schon aus der Knabenbrust den Mannesmuth heraustrotzte, konnte er sich retten; doch unverwundet geht man aus solchem Kampfe nie, und eine gewisse Wundheit, sei sie auch (wenn das Wort erlaubt ist) zuweilen eine fast verklärte, möchte wohl immer bleiben.

§. 114.

Es kann vielleicht Manchen befremden, diese Bemerkungen hier in Beziehung auf Herder zu finden; allein es

scheint mir, als stünden sie gerade hier an einem besonders passenden Orte; wenigstens dürfte dem leisern Gefühl in Herders Gedichten und Kritiken mancher Schatten und manches blitzähnlich blendende Licht, mancher nur halb hingehauchte Seufzer und manches Wort des höchsten aber nicht sehr glücklichen Stolzes durch die Erinnerung an die verkümmerte Jugendzeit des edlen Mannes deutlich werden. Jene Verhältnisse trieben ihn aus dem Vaterlande in die Fremde, wo er im einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Lebensjahre die Denkschrift auf Abbt, die Fragmente über neuere deutsche Literatur, und die kritischen Wälder verfaßte. In jenen Fragmenten ist das blühende Leben, der vergleichende Geist und der combinirende Witz eine höchst anziehende Erscheinung; aber die Sicherheit fehlt, die Vergleichung der deutschen Dichter mit Griechen und Römern ist oft unbillig, die Lebhaftigkeit des Styls wird mitunter fast Luftspringerei; und krause Figuren und phantastische Farbengebung ersetzen nicht was dem Geiste noch an Klarheit fehlt. Aber alles das konnte kaum anders sein, denn wir sollen überhaupt nicht mit der Kritik beginnen und die Poesie folgen lassen, weil auch der trefflichste Geist so lange er noch nicht selbst in seligen Stunden geschaffen und mit Fleiß gebildet hat, nicht völlig wissen kann, wie dem ächten Dichter zu Muthe sei, weshalb er auch nicht hinreichend die Dichter wird genetisch erklären können, was eine der vornehmsten Pflichten des Kritikers ist. Jene kalt-arme Knabenzeit machte indeß dem herrlichen, wahrhaft dichterisch gesinnten Herder jetzt noch das eigene Schaffen unmöglich, denn um friedlich muthig zu sein, mußte er vielleicht erst kampflustig übermüthig werden. Einen trefflichern und geistreichern Uebermüthigen aber gab es wohl nur sehr selten, als den Verfasser jener Fragmente und

Wälder. Das letzte Werk war eigends gegen Klotz gerichtet, den er Anfangs gelobt und jetzt sehr siegreich bekämpfte; — und dennoch: welch eine ungenügende Beschäftigung für einen Geist wie H., sich Monate lang mit diesem unheimlichen Manne herumtreiben zu müssen! Daß Klotz nicht schweigen würde, verstand sich von selbst, daß er toben, wüthen, lästern, klatschen, witzeln werde, und mit ihm mehrere seiner geschworenen Anhänger, und zwar in der verschiedensten Form und den verschiedensten Blättern, ließ sich gleichfalls voraussehen, und Herder konnte unmöglich etwas anderes erwartet haben. Als es aber wirklich so erfolgte, schien es ihn dennoch zu überraschen, und aus Ungeduld und Ekel über das ganze Getreibe der Klotzischen Schule, verließ er die (ihm ohnehin nicht wohl zusagende) Stelle in Riga, und reiste nach Frankreich, um dort die südlichen Sprachen gründlicher zu studiren. Wir finden ihn in Straßburg wieder in der Gesellschaft Goethe's und mehrerer Goetheſcher Freunde, die in reiner Achtung und Liebe die halbgeniale Uebellaunigkeit und störrige Erhabenheit des Augenkranken mit freundlicher Großmuth ertrugen. Hier schrieb er die Beantwortung der von der Berliner Akademie der Wissenschaften aufgegebenen Frage „über den Ursprung der Sprachen," und erhielt späterhin den Preis. In Bückeburg, wo wir ihn im Jahre 1772 bis 77 sehen, scheint er in sich selbst große Fortschritte gemacht und sich zu immer höherer Klarheit und Gediegenheit gesammelt zu haben.

§. 115.

Was er erreichen wollte, war nicht bloß das Hohe und Große, sondern das Höchste und Größeste; ja wir dürfen sagen, es war die Allheit der menschlichen Bildung nach

der er strebte. Der Mittelpunkt war Theologie und Poesie. Die Kenntniß der morgenländischen Sprachen, so wie der Griechischen und Römischen und der neuern gebildeten Völker war sein fortwährendes stets glückliches Bemühen, aber auch selbst die Sprachen der unliterarischen Nationen lagen ihm nicht fern, und er suchte sie sich wenigstens in so weit zu eigen zu machen, um wie das Gemüth jener Völker in ihren wenigen Liedern erscheint, ahnen zu können. Es ist eine der herrlichsten Seiten Herders, daß er alles was sich irgend als Sprache des Herzens, sei es auch nur reines Kinderlallen, offenbarte, mit freundlichem klarem Sinn auffaßte und zu beziehen wußte, und daß ihm selbst ein finnisches und lappländisches Lied höchst wichtig sein konnte, wenn es nur ein Gemeingut jenes Volkes war, in dessen Herzen die Klänge jenes vielleicht sehr unbeholfenen Liedes wiedertönten. Er, der griechisch und orientalisch gebildete, der mit dem Mark aller Klassiker genährte war nichts in der Welt weniger als vornehmthuender Pedant, sondern ist als der erste zu rühmen, der uns zurückführte zur Liebe für die ächten Volkslieder und Legenden. Er gab nur wenige, — wer so viel will wie er hat ja leider nicht viel Zeit — aber es war für damals genug, und wir dürfen ihm zurufen, daß seine Mahnungen nicht nur nicht verloren gingen, sondern daß wir fortgefahren sind und weiter gegraben haben, auch nie aufhören wollen fortzuschreiten, wo er so redlich begann. — Welch' eine Reihe von Werken begann in der Weimarischen Zeit (1777 ff.), vor allen in den achtziger Jahren, in welchen wir seine höchste Blüthe sehen. Er, dem die Zeit fehlte, durfte keine Literaturgeschichte der Deutschen schreiben wollen, aber er weckte außer den Volksliedern noch Hutten, Weckherlin, Andreä und späterhin auch Balde. Er erkannte Roberthin, Dach und

andere Treffliche, die so lange geschlummert hatten, und gab uns endlich seine „zerstreuten Blätter," einen Garten voll reicher Blüthen und Früchte, in dem man mit stets erneuerter Freude sich ergehen mag. — So war er der wahre Gelehrte, der, im Besitz von Schätzen die Tausende nicht ahnen, doch niemals an ihnen schwer trug, sondern sie wie durch Zaubermacht schnell in sein Eigenthum verwandelte; und es ist nur Ein Herder, der die älteste Urkunde und die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, — und die Paramythien und eine Reihe von trefflichen Gedichten schrieb.

§. 116.

Aber auch ihm war eine Gränze gezeichnet, und sie offenbarte sich und mußte sich offenbaren, als er, der sonst so treffliche Denker, sich auf einem Gebiete der Speculation zeigte, wo er nicht ganz heimisch war. Im Jahre 1786 erschien sein „Gott," und veranlaßte durch eigene Schuld eine philosophische Sprachverwirrung, die Jacobi gründlich niederschlug. 1795 las man in den Horen einen Aufsatz betitelt: „Homer, ein Günstling der Zeit," eine reflektirende Musik, oder wenn man lieber will, musikalische Reflexion, in der allerdings gar manches Geistvolle über Homer und Griechische Kunst zu vernehmen ist. Nur das können wir unmöglich billigen, daß hier manches zugleich für und wider Wolf gerichtet ist, wodurch sich die kleine Schrift nothwendiger Weise selbst schlagen und aufheben muß. 1799 erschien die Metakritik, von der ein böses Gerücht sogar behauptet, sie gehöre nicht ihm, sondern wenigstens theilweise dem Magus aus Norden (Hamann), eine Schrift, deren hauptsächliche Kapitel am düstern Feuer des Zorns oder vielmehr Ueberzorns verfaßt scheinen. Die

Strafe folgte Herdern auf dem Fuße nach, denn er sah sich jetzt manchen gefallen, denen er seiner ganzen Natur nach unmöglich gefallen konnte und wollte, und wenigstens der polemische Theil seiner Aesthetik trug noch Vieles bei, das Misgeschick zu vergrößern. Fern sei von uns, ihn tadeln zu wollen, daß er Kant angriff; aber daß er ihn auf dem Boden der Kritik der reinen Vernunft selbst bekämpfen zu können meinte, mit Waffen des verletzten Gemüths und des Zorns, die in diesem reinphilosophischen Gebiet nicht gelten dürfen, mußte des günstigen Erfolgs ermangeln. Weit leichteres Spiel hätte er gehabt, wenn er Kants Theorie des Schönen (siehe dessen Kritik der Urtheilskraft) mit alter besonnener Kraft bekämpft hätte. Diese schließt den edeln Zorn nicht aus; aber was Herder jetzt zeigte, war fast nur Zorn, der selbst manche seiner trefflichsten Bemerkungen zu verdüstern schien.

Allerdings wird der Dichter nicht alt, denn ewige Jugend ist sein Lohn, dennoch wird auch er von der Bedingung endlicher Naturen sich nicht ganz lösen können. Wenn deshalb der Philister im Alter vollends verknorpelt und verknöchert, — die Zeit allein heilt keinen Fehler, sondern vergrößert ihn nur, und eine fehlerhafte Richtung erstarrt gänzlich im Alter — so wird bei der höhern Natur, wenn ihre Kraft nicht stets vollendet einig war mit Milde, der an sich höchst edle Zorn überflammend zu Zeiten wohl die Bahn oder doch das Rechte verlieren durch Uebertreibung. H. konnte in der That glauben, daß die durch Kant veranlaßte geistige Revolution manches was ihm mit Recht heilig war, in ein fremdartiges Gebiet zu ziehen strebe, und insonderheit bei den gern philosophirenden Deutschen Schaden bringe, aber sein schmerzlicher Unwille überstieg jetzt alle Gränzen und ließ ihn selbst da Unheil

sehen, wo keins war. Es ist unser, d. h. der Deutschen Beruf und Amt, unter den Nationen Europa's am tiefsten einzutauchen in das Meer der Philosophie, und es ist unser Stolz, daß wir sagen dürfen, diesem Berufe stets nachgekommen zu sein. Einzelne selbst treffliche Taucher werden freilich untergehen und nicht wiederkehren ans Tageslicht; aber die ächtesten Perlen sind immer noch unser Theil geworden. Die unverwüstlich gesunde Natur des ächten Deutschen ist durch kein metaphysisches Formenwesen zu zerstören, und das Reinpraktische und Religiöse geht doch immer bald siegend wieder hervor. Gefährlicher allerdings hatte sich die Kantische Theorie des Schönen gezeigt, da sie sogar auf Schillers Kritik ungünstig gewirkt, und hier hätte Herder mit reiner Fackel prüfen sollen, und da wo es Noth that, auch — brennen; aber die Fackel schwankte in seiner Hand, und die dunkle Flamme sprühte unsichere Funken nach allen Seiten hin, die ihn ohne Zweifel am meisten selbst verwundeten.

§. 117.

Seit jener Zeit schien die harmlose Heiterkeit von ihm gewichen, und wie sehr er auch hinterher noch Treffliches wollte und leistete; sie kehrte nicht zurück. War es ihm begegnet, gegen manche — wider seinen Willen der stets ein edler war — ungerecht zu sein, so fand sich jetzt eine große Zahl von Schriftstellern und Nicht-Schriftstellern, die noch bei weitem ungerechter gegen ihn selbst wurden. Sei aber auch der Mensch und der Schriftsteller noch so groß, und habe er sich noch so sehr mit festem Muth gepanzert, immer bleibt es unerfreulich in einer Zeit zu stehen, die uns größtentheils verkennt. Herder fühlte sich verletzt und es zeigten sich seitdem Spuren von Trübheit und Bitterkeit.

Seine Adraſtea giebt genugſame Belege davon, denn oft finden wir dicht neben dem Trefflichſten, z. B. über Schickſal und Trauerſpiel, die ſchneidendſte und herbſte Polemik z. B. gegen Schiller, deſſen Maria Stuart er wahrhaft haßte, und deſſen Braut von Meſſina er faſt nur des Spottes für werth hielt. Dieſer unmäßige Tadel aber, ſo wie der witzige gegen den Schlegelſchen Jon verhallte und Herder ſtand faſt allein da mit ſeinem großartigen Schmerz, ſo wie mit ſeiner pathetiſchen Uebellaunigkeit und erhabenen, ihn ſelbſt aufzehrenden Feindſeligkeit. — Es giebt Stellen in ſeiner Adraſtea, welche zu verrathen ſcheinen, er habe in den letzten Lebensjahren die Deutſchen, an deren Bildung er ſo lange und mit herrlicher Kraft gearbeitet, faſt gänzlich aufgegeben, und ſelbſt die Hiſtorie gab ihm, der ſie jetzt trüb anſah, keinen Troſt. So wie er uns z. B. die Geſchichte der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts und des Anfangs des achtzehnten in Umriſſen darſtellt — wobei ſich freilich die gerechteſten Klagen, die auch dieſes Buch enthält, hören laſſen dürfen, — erſcheint freilich alles wie ſternloſe Nacht, voll der Hoffnungsloſigkeit. Ohne großartige Heiterkeit aufgefaßt wird alle Geſchichte mehr Schmerzen als Freuden geben; doch in der Heiterkeit erſchaut, wo wir allein klar ſchauen können, wird auch die Geſchichte, ſelbſt die jener unglücklichen Zeit, noch immer manches Tröſtliche mitbringen. Herder aber witzelte und wüthete jetzt das deutſche Volk an, das viel ſchwerer zu erkennen iſt als manche ſonſt löbliche Schriftſteller glauben mögen, ſpottete mit widrigen Beiwörtern der Germaniſchen Geduld, und verglich den deutſchen John Bull mit einer „meckernden Ziege," ja wenn der Witz ihm ausging brauchte er Wörter, die wir leider geradezu wildflatternd und roh nennen müſſen. — Was uns bei dem traurigen

Anblick, den uns Herder in dieser Zeit gewährt, wenn auch nicht trösten, doch erheben kann, ist, daß, während er so gegen seine Deutschen zürnte, er doch nur sich selbst am meisten kränkte und strafte. Er gleicht in solchen Augenblicken der Medea, die, um an dem treulosen Jason Rache zu nehmen, ihre eigenen Kinder würgte, und so sich rächend strafte. Hier ist vollends nur ein Treulosgeglaubter; und Herder wird deshalb in dieser Zeit ein desto tragischer Charakter. — Er liebte, und glaubte doch hassen zu müssen *).

§. 118.

Was er in dieser Stimmung schrieb, oder vielmehr um sich aus dieser Stimmung zu reißen, scheint oft nur zur Befriedigung des allgemeinen und unbestimmten Thätigkeitstriebes unternommen worden zu sein; aber wahre Befriedigung konnte dadurch unmöglich erreicht werden. Er verkannte den eigentlichen Gedanken des spanischen Successions-Krieges und scheint sich fast ein wenig zu freuen, daß, trotz aller großen Siege der Deutschen und der mit ihnen verbundenen Mächte, Ludwig doch am Ende seinen Hauptwillen durchgesetzt habe. — In dem Aufsatze „Kalligeneia, oder die Mutter der Schönheit," setzt er der Astronomie, vielleicht zu deren eigener Ueberraschung, den ersten

*) Ueberhaupt ist Herders Nichtliebe bald schon ein Haß, und zwar ein solcher, der mit den Jahren wuchs. So war ihm z. B. Ovid, den er 1770 bereits gegen Goethe (s. dessen Leben) bespöttelte, späterhin völlig unerträglich. Warum verschmähete er aber den Ersatz, den Ovid für seine freilich nicht zu bezweifelnden Fehler bietet? und warum verderbte er Gretchen die mäßige Freude an dem Dichter? Gerechter war sein Haß gegen Pope's Heloise, doch fehlte es auch hiebei nicht an Uebertreibung.

aller Ehrenkränze auf. In einem andern Fragment über Swift wird vielleicht das erste gute Wort über diesen tiefsinnig harten, genialisch zerrissenen Schriftsteller gesagt; doch stört es, daß hier dessen abgeschmackte Meinung von deutscher Art und Kunst so breit und grell hingestellt worden ist, da doch hiebei eine bloße bedauernde oder ruhig vornehme Hindeutung völlig genug gewesen wäre. Bei diesen Streifereien durch die Literaturgeschichte, wird auch Bayle's viel zu günstig gedacht, vielleicht weil eben Herders damalige Stimmung zu den Wissenschaften in Wörterbuchsform sich hinneigte, wobei freilich nicht viel Tröstliches herauskommen kann. Schlegel, Tieck und andre, die er denn doch unter dem Ausdruck „neue Schule" von der leider auch er geträumt hat, verstehen mußte, kommen dafür desto übler weg, und er bedient sich zur Bezeichnung ihrer Poesien eines Ausdrucks, den wir nicht wiederholen wollen. Dabei ist er wieder die Milde selbst gegen Canitz, Uz, und einige frühere Poeten, wogegen wir nichts haben würden, geschähe es nur nicht des Contrastes wegen, denn leider wird uns sogar auch noch der eben so seichte als starre Boileau zum Genusse anempfohlen.

Möge niemand glauben als stehe hier diese kurze Schilderung der letzten literarischen Bestrebungen H's nur um einen Schatten zu werfen auf den Trefflichen, dem wir so viel Schönes verdanken. Dieser Schatten war wirklich um ihn, und mußte deshalb bezeichnet werden. H. gewährt, wie gesagt, einen sehr tragischen Anblick, und wenn er sich in seiner Zeit nicht wohl befindet, so fragen wir billig: Wer hatte die größere Schuld, er oder die Mehrheit der Sprecher jener Zeit? Er war der Liebe und Verehrung gewohnt, und man vergaß ihn damals fast ganz; ja es gab Jahre in

denen Jean Paul mit seiner innigen Liebe für H. fast allein stand.

Jenes tragische Gefühl wird noch erhöht, aber auch auf das sanfteste gemildert, wenn wir bedenken, daß in dieser Zeit wo wir manche seiner literarischen Bestrebungen mißbilligen müssen, die Poesie dennoch ihm in einzelnen Stunden und Tagen liebend treu zur Seite stand, ja sogar vertraulicher zu ihm redete als vielleicht jemals. Sie gab ihm die milde Ariadne-Libera, Admetus Haus, und den kühnen lebenvollen Cid.

Aber verwundet blieb er dennoch, und so näherte sich ihm mit starken Schritten das letzte Ziel. Es ist öffentlich erzählt worden, er habe bei dem Gefühl des herannahenden Todes die entscheidenden Worte gesprochen: „Sonne, ich bin Deiner müde" und wohl mochte er bereits den neuen Tag geistig erwachen sehen.

§. 119.

Ueber Herders Charakter und Wesenheit haben wir durch Goethe und Jean Paul die frühern bedeutenden Nachrichten bekommen; das Werk von Georg Müller macht nicht auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch, giebt uns aber die interessantesten Notizen von den Einzelnheiten seines Lebens, und zeigt uns ihn besonders deutlich und liebenswürdig als Ehemann und Vater. Goethe's Ansichten scheinen beim ersten Anblick kaum mit denen, welche Richter giebt, zu vereinigen; doch abgerechnet die große Verschiedenheit der Jahre, in welchen sie Herdern kennen lernten, sind ja auch die beiden Hälften des Stolzes und eignen Sinnes, so wie der Sanftmuth und Hingebung nicht schwer zu vereinigen. — Herders Verdienste können wohl eine zeitlang vergessen, aber nie

ganz verkannt werden. Er war forschender Theolog, d. h. ein mit jeglicher Art von Sprach- und Geschichtskenntniß ausgerüsteter begeisterter Seher, und dieses in einer Zeit, wo fast niemand mehr schauen wollte und schauen konnte, wo ein wüster irreligiöser Lärm um ihn herum war, der selbst manchen der Bessern betäubte. Einzelne Irrthümer und exegetische Gewaltthätigkeiten (verzeiht das Wort) die sich auch H. zu Schulden kommen ließ, können das Urtheil im Ganzen nicht aufheben. Er war Aesthetiker, wie Deutschland damals keinen hatte, denn wenn Lessing ihn auch am Verstand, leichtem Witz und Raschheit übertrifft, so ist ihm Herder überlegen an Phantasie und vielleicht auch in der Tiefe der Vernunft und des Gemüths. Er war ein — Dichter, und, sollte man ihm ja aus Hochmuth oder Leichtsinn diesen Namen absprechen wollen, so war er (nach Jean Pauls herrlichem Ausspruche) nur mehr, d. h. ein Gedicht selbst.

§. 120.

Werfen wir indeß einen Blick auf ihn als reinen Prosaisten, so ist ihm hier der lohnende Kranz noch zu winden. Tausend und wieder tausend Schriftsteller gehen zu Grabe, ohne auch nur zu ahnen, was es wohl auf sich habe mit dem Styl, ja wir müssen dies selbst von manchen sagen, die sonst einzelnes Löbliche mitgetheilt haben. Jeder Schriftsteller sollte seinen eigenen Styl besitzen, wie er, nach Lessings derb lustigem Ausdruck, seine eigne Nase hat. Lassen wir aber die Nase aus dem Spiel (für deren Ausbildung wir doch nun einmal nicht viel thun können) und nehmen wir lieber das freie Auge zur Vergleichung. Im Blick des Auges ist der Mensch, sein Charakter und die Richtung seiner Bildung, oder vielmehr: es könnte und sollte

billig dies alles aus demselben hervorstrahlen, obwohl, wie sich von selbst versteht, nur dem Auge erschaubar, das selbst einem in sich selbst gesicherten, menschenliebenden und menschenkennenden Individuum angehört. Wie oft aber findet man hier Verwischtheit, allgemeine Verflachung oder ängstliche Forcirtheit, widriges Bemühen interessant zu scheinen, oder unmännliche Furchtsamkeit, scheue Resignation u. s. w. — Mit dem Styl ist es fast dasselbe; wie viele streben nach Bedeutsamkeit und Klarheit, und wie wenige erreichen sie. Gedanken, welche jedermann bequem auf allen Straßen finden kann, sollen durch Bilder, die in allen rhetorischen Trödelbuden zu haben sind, lebhafter werden. Andere bescheidener schreiben nach Gottschedisch-Adelungischem Lineal, und gehen, um mit Shakspear zu reden, den wahren „Butterfrauentrab" der Prosa. Da dies aber die also wandelnden selbst gar bald ermüdet, so wagen sie mitunter einige Sprünge, wobei sie sich benehmen wie etwa ein guter Greis, den plötzlich die Lust anwandelte ein altes Steckenpferd zu besteigen oder Kreusel zu spielen. Andere sind gleich von vorn herein erhitzt, und möchten gern kernig kurz sein; erreichen aber nur das Sprudelnde und Zerhackte. Andere streben schon vornehmer nach ruhiger Klarheit, benehmen sich aber zu unruhig und unklar dabei, martern sich etwa anderthalb Bogen lang, und vergessen dann was sie eigentlich wollten. Andre versuchen es mit dem epigrammatischen Styl, kommen aber schon Seite 7 oder 8 in den Asiatischen. Andre wollen behaglich ausführlich sein, werden aber fast reifröckig breit. Andre ahmen nur nach, vergessen aber, daß jede Nachahmung des Styls eines andern schon eine Sünde gegen den eigenen Geist ist, denn wenn jedes Individuum kein andres Ziel haben kann als aus sich selbst das Höchste zu bilden, was irgend daraus gebildet wer-

werden kann (obwohl er die Bildungsweisen der andern von A bis Z so viel als möglich kennen zu lernen suchen soll), so hat er auch in Beziehung auf den Styl keine andre Pflicht als den seinigen so vortrefflich auszubilden, als es, bei tüchtiger Kenntniß der klassischen alten und neuen Poeten und Rhetoren, ihm möglich ist. Wahrhaft große Denker und Dichter denken und schreiben immer gut, denn der Styl ist kein Kleid, das man nach Gefallen an- und ausziehen kann, sondern er durchdringt die Gedanken wie die Gedanken ihn, und wer z. B. sagen wollte, Shakspeare habe wohl eine Menge vortrefflicher Ideen, aber seine Sprache sei doch bei weitem nicht so harmonisch als etwa Addison's und Pope's, der würde dadurch zeigen, daß er nicht bloß die Sprache, sondern auch die Gedanken Shakspears gänzlich misverstehe. Eine Reihenfolge von Gedanken und Gefühlen, für die man erst das passende Metrum, oder die rechte Stylart mühselig suchen müßte, wäre schon um deswillen nicht rein poetisch gedacht und empfunden. Ein rechtes Gedicht und eine rechte Rede wird gleich mit Seele und Geist und Fleisch und Bein geboren.

§. 121.

Nur wer kräftig, tief und klar denkt und empfindet, wird das Geheimniß der Beredsamkeit anschauen und in sich aufnehmen. Anweisungen können uns nur vor Fehlern schützen, aber das Positivgute nicht verschaffen. Daß man das Letzte eine geraume Zeit geglaubt, hat unendlich geschadet, und, da obendrein meistens nur sehr mittelmäßige Anweisungen vorhanden waren, jenes Mühlen in abgestandenen Bildern, jenes mechanische Handhaben und Herumschleudern der Worte veranlaßt.

Herders Styl ist rein individuell; Anfangs wohl zu-

weilen ein wenig kraus, sich brüstend, locker und keck, doch immer charakteristisch. In den reifen Jahren verlor sich was man etwa Ueberfluß hätte nennen können, und man würde z. B. (um den einfachsten Beleg zu geben) seinen ganzen Aufsatz über Hutten verderben, wenn man ihn, sei es auf welche Weise es wolle, umschriebe; denn die Herdersche Erzählung und Ansichten von dem trefflichen deutschen Rittersmann können nicht anders vorgetragen werden, als gerade so wie sie — Herder vorgetragen hat. — Dabei wollen wir noch bedenken, daß er bereits vor Goethe seine Prosa schrieb, und daß er auch nach Goethe sich selbst getreu geblieben ist.

§. 122.

Johann Winkelmann, geb. zu Stendal 1717, ermordet zu Triest 1768. Dieser größte aller Kenner der Kunst des Alterthums und ihrer Geschichte, dieser selbst zu einem klassischen Alten gewordene Mann, der aber stets ein kraftreicher stolzer Deutscher blieb, von dem ganz Europa lernen sollte und lernte, dieser großartige Mensch, der aus den armseligsten Verhältnissen sich emporschwang, weil er es wollte, und der vollendete Wille des Menschen eine Macht hat, die wir mit freudiger Bewunderung anerkennen, dieser großartige Stylist, aus dessen kleinsten Briefen noch manches für viele Lehrer unsrer Sprache zu lernen ist, die er, obwohl fast zum Griechen geworden, und beinahe nur unter Ausländern lebend, dennoch stets innig ehrte und liebte — er verdient ein eigenes Werk, und es ist ihm geworden durch Goethe, auf den wir uns hier gänzlich beziehen. — Winkelmann hat von jeher nur eine kleine stille Gemeine zu Lesern und Anerkennern gehabt; doch sie genügt.

§. 123.

Johann Caspar Lavater, geb. 1741, gest. 1801. Dieser vielberühmte Schriftsteller, der während seines folgereichen Lebens das seltsame Schicksal hatte, entweder vergöttert, oder auf die wegwerfendste Weise getadelt zu werden, giebt dem gerechtern Leser den reichsten Stoff zum Nachdenken über das Wesen der Poesie und der Religion. — Es ist — wie wir schon oft bemerkt haben — nichts Seltenes, daß der feurige und talentvolle Jüngling seine tiefe Neigung oder Leidenschaft für die Poesie, als den Beruf zu derselben ansieht; aber das spätere Alter, jeder Täuschung abhold, entscheidet dann oft auf eine schmerzliche Weise. In Lavater war jene Neigung und seine Leidenschaft mit großem Talent verbunden und ruhte in einem tiefen und reinen Gemüth; alles war vorhanden um die Poesie als das reinste Göttergeschenk, dessen er wohl würdig schien, nun wirklich zu empfangen. Aber er, der im innersten Kern doch mehr zum Praktischen aufgefordert ward, empfing die Gabe der darstellenden Dichtkunst nicht in besonderm Grade, sondern nur edle Anklänge, die seine Sehnsucht nicht völlig beruhigen konnten.

Er war ohne Zweifel ein kräftig religiöser Mensch, aber er vermochte nur selten die religiösen Empfindungen in einer stillen und harmonischen Sprache auszusprechen. Er hat fast immer zu viel Worte.

Man kann es oft nicht vermeiden, als religiöser Schriftsteller polemisch aufzutreten, aber man soll nicht geflissentlich in einer religiösen Polemik seine Kräfte verbrauchen. Man soll sich selbst vor dem Schein hüten, als prunke man mit christlichen Gefühlen. Es ist groß und herrlich, als ein Märtyrer für die Wahrheit des Christenthums zu leben und zu sterben, aber man soll nicht ein Märtyrer werden

wollen: schon um deswillen nicht, weil man dann kein wahrhaftiger sein könnte, und den Lohn dahin hätte. — Niemand kann mit Lust ein Märtyrer werden, da wir es nur durch die Versündigung anderer an uns werden können, was uns mit reiner Trauer erfüllen soll.

Es ist gefahrvoll, irgend eine einzelne Seelenkraft, und wäre es auch die schönste und herrlichste, alle andere geistige Fähigkeiten in sich überragen und beherrschen zu lassen, weil selbst das trefflichste Talent dann gar leicht in Schwärmerei ausartet. Denn was ist Schwärmerei anders als das Resultat der einseitigen Cultur, und der vernachlässigten harmonischen Ausbildung?

Die Sehnsucht nach Ruhm ist zwar der edelste Fehler des Menschen, ein Fehler, der als das Mittelglied, vielleicht sogar als der Vereinigungspunkt von manchen trefflichen und glänzenden Eigenschaften bestehen kann; dennoch bleibt er immer ein Fehler, und wird am gefahrvollsten in edlen Naturen, die wohl gar zuletzt dahin gerathen, ihn für eine Tugend zu halten. Jeder Fehler aber, der den Schein und den Schimmer des Vortrefflichen an sich zu ziehen weiß, wird zum Gift für den, der ihn hat, zum Gift für den befangenen Zuschauer und den noch befangenern Schüler.

Die Polemik ist eine Wissenschaft, die nicht bloß Tiefe des Geistes, sondern auch sehr bedeutenden Reichthum an Kenntnissen, und ein nicht bloß reines, sondern auch ganz ruhiges Herz erfordert. Lavaters Polemik ist größtentheils würdig und bescheiden, doch streift sie, dünkt mich, in letzterer Hinsicht zuweilen an eine gewisse Gattung von Bescheidenheit, die, mit sich selbst in einem beinah liebäugelnden Verhältniß, dem Stolze nicht ganz fern steht *).

*) Am reinsten zeigt sich seine Bescheidenheit als Dichter,

Wie stark und rein aber sein innerer Kern war, hat er stets gezeigt, sobald eine große Aufforderung zu handeln oder zu dulden an ihn erging (was freilich im Menschenleben immer der Fall ist), und die edle Geduld, die er auf dem fast anderthalbjährigen, dem Tode vorangehenden Schmerzenslager bewies — eine in seinem Beruf empfangene Wunde hatte ihn dort hingeworfen — predigt doch noch besser als alle seine Predigten, obwohl auch diese voll Herz und Leben waren.

§. 124.

Johann Nicolaus Götz, geb. 1721, gest. 1781. In einem der Poesie höchst ungünstigen Verhältnisse *), ohne Geistesgenossen und Freunde seines Strebens in der nähern

---

und wir finden z. B. vor der Sammlung einiger seiner tüchtigsten Lieder, in denen er altschweizerische Helden feiert, folgende Zeilen als Motto:

Wenn, Leser, Dir mein Reim gefällt,
Dank's dem Tyrtäus Gleim:
Der sang von Helden wie ein Held,
Und dessen ist mein Reim.

An wahrhaft poetischem Reichthum steht Lavater nach unserer Ueberzeugung über Gleim, und es ist rührend, daß er selbst nicht darum wußte.

*) Götz war ein Geistlicher, und zwar ein angesehener Superintendent im Baden-Durlach'schen, und glaubte um deswillen nicht wagen zu dürfen, mit seinem Namen hervorzutreten, der auch wirklich mehrere Jahrzehnte lang ungenannt blieb, da bloß der feilende Ramler im Geheimniß war. Er traute der Menge, besonders aber einigen in bleierner Amtswürde einhertretenden Personen eine gewisse fast an Haß streifende Scheu vor der Poesie zu, und fürchtete, daß selbst seine harmlosen Gedichte jene unerquicklichen Leute ärgern könnten, weshalb er sich lieber — an ihnen ärgerte.

Umgebung, von steten eng bürgerlichen Rücksichten und Aengstlichkeiten geplagt, widmete er dennoch mit wackerm Eifer jede bessere Stunde seines einigermaßen dürftigen Lebens der Hervorbringung von poetischen Werken, die ihn einst überleben sollten. In einer Zeit von mehr als fünfunddreißig Jahren lieferte er nur eine geringe Anzahl von Gedichten, und auch unter diesen sind manche, die wir nur für leichtes, inhaltloses Getändel ansehen können; andere aber sind so innig gefühlt und so zart ausgeführt, daß nur unziemliche Vergeßlichkeit sie übersehen und übergehen könnte.

Wenn davon die Rede ist (und es war ehedem viel zu oft davon die Rede), welche deutsche Dichter wir wohl dem Chaulieu, Dorat und ähnlichen Franzosen entgegensetzen könnten, so würden wir nicht bloß Georg Jacobi, sondern auch und oft vorzugsweise Götz nennen, der jene in anmuthiger Leichtigkeit vollkommen erreicht, an Sinnigkeit aber und Gemüthlichkeit übertrifft.

§. 125.

Karl Friedrich Kretschmann, geb. 1738, gehört als „Rhingulph" neben Denis, dessen wir gleichfalls bald näher gedenken werden. K's Bardenlieder verrathen zuweilen daß es ihm, dem feingesinnten und leicht reimenden Autor, kein rechter Ernst mit der ganzen Gattung gewesen sei, doch in seinen Sinngedichten, scherzhaften Liedern und Fabeln erkennen wir einen freundlich gebildeten Geist, der die Resultate seines Denkens und Empfindens oft in einer angenehmen Sprache mittheilt. Man würde noch lieber bei ihm verweilen, wenn er nicht mitunter dem Streben nach Leichtigkeit die Kraft opferte. — Unter seinen Sinngedichten sind einige, die auf Classicität Anspruch machen dürfen.

§. 126.

Johann Gottlieb Willamov, geb. 1736 zu Morungen, geſt. zu Petersburg 1777.

Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß in der ſogenannten goldnen Zeit unſrer Literatur die Current-Kritiker nicht ſelten geängſtigt wurden, wenn ſie in den äſthetiſchen Lehrbüchern blätternd fanden, daß noch immer mehrere Gattungen der Poeſie gar nicht von den Poeten cultivirt worden ſeien. So entdeckte man dann auch, daß wir noch keinen Dithyramben-Dichter hätten, und man erließ deshalb gleichſam einen Hirtenbrief an alle verſemachenden guten Köpfe in Deutſchland, und mahnte eifrig, dieſe Lücke baldmöglichſt zu füllen. Aber es griff niemand zu, ſo daß es ſchien, als ſolle die ganze Gattung eingeſargt bleiben. Endlich aber nahm ſich unſer Willamov die Sache zu Herzen und beſchenkte uns mit einer beträchtlichen Anzahl von Dithyramben, in denen es an jauchzenden Mänaden, Thyrſusſtäben und dem Ausruf: Evan Evoe! nicht gebricht. Man war auch wirklich ſo ziemlich zufrieden geſtellt, und die Kritiker dankten dem Verfaſſer für ſeine beſchwerliche und erhitzende Arbeit; — mit Recht, denn ein ſo ſanfter, ſtiller Mann wie W. konnte ſolche heftige Sachen gewiß nur dem Publikum zu Liebe aufſetzen. Zur Erholung ſchrieb er deshalb Fabeln; da aber die Deutſchen in dieſer Dichtungsart ſchon ſehr reichlich ausgeſteuert waren, und er doch etwas Apartes haben wollte, ſo führte er den Dialog in die Fabel ein. Dadurch bekam nun freilich die Fabel ein viel vornehmeres Anſehen, und es wurden dem Setzer manche Zeilen erſpart, indem das häufige „ſagte die Katze," „replicirte die Maus" u. ſ. w., nun nicht mehr nöthig war, allein es fanden ſich doch noch bedenkliche Gemüther, welche jenes „ſagte ſie" u. ſ. w. für naiv erklärten, und

es jetzt schmerzlich vermißten. Die Kritiker nahmen deshalb Gelegenheit zu untersuchen, ob dergleichen Willamovsches Verfahren auch recht und billig sei, konnten aber nicht ganz einig werden, und die ganze große Sache schwebt noch vor dem ästhetischen Richterstuhl.

Uebrigens war W. ein wackerer, kenntnißreicher Mann voll schätzbarer Talente; aber sein ganzes Leben war fast eine ununterbrochene Kette von Kummer und Sorgen. Dürftigkeit trieb ihn aus dem Vaterlande, aber die Fremde gab ihm, außer getäuschten Hoffnungen, nur noch das schmerzlichste Heimweh, für das sich keine andere Stillung zeigte als — der Tod.

§. 127.

Michael Denis, geb. 1729 zu Schärding in Baiern, gest. 1800 zu Wien. Fast alles Große, was bisher in der deutschen Literatur sich gezeigt, war von dem protestantischen Deutschland ausgegangen, und das katholische hatte fast nur genossen und nur selten Aehnliches geschaffen. Da diese Erscheinung sehr leicht zu erklären ist, und der gerechte protestantische Stolz auch nicht selten schon darauf hingedeutet hat, so scheint es besser, hier nur — wenigstens im Fluge — auf etwas bisher fast ganz übersehenes oder doch nicht in dieser Beziehung zur Sprache gekommenes hinzudeuten. Es ist gewiß, daß philosophischer Tief- und Scharfsinn, rein historische Darstellung, lyrische, epische, tragische, elegische Poesie fast nur im protestantischen Deutschland sich zeigte; aber ganz verarmt war auch das katholische nicht, denn es bewies, meist begünstigt durch ein reicheres und bequemeres äußeres Leben, nicht geringe Anlage zur populären und heitern Kanzelberedsamkeit — einzelne mit fratzenhaftem Aberglauben gefüllte Predigten gehen uns

hier nichts an, da hier lediglich von der Darstellung die Rede ist — und schöne Anlage zur muthwilligen Laune und harmlosem Witz, ja es war sogar einmal nahe daran, ein wirkliches deutsches Volkslustspiel oder doch wenigstens Volksposse zu erreichen *). Aber auf das alles wurde kein besonderer Werth gelegt; eher Spott und Hohn, und so fing man denn an, sich nunmehr auch in den Einzelkampf mit einigen norddeutschen Dichtern einzulassen.

Als Führer ist Denis zu nennen, der ein Oestreichischer Klopstock werden wollte, und deshalb zu Ossians ersischer Bardenhaftigkeit seine Zuflucht nahm. — Zwar ist Mäßigkeit und Besonnenheit einer der entscheidendsten Züge im Charakter der Deutschen, und wenn sie sich auch einmal, (z. B. in der Sturm- und Drangperiode und in der empfindsamen Zeit) ein wenig leidenschaftlich einem Irrthum überlassen, so darf man doch sicher sein, daß sie sich bald wieder durch nüchterne Satyre aufwecken. Aber in der Schätzung Ossians überschritten sie alle Gränzen, und in diesem heftigen Gefühl ahmten sie leider fast nur das in die Augen fallende, das Nebelvolle und Wolkige in den Poesien des alten Barden nach. Wenn aber, nach dem bekannten Ausspruche des Dichters, sich jede Schuld auf Erden rächt, so rächt sich auch jeder Irrthum der Ueberschätzung, und dieser, von dem hier die Rede ist, den besonders Goethe im Werther — wider Willen — durch Lobprei-

*) Eine vollständige Geschichte des Wiener Theaters, die leider noch immer fehlt, würde ohne Zweifel viel Seltsames und Wunderliches, aber auch viel Erfreuliches aus der Vergangenheit zu erzählen haben. Selbst Haffner, dessen glänzendes Talent für das Lustspiel durch keine einzelne Rohheiten seines Geschmacks verdunkelt werden kann, ist bei weitem nicht so bekannt als er zu sein verdient.

sang und die Mittheilung eines Fragments, und Denis durch eine Uebersetzung des Alt-Schottischen Dichters hervorriefen, konnte natürlich gleichfalls nicht ohne gefährliche Folgen für die schöne Literatur der Deutschen sein.

So leidenschaftlich man aber auch Ossian liebte, so war man doch bequem genug, sich meistens mit der Uebersetzung und der Paraphrase des Macpherson zu begnügen, ohne sich um die Urquelle zu bekümmern, zu der bis in das vierte Jahrhundert sich hinauf zu arbeiten, allerdings mit mehreren Schwierigkeiten verbunden sein dürfte, als die empfindsamen Schriftsteller lieben *). Und nun vollends die Wahl des Hexameters, in welchem man den Caledonischen Barden reden ließ! Eben so wohl, d. h. eben so verkehrt hätte man ihn auch in Terzinen oder Ottaven singen lassen mögen.

§. 128.

Denis eigene Lieder zeigen von einem steten Streben, nur das Erhabenste zu leisten, wodurch aber leider nicht selten Ermüdung hervor gebracht wird, die durch kein künstliches Feuer verscheucht werden kann. Selbst wenn er einmal in rein natürlicher Empfindung, und von ächter Begeisterung erfüllt, den Gesang beginnt, so wird er doch bald mitten gestört durch angewöhnte Redensarten, von denen nur noch ein Schritt ist bis zu bloßem — staubigem Wortgewühl. — Wie feierlich ertönt der Anfang des großen Gedichts „Wiens Befreiung," denn selbst das fast kokette Wort „Bardenarbeit" in der zweiten Zeile, vergißt man,

*) Als schon die Liebe für Ossian weniger heftig zu sein schien, erhielten wir erst eine Uebersetzung des Dichters aus dem Alt-Schottischen durch Ahlwardt in Oldenburg 1810.

einmal zur Theilnahme gerufen an der ächten Empfindung, leicht. Schwerer schon ist der „Schleier der leicht geschürzten blauen Duft“ zu ertragen; doch auch hier tritt der gutmüthigere Leser verhüllend oder schnell verbessernd ein, denn wir haben es doch nur noch mit einzelnen lästigen Wörtern und Gleichnissen zu thun, die sich ja rasch verändern lassen. Wie aber wird uns zu Muthe, wenn der Dichter Wien also anredet:

Und Dir, wie war Dir, harrende Kaiserstadt!
An diesem Morgen? hohe Beängstigte!
Wie war Dir? Können Bardenharfen
Deine Gefühle dem Enkel singen?

Kann die wahre Empfindung also fragen? und vollends der Dichter, der die Antwort längst in sich haben sollte! — ist es ferner dem Leser zuzumuthen, daß er das Vermögen der Bardenharfe berechne? Wird er nicht vielmehr so schnell als möglich den nüchternen Autor verlassen, der mit einer abgestandenen Redensart angezogen kommt, während er eine der größten erhaben-rührendsten Weltbegebenheiten (Wiens Befreiung im J. 1683) nur kindlich einfach darzustellen brauchte, um alle Herzen zu erheben? — Und wenn es wirklich so ist, kann man genug vor dieser Redensarten-Poesie warnen? denn wird nicht der Leser, wenn er ja noch weiter fortfahren sollte, und ihm die „ehernen Rachen“ vorgeführt werden, „die Erschütterung spielen (!) auf die Thürme“ wird er nicht mit der kältesten Gelassenheit sagen dürfen: „Du erhitzest Dich umsonst, alle Deine Pferderückenbrecherworte thun es nicht und wir wollen lieber in der ersten der besten unschuldigen Chronik nachlesen, wie sich die Sache begeben.“

§. 129.

Noch unter ihm als Nachahmer des Nachahmers steht Karl Mastalier, geb. zu Wien 1731, gest. daselbst 1795, der in seinen „Gedichten nebst Oden aus dem Horaz" den Mangel an innerm Leben durch das zu ersetzen sucht, was die Franzosen Verve nennen, wofür wir bekanntlich im Deutschen kein einzelnes Wort haben, vielleicht weil jener Fehler unter uns billig unbekannt sein sollte.

§. 130.

Stephanie der Jüngere. Wir finden unter den deutschen Schauspielern, welche zugleich als dramatische Dichter auftreten, manche, denen die Poesie gewissermaßen nur als Folie der mimischen Darstellung zu gelten scheint. Sie betrachten die Worte nur als Exponenten, und die Bühnendarstellung als den Factor, weshalb denn auch die ersteren meistens etwas dürftig ausfallen, damit das Talent des Schauspielers, der dann dem Todten Leben giebt, desto glänzender erscheine. Ein solcher Irrthum kann nur üble Folgen haben, und so läßt sich denn auch von den meisten Schauspielen des jüngern Stephanie nicht viel Gutes rühmen. Sie sind für ihre Zeit und für den Ort berechnet, und machten damals, wie die Theaternachrichten lehren, ihr Glück; jetzt aber, da jene Zeit vorbei gegangen ist und jener Ort sich verändert hat, sind sie so ziemlich vergessen worden. Nur ein Einziges hält sich und wird sich hoffentlich noch lange halten, die ergötzliche Operette vom Doctor und Apotheker, die, wenn gleich theilweise aus dem Französischen entlehnt, ein frisches, fast originales Leben verräth. Es findet sich in diesem Stück unter andern auch eine Stelle über das Schicksal, die in ihrer harmlosen Naivetät als wahrhaft klassisch bezeichnet zu werden

verdient, indem hier ein seltener unschuldig prophetischer Witz waltet, der besonders seit dem Beginn des 19ten Jahrhunderts eingetroffen ist, oder, wenn man lieber will, eine geschlagen hat *).

§. 131.

J. von Sonnenfels. Er hatte die löbliche Absicht, für die Verbesserung des Geschmacks, besonders in Beziehung auf die Bühne, wirken zu wollen, und da er Wien, wo er lebte, mit Recht als vorzüglich wichtig erkannte, so eröffnete er sich dort einen ausgezeichneten Wirkungskreis. Mit einer gewissen halbfranzösischen Bildung, konnte er indessen nicht viel Straßen ausrichten, so wie denn überhaupt der Mittelweg zwischen Lessings Strenge und Gottscheds bequemer Accommodation kein rechter Weg zu sein scheint, denn zwischen dem Wahren und dem Falschen liegt nur das ganz Leere und Nichtige.

Man hat ihn ehedem sehr häufig gerühmt, daß er so muthig gewesen sei, sich dem Harlequin — der Name Hanswurst wurde als höchst unanständig gänzlich verschmäht — zu widersetzen, und stets auf noble Feinheit des Theaters zu dringen. Dieses Lob scheint indessen sehr zweideutig, denn Harlequin, besonders der Italienische und Deutsche, ist gewöhnlich eine höchst unschuldige Person, die für die ehrliche Bemühung, das Publikum in eine lustige Stimmung zu versetzen, keineswegs verdient so hart angefahren zu werden, als es von Sonnenfels geschehen ist. Sein Haß gegen

*) Es scheint zweckmäßig, wenigstens in einer Anmerkung hinzuzusetzen, daß dies Urtheil bereits 1812 geschrieben wurde. (S. die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Th. II. S. 105.)

das Extemporiren im Schauspiel geht über alle Gränzen; ja er scheint nicht übel Lust gehabt zu haben, jeden frischen Witz und muthwillige Posse zu unterdrücken, damit nur das hervortreten könne, was er für elegante Correktheit hielt. Erwägen wir ferner, wie engbrüstig und geistlos sich jene Correktheit, besonders in den sechsziger Jahren, wo Sonnenfels wirkte, bei den Deutschen meistens gebehrdete, so gewinnt dadurch fast sein ganzes Bemühen das Ansehen eines trübseligen Irrthums. Einen solchen kauft man wohl immer in jeder Hinsicht zu theuer; am theuersten aber, wenn man die gute alte deutsche Scherzhaftigkeit dafür hingiebt, der man, weit entfernt ihr zu wehren, lieber Thor und Thüren öffnen sollte, damit sie nur desto bequemer eindringen könne.

Ueberhaupt ist es nur ein enger Kreis von ästhetischen Ansichten und Urtheilen, in denen sich S. bewegt. Da er aber überaus leicht zu verstehen ist, und dies Leichte stets mit einiger Feierlichkeit vorbringt, da ferner sein persönliches Bestreben, frei von jedem Eigennutz, überall den besten Willen zeigte, so ist er deshalb sehr häufig gerühmt worden, bis man ihn endlich, seit der gänzlichen Verbannung des Hanswurst, gleichfalls mit aus dem Gedächtniß verloren hat. Der ergötzliche Besiegte und der über Gebühr ernste Sieger wurden, wie es scheint, von den Deutschen in Ein Grab gelegt, nur daß, wie bereits früher bemerkt worden, der Erstere als eine allegorische Person seine Unsterblichkeit geltend gemacht hat, und in mannigfaltiger Verkleidung und mit verklärtem Leibe aus dem Grabe aufgestanden ist.

Das gegebene Urtheil über S. zu rechtfertigen, bedarf es nur der Anführung zweier seiner Schriften: „Briefe über die Wienerische Schaubühne" (Wien 1768) und „Therese und Eleonore, eine Wochenschrift" (Leipzig 1769).

§. 132.

Sollen wir endlich am Schlusse dieses Buchs, fast zum Ueberflusse, noch Lorenz von Haschka nennen, so können wir ihn, den Odendichter, nur als geschmacklosen Nachahmer von Denis und Mastalier bezeichnen. Unmelodisches Wörter-Geklirr und hohles Phrasen-Gebrause ist fast alles was er giebt und liebt. Man soll aber auch den wackern Süddeutschen nachsagen, daß sie mit gesundem Urtheil dies stolze nichtssagende Gerassel gar bald verschmäheten, ohne erst der höhern Kritik der Norddeutschen in dieser Hinsicht zu bedürfen.

Sechstes Buch.

§. 1.

Wie früherhin auf der Universität Leipzig ein Verein würdiger junger Dichter sich gebildet hatte, den wir oben haben kennen lernen, so ward jetzt zu Anfang der siebziger Jahre in Göttingen eine neue, edle und freigesinnte poetische Gesellschaft gestiftet, welche für die ganze deutsche Literatur große und meistens sehr erfreuliche Folgen gehabt hat. Jene Alten hatten sich ausgezeichnet als reine Umschaffer der dürren Gegenwart, denn nicht zufrieden das Schlechte bloß abzuweisen oder zu verhöhnen, wie bereits früher von Einigen geschehen war, gaben sie auch selbst das Bessere. Mäßigkeit der Phantasie, aber Ebenmaaß im Ton, Correktheit und Biegsamkeit in der Sprache; aber (mit einzelnen Ausnahmen) von der ganzen Fülle derselben noch fern, voll edler Gesinnung und Liebe, aber oft ein wenig zahm und schüchtern; in der lyrischen und elegischen Poesie, im leichten und scherzhaften Liede oft vortrefflich, so wie in der Fabel meistens rühmlich; aber nicht kühn genug für die Ode, das epische Gedicht und die Tragödie; das sind etwa die Hauptzüge im Charakter der meisten Dichter, die wir oben haben kennen lernen.

Ganz anders mußte sich der Verein gestalten, den wir dreißig Jahre darauf in Göttingen finden. Bei ihnen hatte Klopstock nicht bloß geweckt, sondern gezündet; ja wir

finden einige unter ihnen, die keines Klopstock bedurft hätten, da ihnen ein ähnliches ursprüngliches Feuer inne wohnte. Man war der Ueberbescheidenheit und Zahmheit überdrüßig geworden, man hatte sich auf die ächte alte deutsche Kraft besonnen, und des Dichters Aufruf:

Was that Dir, Thor, Dein Vaterland?
Dein spott ich, glüht Dir nicht das Herz
Bei seines Namens Schall!

hörte auf, Wort zu sein, und ging ins Leben über. Man fing an, sich näher und inniger an die Natur anzuschließen, und sie öffnete den frommen und kühnen Liebenden sich gern, die Sprache zeigte sich dem neuen Feuer nicht bloß günstig, sondern stand selbst nach den reichsten Geschenken an diese Kühneren, noch immer in ihrer Grandiosität und Anmuth unerschöpft da; in mancher Hinsicht sogar (z. B. Vielseitigkeit in Harmonie und Melodie für den Ausdruck im Roman) noch kaum berührt.

§. 2.

Hatten jene wackeren Bremischen Beiträger sich selbst geschadet, indem sie fast immer nur von Opitzens mäßigem, kühlem Geiste ausgingen, und die deutsche Bildung fast nur an ihn knüpften, so schritten Bürger, Voß, Stolberg u. s. w. gar sehr viel weiter, und frei von allem Sektengeist, schätzten sie was zu schätzen war, eigneten sich an was der Aneignung werth schien, und strebten dennoch mit Glück ihre eigene Selbstheit zu behaupten. Man fing an Shakspear zu ahnen, denn Lessing, Gerstenberg und Herder hatten mit Umsicht und einem Feuer über ihn gesprochen, dem Jünglinge wie die genannten unmöglich widerstehen konnten. Es ist wahrhaft erquicklich und herzerfrischend zu sehen, wie sich diese jungen Männer

unter einander so innig liebten, und doch so streng gegen einander waren, wie fröhlich sie hofften, arbeiteten, wirkten, mit welcher genialen Unbesorgtheit, froher Laune und unerschöpftem Muthe sie die Schwierigkeiten besiegten und die Anfeindungen zurückwarfen, welche steife Pedanterei, philisterhafter Dünkel, gelehrter Pharisäismus und gereizte Eitelkeit ihnen in den Weg warfen. Selbst an dem Ort, wohin sie der Zufall geführt, trafen sie in einigen vielberühmten Lehrern, — die, obwohl täglich bei dem Vortrage Griechischer und Römischer Dichter vom Genie handelnd, doch nichts unbequemer und unheimlicher fanden als das Genie, — bitterkalte Gegner. Den ächten Taucher in die Tiefen der Poesie kann das nicht befremden, er soll sich stets gefaßt halten nicht bloß auf „den stachlichten Rochen, den Klippenfisch, des Hammers gräuliche Ungestalt" — das sind doch einigermaßen erhabene Wesen — sondern auch das hoffärthige, halbgähnende Lächeln der Anti-Poeten und Philister mit frischer Fröhlichkeit besiegen können.

§. 3.

Der erste Dichter dieses Vereins — obwohl nur in der liberalsten Beziehung als reiner Freund desselben, nicht eigentlich als entschiedener Bundesgenoß — ist Gottfried August Bürger, geb. 1748, gest. 1794. Wir finden leider oft genug in der Geschichte unserer Poeten, daß ein widerwärtiges Schicksal — zuweilen sogar von ihnen selbst gerufen — auf sie eindringt, und alles vereinigt um ihr Gemüth zu verletzen, oder doch der Poesie abwendig zu machen. Selten aber hat sich dieses Geschick einen so tieffühlenden und so reichblühenden Dichter zur frühen Vernichtung auserlesen als Bürgern. Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, eine unfreundliche

bürgerliche Existenz in einer Stadt, deren damalige hauptsächlichste Beziehungen seinem Gemüthe nicht zusagen konnten, und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn in seiner häuslichen Lage traf, führten ihn sehr früh dem Grabe zu. – Was dabei als Schuld ihm selbst zugerechnet werden dürfe, soll nicht geleugnet werden; aber nie möge Härte richten, und wenn wir einräumen, daß B. selbst und einige seiner Gedichte sich zuweilen sogar ein wenig zur Rohheit neigen, so fordert doch selbst ein bloß gerechtes Gefühl, daß wir jene Rohheit oft nur als einen Tribut ansehen, den er (was freilich abermals Irrthum und Schuld voraussetzt) an die Zeit abtrug, die sich theilweis oft genug auch gegen ihn roh benahm. Wenn wir den Lebenslauf des Dichters, den ein edler Freund desselben (Dr. Althof) uns überschauen läßt, genau betrachten, so wird uns nicht selten dabei recht weh um das Herz, denn fast zu spät für den Leidenden, wenn auch in tausend andern Hinsichten zu früh, löset endlich der Tod das gefangene Leben des Dichters ab, dem alle Blüthen geraubt waren, bis auf den ewig grünenden Lorberkranz, den keine fremde Hand zu rauben vermochte. Um es mit Einem Worte zu sagen, man kann bei jener Lebensbeschreibung fast ähnliches empfinden wie bei einzelnen Scenen in Shakspears Lear, und jenes Trauerspiel, das so oft seine großen Beziehungen auch im bürgerlichen Leben entfaltet, und das vielleicht unter allen Trauerspielen am öftersten in der wirklichen Welt, auch wohl in Bürger- und Bauernhäusern aufgeführt wird, wenn auch nur theilweise, dringt hier mit tiefer Bedeutsamkeit auf den Leser ein. Auch Bürger konnte wohl sprechen: „Ich gab euch alles," und in einer andern Beziehung: „Euch tadl' ich nicht, euch gab ich keine Königreiche," und wie er selbst auch gesündigt haben mochte, immer war doch mehr ge-

sündigt worden gegen ihn. Man möchte sogar sagen, daß Bürgers Leben selbst der Freuden entbehrte, die jenes Trauerspiel, auch nur historisch genommen, in sich aufzuzeigen hat. Man könnte z. B. Kent und den edeln weisen Marvin vermissen, und vor allen die ätherische Cordelia.

§. 4.

Bürgers Leben war der eigentliche Verbrennungs- und Vernichtungsprozeß, den eine verfehlte, dann eine zwischen Sterblichkeit und Gesetzlosigkeit schwankende Neigung, endlich ein großer Irrthum in der Liebe selbst vollendete. Der Bessere wird die letzteren Worte nicht ohne Schauder aussprechen können. Milder gestimmt möge man auch bei dem Gedanken an seinen Tod, sich des rührenden Epigramms auf den Seidenwurm erinnern:

Arte mea pereo, tumulum mihi fabricor ipse:
Fila mei fati duco, necemque neo.

Wohl ihm, daß seinen frühen Tod der Gedanke versüßen durfte, daß wenigstens zwei Drittheile seiner Gedichte niemals untergehen werde, sondern ihm bei der gerechten Nachwelt die Unsterblichkeit seines Namens sichern müsse. —

§. 5.

Ob Bürgern selbst dieser Gedanke beglückte, müssen wir fast bezweifeln, da ihn leider eine nur zu berühmt gewordene Recension seiner Gedichte (A. L. Z. Januar 1791) trotz aller Protestationen von seiner Seite, dennoch in sich selbst hatte irre machen können. Sie ist bekanntlich von Schiller; aber nicht von dem großartig kühnen, der die Räuber schuf und den herrlichen Posa, der, frei gesinnt, einer dumpf engen Inquisitionswelt muthig geistreich gegenüber steht, nicht von dem herrlichen Dichter des Toggen-

burg und des Tell, sondern von jenem Schiller, der in metaphysischer Uebertreibung, seinen eignen herrlich kühnen Genius für einige Jahre in die Kantische Schule schickte, wo er sich mit der Formenlehre zerarbeiten mußte, und, weil es ihm selbst so schwer geworden war, nun auch andere veranlassen wollte, sich auf ähnliche Weise zu zähmen. Wohl darf es uns seltsam, ja fast komisch erscheinen, daß Bürger durch eine Recension, die in der That nicht viel mehr enthält als einige abgerissene Gedanken über Objektivität und Idealität der Poesie, sich so tief verletzt fühlen konnte. Leider aber imponirte ihm das metaphysische Gewand, worein sie gekleidet ist, gar sehr, und er konnte in der Geschwindigkeit für seine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid finden, das in ruhigen Stunden doch so leicht aufzutreiben ist. Aber eben diese Ruhe war dahin, und wenn wir etwa darüber ein wenig lächeln sollten, so sei es doch nur das Lächeln der innigsten Rührung. Von dem was wir wohl so obenhin „Güter des Lebens" nennen, war dem Dichter niemals viel zu Theil geworden, und mit Molly's Tode fast alles genommen, er hatte nichts mehr als den schwer erworbenen Lorberkranz, dieser allein sollte unangetastet bleiben, und nun, dünkte ihn, sei derselbe halb zerrissen ihm vom Haupte genommen. Wer aber leidenschaftlich zürnend sein letztes Gut vertheidigt, vertheidigt es selten geschickt, und so dürfen wir uns kaum wundern über jene unglückliche Antikritik, in der er fast um Hülfe zu rufen scheint, der er nicht bedurfte, und wie Macduff in Beziehung auf Macbeth ausruft: „er hat keine Kinder." Wie sehr er hier irrte, und wie leicht es ist, mit kühlem Witz auf dergleichen Schmerzensausrufungen zu antworten, versteht sich von selbst; dennoch bleibt jener Herzenslaut wahrhaft tragisch, und wir werden uns

nie ohne inniges Mitgefühl daran erinnern können. Wie gut wäre es gewesen, wenn sich Bürger erinnert hätte, was ja so nahe liege und doch so häufig vergessen wird, daß von einem ächten Dichterkranze, und wenn sich die ganze Welt dagegen verschwören sollte, auch nicht Ein Blättchen geraubt werden könne, und daß der edle Schiller keineswegs eine feindselige Absicht hegte, sondern diesmal nur (gegen sich selbst nicht minder ankämpfend) irrte und in der individuellen Beziehung sich vergriff. Aber freilich die Stacheln des Moments verwundeten Bürgern tief, und er hoffte wohl kaum die Zeit zu erleben, die dem Irrthum ein Ende macht. Er war ja — wir müssen es leider wiederholen — irre an sich selbst geworden: das traurigste Schicksal das einem Dichter begegnen kann.

§. 6.

Die beste Kritik der Bürgerschen Gedichte ist, wie mich dünkt, von dem deutschen Volke selbst gemacht worden, indem es manche derselben sich in das Gemüth tief hineingeschrieben und glücklich auswendig gelernt hat. Wenn nun in dieser Hinsicht das alte Wort „Volksstimme ist Gottesstimme" seine gar gute Bedeutung in sich trägt, so kann die anderweitige Kritik sich mit kurzen Bemerkungen begnügen, wobei wir uns außerdem noch auf einiges in den Schlegelschen Charakteristiken und Kritiken beziehen. „Auf einiges" möge wiederholt werden, denn auch hier liegen auf der einen Wagschaale noch immer zu viel Kantische Gewichte, die, an sich selbst schätzbar, doch hier nicht hingehören. — Bürger ist nach Flemming und A. Gryphius der erste ächte Wiederhersteller des Sonetts, aber indem er nur sehr wenige gab, zeigte er zugleich, mit welcher Zartheit diese Dichtungsart behandelt werden müsse. Das Sonett „an das Herz"

findet vielleicht in unsrer ganzen Litteratur kein gleiches, und ähnelt einzelnen Accorden aus uralten Einzelgesängen, die V. schwerlich kannte. Der Mythus von Aurora und Tithon ist nie so schauerlich tief, und doch wieder so ganz einfach aufgefaßt worden. Als Liederdichter gewährt er nur dann reinen Genuß, wenn er sich ganz zusammennimmt, oder wenn die Wehmuth der Kraft zur Seite steht, und er sich von wilder Sinnlichkeit und witzelnder Lustigkeit frei erhält. Als Romanzendichter ist er in Hinsicht der mimischen Lebendigkeit und der Fülle in der Klarheit unübertroffen. Alles bei ihm ist Bild, feurig fortschreitendes oder leise sich bewegendes, stets mit Sicherheit dem Ziele sich nähernd. Einzelnes kann man anders und besser wünschen; aber wahrhaft gestört wird man nie, denn das Leben dieser Balladen im Großen und Ganzen ist vollkommen gesichert und unantastbar. In der Pracht, Fülle, und dem goldnen Strom der Sprache kommt ihm kein Dichter des 18ten Jahrhunderts zuvor, vielleicht nur Einer gleich, wovon wir uns am schnellsten überzeugen können, wenn wir einige der berühmteren Verse des „hohen Liedes" uns selber einfach vorlesen. Uebrigens ist es mir recht wohl bekannt, daß das genannte Gedicht kein vollständiges und zusammenhängendes Ganze sei; und ich bin allenfalls selbst erbötig, den Kitt nachzuweisen, mit dem die Fugen verhüllt werden sollen. Demnach behalten Gold und Perlen auch ohne genügende Vereinigung, bekanntlich ihren objektiven Werth. — Von den Gedichten an Molly, besonders aber von dem: „Als Molly sich losreißen wollte" mögen wir nichts weiter sagen, als daß wir uns von ihnen beinah dieselben Wirkungen versprechen dürfen als von — Tamino's Zauberflöte. (Vielleicht noch größere, da bekanntlich die meisten Thiere — die sonst nützlichen Hunde abgerechnet — sich

ohnehin ziemlich musikalisch erweisen, was sich leider von einer zahlreichen Gattung von Menschen nicht rühmen läßt.) — — Diese Gedichte sind furchtbare Gemälde einer großen tragischen Leidenschaft, und es ist entweder Irrthum oder Frömmelei, wenn man sie deshalb unsittlich nennen will, da sie ja keinesweges geschrieben worden sind, um Nachahmung zu veranlassen. Hat der Leser diese Kämpfe nie zu bestehen gehabt, so freue er sich — vorausgesetzt, daß nicht bloße Gemüthskälte ihn schütze — des größern Glückes demüthig; oder hat er sie rein überstanden, so danke er für die höhere Gnade mit noch tieferer, seliger Demuth, aber zucke nicht pharisäisch die Achseln. —

Der größte Fehler, den Bürger jemals beging, war, daß er auch scherzen wollte, welches ihm wenigstens in gedruckten Schriften niemals geglückt ist. Harmonische Bildung — die allein lehrt poetisch scherzen — war ihm nicht gelungen zu erreichen.

§. 7.

Christian Boje, geb. 1744, gest. 1806, ein Mann von reiner Sinnesart, mäßigem Geist und uneigennütziger Liebe für die Poesie, der sich jedoch mit löblicher Bescheidenheit die Productivität in höherm Sinne absprach, und lieber als Kritiker auftrat. Als solcher ist er freilich nicht sehr bedeutend, denn das hauptsächliche Bemühen um Correktheit des Ausdrucks ist bekanntlich bei weitem nicht hinreichend; wobei wir noch hinzusetzen müssen, daß er selbst nicht einmal den äußern Bau eines Gedichtes genugsam in Betracht zog. Dennoch bleibt ihm ein nicht geringes Verdienst als treuer harmloser Herausgeber der Gedichte einiger seiner Freunde und als Begründer von zwei trefflichen Instituten, durch welche das Fortschreiten der deutschen Cultur wahr-

haft befördert worden ist. Das erste ist der sogenannte „Göttinger Musenalmanach," den (als ersten in Deutschland) er nebst Gotter 1770 besorgte. Der Mitherausgeber, der gleich Anfangs mit seinem französischen Geschmacke hatte zurücktreten müssen, entfernte sich bald gänzlich, und Boje übernahm die nächsten fünf Jahre die Leitung ganz allein, wo dann Bürger ihn ablöste. Mit nicht minderm Ruhm ist das „deutsche Museum" zu nennen, eine Zeitschrift, die er in Verbindung mit Böhm, dem späterhin berühmt gewordenen Staatsmanne, stiftete. Reiner Wille, Unpartheilichkeit und Furchtlosigkeit zeichnen beide Unternehmungen aus, und kaum bedarf es der Vergleichung mit so manchen frivolen, nur für den Moment berechneten Unternehmungen späterer Zeit, um ihnen (deren Mängel wir übrigens gleichfalls nicht verkennen) das gebührende Lob zuzuerkennen.

§. 8.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geb. 1748, gest. 1776. Die meisten Lobeserhebungen, welche diesem Dichter dargebracht worden sind, klingen ein wenig dürftig, denn sie gehen gewöhnlich nur darauf hinaus, er habe so etwas wie Blüthenduft, Mainacht und Mondlicht recht artig darstellen können. Dies allein glaubte man ihm mit gutem Gewissen nachsagen zu dürfen. Doch hätte das noch hingehen mögen, wenn man nur selbst gewußt, daß in jenem liederlich ausgesprochenen „Blüthenduft, Mondlicht und Mainacht," die Symbole einer trefflichen Gattung der modernen Poesie zu finden sind.

Hölty fühlte sich bekanntlich fast immer körperlich krank, das Leben selbst raubte ihm fast regelmäßig nach und nach die Kraft zum Leben, er hörte fast die Tropfen des versiegenden Stromes fallen, und konnte obenhin be-

rechnen, wann etwa der letzte hinfließen würde. So ist seine Stimmung eine rein sentimental-elegische, und es ward ihm verliehen, sie in den schönsten Melodien auszusprechen. Mir scheinen fast alle seine Gedichte gleichsam nur ein einziges auszumachen, in welchem der Gedanke durchgeht: das Leben dringt feindlich auf die Jugend ein, um sie zu zerstören; diese Tröstungen nur bleiben: Liebe, Freundschaft, Dichtkunst und der Tod, dessen Herbes Hölty zwar oft genug fühlt, dessen Süßigkeit jedoch ihm nach und nach stets klarer geworden zu sein scheint. — Daß man diesen Dichter weichlich genannt hat, ist ein Beweis, daß man ihn nicht begriffen, denn weichlich ist nur der zerrissene, ins Leere hinstrebende Schmerz; nicht der frommberuhigte unsers Hölty, bei dem zuletzt alles harmonisch und milde geworden. Ueberhaupt finden bekanntlich rohe oder weichliche Menschen ein besonderes Vergnügen daran, gewisse Dichter für weichlich zu erklären, und Hölty's reine Minnesängernatur schien vorzüglich bequem, also gescholten zu werden.

§. 9.

Johann Martin Miller, geb. 1750, gest. 1810.

Man darf diesen Schriftsteller und seinen allbekannten Roman „Siegwart" nur nennen, um an die Periode der Empfindsamkeit zu erinnern, die er in Deutschland hervorrief. Wenige Schriftsteller sind so sehr geliebt und so sehr verspottet worden wie er. Wir misbilligen das Letztere, denn, wie manches auch bei ihm dem reinkräftigen Sinne und Geschmack widerstehen mag, so darf er doch nicht die Schuld seiner unberufenen, talentlosen Nachahmer tragen. Ihm war es in der That ein hoher Ernst um reine und zarte Empfindung, und um die Darstellung einer keuschen, tief sehnsüchtigen Liebe, die allerdings der Thränen nicht

immer entbehren kann; aber er fehlte darin, daß er dieses Gefühl nicht selten in einem Meer von mittelmäßigen Worten fast ertrinken ließ. Daß jene Liebe gern mit der Nacht und den Gestirnen, vor allen aber mit dem Monde zu thun hatte, durfte billig niemanden befremden — weil dies wahrscheinlich seit Erschaffung der Welt immer der Fall gewesen — leider aber wurde in jenen Romanen der Mond so häufig mit unbedeutenden und weitläufig schwächlichen Worten in sein altes Amt „eines Vertrauten der Liebenden" eingesetzt, daß es zuletzt wohl lästig werden mußte. Man dürfte fast behaupten, das bekannte Wort aus dem (später gedichteten) Räuberliede: „der Mond ist unsre Sonne" war früherhin, wenn auch unausgesprochen, das Motto mehrerer sehr sanftgesinnten Poeten und Romanschreiber, die zuletzt mit kranken Augen die Mittagshelle kaum mehr ertragen zu können schienen. Eine geistreiche Satyre gegen dieses Uebermaaß von Empfindseligkeit, Thränen und Mondschein wäre ohne Zweifel wünschenswerth und verdienstlich gewesen, allein es fiel dieselbe meistens in die Hände geistarmer Scribenten, die denn doch auch ein wenig berühmt zu werden hofften, wenn sie nur gegen sämmtliche sehnsüchtige, weinende, am Mondlicht sich freuende Personen wohlfeile Späße fliegen ließen, wie dies z. B. in fast sämmtlichen Recensionen der damaligen Zeit zu finden ist. Wirklich kam es zuletzt so weit, daß die Zarten und Weichen von der Ueberzahl der Nüchtern-Rohen gänzlich überschrien wurden, und die Furchtsamen kaum mehr wagten irgend eine Thräne der empfindsamen Art zu vergießen, während über theuere Zeiten, Spielverlust, böse Zahler u. s. w., gelegentlich auch allenfalls ein wenig grimmig zu weinen von jenen Leuten nicht für besonders unschicklich gehalten wurde, da es doch etwas Solidem galt.

§. 10.

Manche gingen in der philisterhaften Gemüthsfrostigkeit so weit, daß sie selbst eine erhöhte Freude an der Natur gänzlich verwarfen, und, da dergleichen Personen nicht selten als Lehrer und Erzieher (!) auftraten, den armen Kindern die in ihre Hände fielen, jede süße Erhebung und Erweichung sorgsam wehrten, weil dies alles für Siegwartisch galt. Ueber das Nützliche aber, z. B. Spinnräder, Mausfallen, so wie über das Eß- und Trinkbare, z. B. Pumpernickel, Mumme u. s. w., war starke Herzensfreudigkeit wohl verstattet. — Für den Literarhistoriker, so wie für den bloßen Freund der deutschen Poesie wird es bedeutend genug sein, daß jene empfindsame Zeit allerdings die besten Gedichte „an den Mond" verlieh, indem selbst Bürger und Goethe *) an dieser Richtung Theil nahmen, so wie auch der letzte bekanntlich durch seinen „Triumph der Empfindsamkeit" auf eine geistreich ironische und doch anerkennende Weise die ganze Tendenz verewigte.

Zu Miller ausschließlich zurückkehrend, müssen wir ihn allerdings noch tadeln, daß er in seinem Siegwart und andern Romanen die Tugend fast immer schwächlich nachgebend und in Thränen fast verschwimmend schildert, wie sie, selbst nach der Ableitung des Wortes „Tugend," nie sein kann. Ferner erscheinen die Mitglieder der sogenannten höhern Stände bei ihm gewöhnlich sehr hochmüthig gesinnt, weshalb es sich doppelt übel ausnimmt, daß die anderen meistens so schwach ihnen gegenüber stehen, worüber

*) Sein Gedicht: „Füllest wieder Busch und Thal Neu mit Nebelglanz," ist ein fortschreitendes Gemälde voll Tiefsinn und Phantasie, Gefühl und Zartheit des Sinns, unübertroffen und doch — nur selten bemerkt.

schon Bürger (in einem vor kurzem mitgetheilten Briefe an M.) mit Recht gerügt hat. Am liebenswürdigsten ist M. in den Schilderungen einfacher Landbewohner; Dorfpfarrer und deren Töchter gelingen ihm wohl; Studenten viel weniger, obwohl er sich häufig mit der Schilderung derselben befaßte. Die Fröhlichkeit, Galanterie und ästhetische Bildung derselben tritt zuweilen ziemlich gut hervor; aber das ächt-deutsch-kernige und freisinnige nur selten. — Wenn aber M's hagenreiche Werke nicht immer günstig wirkten, so sind es einzelne Lieder, die seinen Namen werth und theuer, ja unsterblich machen; und man braucht zuweilen nur eine Anfangszeile, z. B. „Das ganze Dorf versammelt sich" zu nennen, um bei ältern Lesern schöne Erinnerungen zu wecken, denn Lieder dieser Art haben mit ihnen gelebt. Solchen Gedichten wohnt ein Zauber bei, dem keine Zeit etwas anhaben kann, weil es der Zauber der reinen Natureinfalt ist.

§. 11.

Endlich darf auch nicht unbemerkt bleiben, daß die Periode der weichen Empfindsamkeit, mit der Sturm- und Drangepoche Hand in Hand ging, was freilich wunderlich genug scheinen kann, da es das Ansehn hat als sei hier von zwei Extremen die Rede. Abgerechnet aber daß ja ohnehin die Extreme sich gern berühren, läßt sich auch diese Berührung gar leicht erklären. Die robuste Natur der meisten Deutschen kann selbst ein wenig Ueberzartheit und Weichheit gar wohl vertragen, und die Gefahr, in weichliche Zerflossenheit zu versinken, bleibt meistens fern. Hat nun jene Natur eine Zeit lang in Gefühlen und Phantasien geschwelgt, so kehrt sie auch eben so schnell wieder zur Ueberkraft, biedern Rauhheit und gutmüthigen Polterei zurück,

rück, so wie es ja Menschen unter uns genug giebt, die etwa Vormittags ein wenig von der Wolfs- oder Löwennatur zeigen; Abends aber nach überstandener Kraftäußerung recht gern als weiche Lämmer wandeln oder als zärtliche Tauben girren. Der Fehler liegt nur in dem Mangel an harmonischer Vereinigung, welcher Mangel denn auch nothwendig jenes Buntscheckige hervorbringt, das uns im Leben wie in der Literatur lästig werden kann. — Daß übrigens eine solche schöne Vereinigung der höchsten Zartheit mit der großartigsten Kraft (des Lammes und des Löwen in Einer Brust) sehr wohl statt finden kann, bedarf hoffentlich keines ausführlichen Beweises. — Miller, der den Siegwart schrieb, konnte freilich keinen Götz von Berlichingen liefern; Goethe aber sehr wohl den deutschen Rittersmann und die zärtliche Stella, Marie Beaumarchais u. s. w., so wie Schiller die Räuber und kurze Zeit darauf die zartrührenden Gedichte „die Blumen" und „der Flüchtling" zu geben vermochte.

Wie groß nun aber auch die Mängel sein mögen, die wir in beiden gleichzeitigen Perioden, der Empfindsamkeit und des Sturmdranges, wahrnehmen; sicher wird es unbillig sein, sie allzu vornehm zu belächeln, denn jene Zeit war wenigstens productiv. Zwar producirte man oft in das Gelag hinein, aber man producirte doch, und die Kraft, welche dazu gehörte, gewährt wenigstens einen angenehmern Anblick als der — ästhetische Eunuchismus (verzeiht das Wort, das schlecht ist wie die Sache *),) der sich späterhin zuweilen unglücklich und hochmüthig genug zeigte. — In jener frühern Zeit las das deutsche Publikum auch noch mit Theilnahme und zeigte insonderheit ein schönes Talent

*) Die Parenthese ist aus einer Ode von Klopstock.

seine Dichter zu lieben: eine Anlage, die späterhin bei einem großen Theile desselben verloren gegangen sein soll.

§. 12.

Christian Graf zu Stolberg, geb. 1748, gest. 1820. Friedrich Leopold Graf von Stolberg, geb. 1750, gest. 1819. Wir möchten die Gedichte dieser im Leben so eng verbundnen Brüder — in zwei Theile sonderen, von denen der eine, wie es scheint, ohne innere Nothwendigkeit und ohne innere Freiheit erzeugt, nur ein allgemeines, oft sehr kraftvolles, zuweilen aber auch nur stürmisches und zorniges Streben nach Erhabenheit bezeichnet; der andere und größere aber zu dem vortrefflichsten gehört was wir besitzen, und schon wegen der tiefen innig rührenden Herzenslaute, welche in demselben reden, unsrer ganzen vollen Liebe werth ist. Da wo Friedrich Leopold mit Phantasie und Gemüth in den einfachsten Tönen die Natur feiert *), oder in den Balladen vom Ritter Rudolph, in dem Zuruf „an Stilling," beim Anblick der „Berner Rüstkammer," in dem Gedicht „an Homer" u. s. w., erscheint er überaus erfreulich und bedeutsam. — Ist seine Uebersetzung der Ilias — was nicht in Abrede gestellt wird — späterhin übertroffen worden, so bleibt sie doch als erster Versuch, das ewige Gedicht in deutsche Hexameter zu übertragen, schätzbar, und es bedarf kaum einer Vergleichung derselben mit der Bodmerschen, die sich auf ihre Ungelenkigkeit fast ein wenig brüstet. Die eigentliche Kunst

*) Sein Lied: „Süße, heilige Natur" ruft wohl bei manchen Lesern schöne alte, farbig leuchtende Kinderträume zurück, die, weil sie so redlich einfach und sinnig schön waren, ächte Wahrheit in sich hatten.

des Hexameters war 1778, wohl noch den meisten deutschen Dichtern fremd, aber Stolbergen ist nachzurühmen, daß er die wahrhaft tiefere Melodie desselben, zuweilen durch innern Takt trifft, besonders da wo sein ganzes Gemüth ergriffen scheint. Dagegen wird man freilich auch eine Menge Hexameter bei ihm antreffen, die gar keine sind, ein Umstand der so leicht zu entdecken ist, daß wir ihn nur deswegen anführen, um jenen innern Takt, der dennoch so oft das Rechte findet, desto besser hervorzuheben. — In den „Satyren" findet der Stolbergische lyrische Schwung nur selten die für ihn geeignete Bahn, während er in den „Trauerspielen mit Chören" zuweilen für das mangelnde rein dramatische Leben einigen Ersatz bietet. — — Andere Uebersetzungen und Originalschriften, insonderheit aber die Religionsgeschichte, haben wie es scheint, die genauere Beurtheilung noch nicht gefunden, die auch hier nicht erwartet werden kann.

Der Uebertritt des Grafen Leopold von Stolberg hat bekanntlich eine beträchtliche Anzahl von Schriften in Prosa und Versen veranlaßt, die indessen meistens, zum Glück für ihre Verfasser, wohl schwerlich auf die Nachwelt kommen werden. Desto mehr Auszeichnung verdient ein Aufsatz von Friedrich Heinrich Jacobi, der, im Geist des edlen Protestantismus geschrieben, auch heute noch und immer sein Gewicht geltend machen möge. Er wurde damals wider Willen des Verfassers gedruckt, was wir höchlich misbilligen, da allerdings jeder Autor über das Bekanntwerden oder Nichtbekanntwerden seines Werks allein entscheiden soll. Jetzt aber, einmal vorhanden, soll jener Brief nicht unberücksichtigt bleiben.

§. 13.

Friedrich Wilhelm Gotter, geb. 1746, gest. 1797.

Sein Verhältniß zu dem Göttingischen Dichterverein ist bereits oben angedeutet worden; es mußte sich bald auflösen, da hier nur von einem Bei einander, nicht von einem In einander die Rede sein konnte, und fast jedes Gotterſche Gedicht einen Bruch mit jener Schule beurkundete, die auf wahrhaftige Geistesfreiheit sich gründete, eine Freiheit die Gottern fast gefährlich zu sein schien. Es ist bekanntlich mit einiger Gefahr, in Mittelmäßigkeit zu versinken, verknüpft, wenn der Dichterjüngling zu früh nach Correktheit, d. h. negativer Tadellosigkeit strebt, indem er wie billig vor allen Dingen jene arme Mittelmäßigkeit vermeiden sollte. Dieser Umstand und eine zu einseitige Hinneigung zu der Französischen Literatur hat Gotters höherer Reife sehr geschadet, und seinen sonst mildfreundlichen und angenehmen Geist in enge Fesseln gelegt. Fast alle seine Schauspiele und Gedichte sind fremden Mustern, besonders, wie gesagt, Französischen, nachgebildet, und es schien beinahe, als habe er in sich selbst jedem eignen Gedanken und jeder eignen Empfindung als unziemlich gewehrt. Er hatte den Muth, sich der Lessingschen Polemik gegen das Französische Trauerspiel zu widersetzen, doch war er diesem Kampfe keinesweges gewachsen, und konnte selbst durch wohlklingende Paraphrasen seinen ein- für allemal in ihrer Blöße erkannten Lieblingen die alte verlorene Liebe der Deutschen nicht wieder gewinnen.

Als Versificator verdient Gotter einige Auszeichnung, denn seine Sprache ist gemessen und melodisch; aber Straffheit und Kernhaftigkeit fehlen, so daß der Leser doch endlich, wie durch eine leicht melodiöse, aber zu lang dauernde und deshalb schlummerbringende Musik, eingelullt werden dürfte.

Wie eng G. seine eignen Geistesflügel gebunden hatte, zeigte sich besonders am Schluß seiner literarischen Laufbahn, wo er plötzlich einmal höher hinaus wollte, sich an Shakspear wagte und dessen „Sturm" zu einer Oper verarbeitete. Alles Großartige und wahrhaft Zauberische, jener reinste, süßeste Hauch der Liebe, der auf Fernando und Miranda ruht, so wie der magische Duft auf der ganzen Insel, die herrliche Kraft und Ironie, mit welcher Kaliban und die seltsamen Trunkenbolde behandelt worden, der Witz der Hofleute, die feierliche Pracht des Prospero, abermals durch leise und gutmüthige Ironie von Seiten des Dichters in das reinste Verhältniß zum Ganzen geebnet und verwoben: — von alle dem Herrlichen ist in Gotters Geisterinsel fast keine Spur geblieben. So oft er auch einen Anlauf nimmt, nach Möglichkeit ein wenig romantisch zu werden, so will es doch nicht damit fort, und es ist fast, als stellten sich Batteux und Marmontel ihm drauend oder bittend entgegen, um den geliebten, bis dahin so loyal gesinnten Schüler noch einmal zu retten. — Was helfen in einem solchen Falle selbst die correktesten Verse! — Hat doch selbst Reichard durch die wenigstens theilweise liebliche und in andern Parthien bedeutungsvolle Musik diese Geisterinsel nicht oben halten und vor dem Wegschwimmen schützen können *)!

*) Man hat bekanntlich nicht selten aus Shakspears Sturm eine Oper verfassen wollen, und nur dabei vergessen, daß man für dieses Werk gar nichts mehr thun kann, da es bereits in sich vollendet ist. Leset nur, um doch Einzelnes anzugeben, sämmtliche Scenen zwischen Fernando und Miranda, und fragt euch selbst, ob nicht in demselben schon alle Musik der Liebe gegeben worden ist, weshalb jede andere, noch hinzutretende, lästig sein müßte. — Wer will, mag allenfalls das ganze Werk eine Oper nennen, die ihre musikalische Composition gleich mitbringt, und gar keiner weitern Hülfe bedarf.

§. 14.

Johann Heinrich Voß, geb. 1751. In der bändereichen Sammlung seiner Gedichte dürfen manche aus einem kraftreichen, freien und fröhlichen Gemüth hervorgegangne Lieder und die meisten der idyllischen Gattung angehörigen Poesien auf besondere Auszeichnung rechnen; und vor allen ist seiner „Luise" eine stete Huldigung dargebracht worden *). — Mir erscheint, wie ich nicht verhehlen will, „der siebzigste Geburtstag" in seiner still rührenden, mildlächelnden Feier als das köstlichste idyllische Gemälde. Ferner steht V. als Uebersetzer meistens sehr hoch. Nicht als glaubten wir, daß er die einzige in sich selbst gerechtfertigte Uebersetzerweise habe, (im Gegentheil sind wir überzeugt, daß Wolfs Uebertragung der Aristophanischen Wolken von höherer Genialität zeige) wohl aber sind wir überzeugt, daß er in seiner Weise der höchsten Treue in Wort und Ton, ein ehrwürdiges und unübertroffenes Muster sei. Ganz besonders in Beziehung auf Virgil. Keine Nation

*) Sie verdient es ohne Zweifel durch manche sehr anziehende Details und durch die Harmonie im Bau der Hexameter. Dennoch dürfte für Manche noch manches zu wünschen übrig bleiben. Dieser ehrwürdige Pfarrer von Grünau ist auch uns ehrwürdig durch Kraft und Freisinnigkeit; aber es bleibt der Wunsch, daß er sich ein wenig tiefer in die reine Poesie des Christenthums möchte getaucht haben, wo dann jene Tugenden noch ganz anders und schöner leuchten würden. Ferner dürfte man wohl fragen, ob nicht das fast endlose — Essen und Trinken, so schön es auch beschrieben wird, etwas Aengstliches habe, da es den sonst werthen Menschen unmöglich gut bekommen kann. Ganz anders im Homer, wo wir mit wahrer Freude die Helden speisen sehen, da entweder große Anstrengung vorher geht oder folgen soll. Jene behagliche Landpfarrerfamilie hat aber nicht sonderlich zu kämpfen, und würde bei der Hälfte der Speisen sich frischer und leichter befinden.

hat solche Uebersetzungen aufzuweisen, und sobald wir V's Prinzip einräumen, was er allerdings verlangen kann, so scheint es ungerecht, die Kühnheit und Gewagtheit mancher seiner neuen Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der deutschen Sprache rügen zu wollen, und sollte auch jene Kühnheit in seltnen Fällen das Maaß überschreitend zur Willkührlichkeit übergehen, so möge wenigstens nicht unbedacht bleiben, daß unter den seltnen Erscheinungen die vielleicht die seltenste ist, wenn sich die Kraft nicht Einmal überbieten sollte. Uebrigens ist auch jener Sprach-Genius selbst unendlich kühner, als sich tausend und wieder tausend deutsche Schriftsteller jemals haben träumen lassen, und weit entfernt erschreckt zu werden, liebt er es eher, die Zahmen zu erschrecken.

§. 15.

Bei so mannigfaltigem Verdienst, das wir freudig anerkennen, gehen wir ungern daran, von dem übeln Gestirn zu reden, das über manchen der späteren literarischen Thaten dieses Dichters gewaltet hat. Er gab uns zuvörderst eine Uebersetzung des Horaz, die mit ihrer eckigen Schroffheit, hinstarrenden Uebertreue, und trocknen Schwere für den gewandten feinsinnigen Römer ein betrübtes Grab bereitet. (Erwiedert nicht, dieses Urtheil sei doch wohl zu hart, führt nicht einzelne gelungene Zeilen an, sie können nicht über den Geist des Ganzen entscheiden. Auch möchten wohl nur Wenige sich finden, denen diese Vossische Uebersetzung so genau bekannt wäre wie mir, da ich bei Vorträgen über den Horaz mich derselben Jahre lang bedient habe, und nur zu oft gezwungen ward, sie als warnendes Beispiel hinzustellen, wie man nicht übersetzen soll.) Sodann kämpfte Voß bei Gelegenheit der Bürgerschen Sonette gegen diese

ganze Dichtungsart, und erklärte fast heftig, daß er sie — kalt verachte, wobei nur die einzige Bemerkung zu machen sein dürfte, warum er wohl dergleichen Erklärung, die ihren Untergang in sich selbst trägt, öffentlich mitzutheilen der Mühe werth hielt. Bei dieser Gelegenheit vergaß er sich so weit, daß er einige der trefflichsten Sonette von Flemming und Gryphius mit Rauhheit und Ungestüm angriff, viel Dräuen und Schelten gegen die herrliche Schlußzeile des Flemmingschen Sonetts an den Erlöser:

„Dein Tod hat meinen Tod, du Todes Tod, getödtet"

hören ließ, und einmal im Zuge, endlich auch noch die meisten altdeutschen Volkslieder, als ihm mit nichten genehm, verwarf. Es bleibt dabei nur der Trost, daß die meisten derselben in ihrer rüstigen Kraft und innern Vortrefflichkeit nicht wohl anzufechten sind, sondern munter fortbestehen werden, wie sie bestanden sind.

Endlich wählte sich Voß die Romantik selbst zum Gegenstande seiner Polemik, muthig und unmuthig strebend, das traurige Widerspiel von dem ersten schönen christlichen Wunder zu geben, welches das Wasser in Wein verwandelte, oder wenigstens als Anti-Pygmalion die blühend schöne, lebendig warme Galathea zu versteinern. — Zuvörderst wäre jedoch wohl nöthig gewesen, einigermaßen zu beurkunden, daß er auch eine klare philosophische Ansicht von der Idee der Romantik habe, oder wenigstens daß er ihre innere Nothwendigkeit (bei ihm Unnothwendigkeit) historisch entwickelt hätte, damit nicht sein ganzer Kampf, wie es der Fall gewesen, zu einem bloßen unerquicklichen Hinüber- und Herüber-Gerede geworden wäre.

§. 16.

Damit man mir nicht Aehnliches Schuld gebe, theilte ich bereits vor einer Reihe von Jahren einige einfache Be-

merkungen über die Idee des Romantischen mit, und es sei verstattet, sie auch hier wieder zu geben, da meine Ansichten in dieser Hinsicht sich zwar wohl erweitert haben; doch im Kern nicht verändert worden sind, und gerade hier der rechte Ort zu sein scheint, sie der Prüfung von neuem vorzulegen.

Der Charakter des romantischen Drama (so wie der Oper) sei Freiheit nach allen Seiten hin. Kein Schicksal bedinge hier die Handlungen des Helden, in üppiger Ungebundenheit kämpfe er mit dem Zufall, und in schöner Harmonie der Kräfte, von keiner feindlich engenden Außenwelt beschränkt, nehme er frei den Reflex von den ihn umgebenden Menschen auf. Keine ängstliche Motivirung erkälte das schöne Leben, das sich hier nur dann wohlgefällt, wenn es sich losgesprochen hat von allen den Fesseln, die ein einseitig waltender, und in der Einseitigkeit nur klügelnder Verstand ihm auferlegen wollte. Die Charaktere treten auf, kühn und unangekündigt, und entwickeln sich in Begebenheiten und Handlungen, die schnell an einander vorüber eilen dürfen, und durch sich selbst zum schönsten Ziele sich verschlingen. Nichts stehe hier allein; sondern alles schließe sich an einander in blühenden Situationen, die selbst der sinnlichen Anschauung genügen mögen, welche hier, wo alles sich befriedigt sieht, gleichfalls Ansprüche machen darf, erfreut zu werden u. s. w.

Der Mond am heitern Himmel ist schön; bricht er aber durch Gewölk und Nebel hervor, so nennen wir den Anblick romantisch. Der moderne Dichter giebt die Blume mit dem Thautropfen — die Schwüle, das Gewitter und den Regenbogen in Einem Gemälde.

Im Romantischen ist ein Oscilliren der Empfindungen auf die Seite des Sinnlichen (Angenehmen) und Geistigen

(Erhabenen). Daher erregt das Romantische die Phantasie und bringt ein Interesse hervor. Die sinnliche Natur wird nicht gedemüthigt wie im Erhabenen, und die geistige nicht vernachlässigt wie im Angenehmen. Ein rauschender Bach ist romantisch, ein stürzender Fluß erhaben. Der letzte wird nur dann romantisch genannt werden können, wenn seine Furchtbarkeit sich verbirgt, und er etwa den Prospekt begränzt u. dgl. Ueberhaupt scheint jeder erhabene Gegenstand romantisch zu werden, sobald er als Theil eines Ganzen, welches nicht erhaben ist, betrachtet wird, z. B. Ruinen unter Gesträuch, in einer anmuthigen Gegend, der Ocean bei einer Villa u. dgl. Ueberall in diesen Fällen macht das Oscilliren der Empfindung zwischen dem Erhabenen und dem damit zugleich angeschauten Angenehmen, die Natur des Romantischen aus.

§. 17.

Bei dieser Ansicht kann das Romantische neben dem was als rein oder naiv schön gilt, ohne Erröthen seine Stelle behaupten, wenn es auch dadurch das Ansehen bekäme, als wenn es das Schöne in seiner Endlichkeit (Entzweiung) wäre, denn die Endlichkeit ist ja in sofern wieder aufgehoben, als beide Entgegengesetzten zusammen, und nicht Eins davon in seiner Einzelnheit angeschaut wird. Das Anschauen Entgegengesetzter in ihrer Tendenz zur Einheit während der Entgegensetzung aber ist Harmonie, das Anschauen derselben als zu der Einheit verschmolzen (durch einander neutralisirt) ist Indifferenz (Identität durch Synthesis). Schönheit ist eine solche Identität, daher darf man sie mit dem identischen Licht in der Natur vergleichen. Romantik, ist Licht und Wärme, oder Lichtwärme als in sich einig und eins geworden.

Ueberhaupt wäre es wohl endlich einmal an der Zeit, was die ewige Bedeutung in sich trägt, auch als unverletzt und heilig anzusehen und zu ehren. Daß einzelne Anklänge vom Romantischen sich auch in griechischen Dichtern finden, ja daß selbst einige Römer, z. B. Tibull *) eine gute Ahnung davon haben, kann wohl niemand in Abrede stellen. Noch schöner leuchtet die romantische Flamme in der Indischen Sacontala; am schönsten aber und reinsten ist sie durch das Christenthum hervor gebracht worden, in welchem sie der Tugend die mannigfaltigste Farbe leiht. Die Poesie der süßesten Sehnsucht, der Fülle der Liebe, des zum Leben gewordenen Todes, der muthigsten und sanftesten Ironie, des aus dem tiefsten Ernst hervorsprießenden überschauenden Scherzes u. s. w., findet sich nicht dies alles klar im Christenthum? und treffen wir nicht von allem diesem Köstlichen die Welten erfüllt, welche uns der Erste aller christlichen Dichter, Shakspear, vorführt. Er ist der rein umschauende praktische Christ, (und eben deshalb, wie sich von selbst versteht, vollendet frei von aller Liebäugelei mit dem Christenthum und der lähmenden süßlichen Frömmelei) voll Greisenernst und Kindesanmuth, voll Mannesbesonnenheit, und unversiegender Jünglingskraft. Und so möge wohl verstattet sein, rein mit der Sprache heraus zu gehn: In

*) Ich kann den Namen Tibull nicht nennen, ohne Voßen für seine Ausgabe und Uebersetzung meinen Dank zu bringen, den ich um so freudiger ausspreche, da man, wie gesagt, seit etwa achtzehn Jahren nicht sehr häufig dazu kommt, ihm mit ungetheiltem Herzen danken zu können. Die Gründe, welche ihn veranlaßt haben, Tibull und Lygdamus zu trennen, sind wenigstens für mich völlig einleuchtend gewesen, doch scheint, als fehle bis jetzt noch die allgemeine Anerkennung. Bei so wichtigen Gründen aber, wie die von V. angegebenen, kann sie doch einst nicht ausbleiben.

der reinen Romantik ist eine reichere und vollständigere Welt als in der Griechheit; denn um es mit einem Worte auszudrücken: die Poesie der griechischen Tugend ist durch das Christenthum erst verklärt worden, und Sophokles findet sich im Shakspear; nicht aber Shakspear im Sophokles.

Ueber Voßens neue Uebersetzung des Shakspear ist nicht selten zu hart geurtheilt worden, nicht selten aber auch zu günstig. Einige Andeutungen darüber finden sich in meinem erläuterten Shakspear; doch möge auch hier der Wunsch erlaubt sein, daß ungehörige Scherze wie der: „Zettel Du bist verdolmetscht" nicht weiter vorfallen.

§. 18.

Haben wir nun schon jetzt gesehen, in welcher neuen Begeisterung die Poesie der Deutschen zu Anfange der siebziger Jahre emporflammte; wie muß sich das freudige Gefühl steigern wenn wir jetzt den Blick wenden zu

Johann Wolfgang von Goethe, geb. zu Frankfurt am Main am 28. August 1749.

So lange dieser Genius Deutschlands aufgetreten, ist es selbst den Kühlergesinnten und Beschränkteren klar geworden, daß sie in ihm einen Dichter besitzen, über den es beinahe eben so erfreulich ist zu reden, als, ihn genießend, zu — schweigen. Ganz besonders aber hat man in den ersten Jahren, als der junge Adler seine Flügel so gewaltig regte, mit bloßen Augen und mit kritischen Ferngläsern ihm staunend nachgesehen, und dabei vielerlei ausgesprochen, welches jedoch, (mit Ausnahme einiger trefflichen Bemerkungen von Lessing, Friedrich Jacobi u. s. w.) auf die nicht sehr bedeutenden Ausrufungen hinauslief: „O welch ein göttliches Genie!" oder: „Welch' eine gefährliche Hypergenialität!" Der erste Ausruf wird auch noch heute vernom-

men, und, so Gott will, stets vernommen werden; der letzte ist als völlig unstatthaft längst verhallt; oder, falls noch dergleichen Ausrufer vorhanden sein sollten, so haben sie sich entweder auf ein uninteressantes Seufzen gelegt, bei dem man sie (so lange es ihnen ein nicht zu beneidendes Vergnügen gewährt) nicht stören soll, oder sie haben aus innerer Langenweile jenes thörichte Gesetzfz mit noch thörichterm und widrigerm Grimm zu verschmelzen versucht, worüber wohl am besten ein siebenfacher Schleier geworfen wird. Späterhin ward man jener Ausrufungen müde und schwieg fast ganz, bis endlich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein neues Leben in unserer Literatur begann, das sich fast immer an Goethe knüpfte. Seitdem ist so häufig über ihn gesprochen, geschrieben und gedruckt worden, daß wir die Summe desselben nicht mehr zu ziehen im Stande sind. Es giebt schwerlich irgend einen auch nur einigermaßen namhaften Schriftsteller Deutschlands, der nicht einmal wenigstens irgend eine Bemerkung über ihn an den Tag förderte, denn wie man in der Geschichte Deutschlands seit 300 Jahren keinen Schritt gehen kann ohne Luthern zu begegnen, diesem Doctor par excellence, so seit einem halben Jahrhunderte nicht mehr ohne Goethe. Es giebt schon jetzt eine umfangreiche Goethische Bibliothek, und wer die Geduld hätte, sie ganz zu durchlesen, würde als ein Held erscheinen, der sich als Belohnung für eine solche Strapaze fast ein — Goethisches Gedicht ausbitten dürfte.

Der Verfasser gegenwärtiger Schrift hat manches aus jener Bücherei gelesen, anderes durchblättert, einiges genialisch, lehrreich und treffend gefunden, anderes als von vorn herein unerquicklich irrend, und im Irrthum wieder irrend, billigerweise verschmäht. In diesem Augenblicke aber

hält er für seine Pflicht, in so weit es ihm möglich ist, die Kunst der Vergessenheit bei sich heraufzurufen, da in einer Kritik der deutschen Poesie der Leser mit Recht die Frage thut, was denn der Unternehmer derselben in eigner Person meine, und nicht bloß was vor ihm und neben ihm gemeint worden. Die Hauptpflichten möchten dabei wohl Ruhe, Deutlichkeit und Kürze sein. Beginnen wir deshalb mit folgenden einfachen Bemerkungen:

§. 19.

Fast alle Genialität (wir betonen das *fast*) erschien im achtzehnten Jahrhundert in Europa und besonders in Deutschland als eine Art von *Flucht* aus *dem* Leben, welches man gewöhnlich das — gewöhnliche oder wirkliche, bald anerkennend bald verschmähend nannte. Bei *Goethe* ist dies völlig anders. Er steht mitten im Leben fest da, er weiß nichts von jenem gewöhnlichen und wirklichen, sondern nur von dem wahren Leben, das zu dem anziehendsten und bedeutendsten zu adeln, völlig in des Menschen Macht steht. Er weiß von keiner Flucht, sondern von einem steten und bewußten Siege.

— Ferner erscheint bei uns jene Genialität oftmals nur als großartige *Innerlichkeit*; während das Aeußerliche, wie es sich in der Natur und Nothwendigkeit darstellt, vernachlässigt wird, der Geist feiert die erhabensten Ovationen und Triumphe über die Natur; aber ihm ist in seiner Einsamkeit doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe. Ein solcher Sieger, denken wir ihn uns im Bilde, sieht meistens sehr blaß aus, die frischen Kränze fehlen und die feurigen Rosse, denn unmöglich kann die Natur jene Lorberzweige aus ihrem Schooße dem geben, der sich unversöhnt von ihr getrennt hat, und allein befindet mit seiner Innerlichkeit.

Ferner erscheint die Genialität oft nur als eine reine Krankheit, in gewissen Fällen sogar als eine edle und göttliche, unendlich besser als alle bloß prosaische und philisterhafte Gesundheit; aber ewig wird doch als letztes Ziel die göttliche Gesundheit dastehen, wenn wir anders die vollendete Harmonie im Leben und Dichten also nennen dürfen. — Was in dieser Hinsicht Goethe geleistet hat, wird sich späterhin vielleicht ergeben; so viel dürfen wir indessen als klar annehmen, daß von Krankheit, göttlicher und ungöttlicher, nie und nimmer auch nur die kleinste Spur in seinen Werken zu erblicken gewesen ist.

§. 20.

Wir bemerken ferner bei den meisten Talenten, daß sie sich des Anfangens, des Versuchens, des Unternehmens nach allen Seiten hin sehr erfreuen, wobei sie nur leider nicht selten schon in der Mitte aufhören müssen, und fast nie zum Schlusse gelangen. Oft ist dieser Uebelstand ein natürliches Ergebniß, weil ihnen beim Beginn der Arbeit das Ganze nur noch dunkel vorschwebte, oder überhaupt nur noch einzelne Theile ihre Phantasie in Anspruch nahmen, oder weil sie ihren Kräften zu viel vertrauten, oder weil sie überhaupt etwas — Unmögliches unternahmen. Wir brauchen nicht Belege für diese Bemerkung zu geben, da sie sich leicht von selbst finden *). Auch unter Goethe's Werken treffen wir einige unvollendete; aber es ist mit solchen ganz anders bestellt als mit den eben bezeichneten, und von dem Nichtvollendenkönnen irgend einer angefangnen Arbeit ist

*) Doch möge, um einiger Leser willen, Novalis Osterdingen genannt werden, der so gedacht und angelegt worden, daß er nie geendet werden kann.

bei Goethe vielleicht niemals die Rede gewesen. Nur die Lust kann geringer geworden sein, daß das Angefangene liegen blieb, und dem wichtigern oder auch nur wichtiger scheinenden weichen mußte. Diese Erscheinung doppelt wichtig bei der großen und vielseitigen Thätigkeit des Dichters, konnte nur möglich werden durch die genaueste Selbstkenntniß, durch das entschiedenste Wissen um das Maaß der eignen Kräfte, und durch die künstlerischste und heiterste Besonnenheit bei der Wahl des zu bildenden Gegenstandes. Man wende dagegen nicht ein den unvollendeten Faust, denn er ist nur auf dem Papier (in so weit es dem Publikum mitgetheilt worden) unvollendet; im Geist vollendet ist er in jedem Fall, und kann es für jeden Denkenden werden, sobald er nur die erste „Scene im Himmel" deutlich erfaßt hat.

§. 21.

Alles ist bei Goethe, sobald er das Kunstwerk beginnt, gewissermaßen schon fertig, nirgends ein Suchen mehr, sondern ein stetes Finden und Gefundenhaben. Dabei aber bilde sich niemand ein — denn über das Glück des Genies circuliren seltsame Gerüchte in der Welt — als sei es ihm im Traum bescheert worden, als habe er sich je das redlichste, mühevollste Streben erlassen dürfen, oder auch nur erlassen wollen, und es ist wahrhaft rührend und erbaulich wichtig für alle, die sich der Wissenschaft und Kunst widmen, wenn er (wie noch vor kurzem) uns erzählt, er sei ein Mann der es sich von jeher habe „recht sauer werden lassen." Das Köstlichste dabei ist ja eben, daß wir von alle dem früherhin nöthigen Herbeischaffen des Stoffs, der formenden Instrumente und des Gerüstes nichts sehen, sondern nur die herrlichen Tempel selben. — Ist diese Ansicht

sicht gegründet, so wird eine neue fast seltsam scheinende Bemerkung, die wir hier wagen wollen, kaum mehr etwas befremdendes haben. Wir finden nämlich bekanntlich das Streben andrer Dichter, selbst der größesten, ähnlich einem Hinaufschreiten auf einen mehr oder minder erhabenen, anmuthig bekränzten und sonnebeleuchteten Berg. Jeder Schritt, jeder Ruhepunkt ist bedeutend, und wenn auch solche treffliche Naturen sich einmal verirren oder vom Wege ablenken; immer werden wir doch ahnen, wohin sie eigentlich mit ihrem ganzen Streben wollen. Bei Goethe würde indessen ein solches Bild des Hinaufschreitens nicht ganz passen, denn jedes seiner größern Werke ist eine für sich geschlossene Welt.

§. 22.

Selbst in den Werken seiner frühsten Jugend, (z. B. in den Mitschuldigen, ja selbst in dem übermüthigen Satyros) ist nie bloße Jugendlichkeit, sondern stets künstlerische Festigkeit und Genüge wahrzunehmen. Einer solchen ästhetischen Begränzung *) und Geschlossenheit ermangeln selbst diejenigen unter seinen Werken nicht, die wir mit dem Maaßstabe in der Hand, den Goethe selbst anerkennt, im

*) Alles Unbegränzte oder unbegränzt scheinende ist, wie mich dünkt, der ganzen Goethischen Natur unangemessen. Alles ist bei ihm festes Land oder Inselz niemals unendliches Meer; ein Gefühl, das sich mir aufdrängte, als ich — darf ich es erzählen? — zum erstenmal auf der äußersten Spitze Deutschlands (Stubbenkammer auf Rügen) die süßen Schauder vor der höchsten Erhabenheit der Natur empfand. Hier tritt nur Shakspear ein, den man überall wieder findet: auf Bergen und in Thalesgründen, im Wald, am Strom, am Bach. Bis dahin steht Goethe ihm ganz zur Seite; aber am Meer und bei solchen Felsen am Meer ist Shakspear ganz allein.

höhern Sinne des Worts mislungen nennen dürfen, z. B. Stella, darum sind aber auch selbst solche Werke höchst lehrreich, und die Irrthümer, auf denen sie ruhn, für immer abgethan und beseitigt. Jeder, der das letzt genannte Werk studirt, wird klar einsehen, daß es ein für allemal nicht geht, eine wunderbare und rührende Sage des Mittelalters in modern gesellige Verhältnisse zu ziehen, er wird inne werden, daß der Graf von Gleichen sich nicht in einen unseligen Fernando, die Gräfin nicht in eine philosophirende Cäcilie, und die Emirs-Tochter nicht in eine trunkene Stella (obwohl diese Charaktere, innerlich wahr, vortrefflich gezeichnet worden) verwandeln lasse, und man würde geradezu muthwillig sündigen wollen, wenn man sich durch das großartige Mislingen eines Werks des größten Meisters nicht abschrecken ließe, einen ähnlichen Weg einzuschlagen.

So wäre also für ihn ein andres Gleichniß als das vom „Hinaufschreiten auf die Höhe" zu finden, und wir würden sagen: Goethe war stets im Besitz des Mittelpunkts seines Wesens, und er bezeichnete von dort aus bald größere, bald kleinere künstlerische Kreise. Den Mittelpunkt konnte er nie verlieren.

Treten wir jetzt nach diesen Bemerkungen, die ihn in seiner ganzen Wesenheit treffen, seinen einzelnen Werken näher, und möge dafür die Form beibehalten werden, die ich bereits in meinem Werk „Die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts" wählte, da ich späterhin dieses Umstandes noch einmal werde gedenken müssen, um höchst seltsamen Misverständnissen zu begegnen, die man aus jener Form geschöpft hat.

Wenn wir uns eine Gesellschaft von theilnehmenden Freunden der Poesie denken, und das Gespräch fiele, wie billig, nicht selten auf Goethe, so würden ohne Zweifel

fast alle vollkommen einig sein in der innigen Liebe und Verehrung für diesen Dichter, aber die höchste Verschiedenheit würde walten in der Art des Ruhmes, der ihm zu bringen sei.

§. 23.

Da würde denn vielleicht Einer sagen: Das Vortrefflichste erscheint in Goethe's erstem Auftreten. Es war ihm nicht genug, das Flache, Süßliche und Gezierte, welches damals noch immer häufig als schön galt, zurückzudrängen und zu vernichten, ein Verdienst, mit welchem manche neuere Schriftsteller sich begnügt haben. Er gab uns zwei Werke, wie sie Deutschland, wie sie Europa noch nie gesehen, er gab uns die Leiden des jungen Werther, den ersten sentimentalen Roman der Modernen. Selbst vollendet gesund, schildert er hier die ewige Krankheit in welcher die ewige Gesundheit wohnt: die Liebe, und fest bewahrend den ewigen Frühling in der eignen Brust, malt er hier mit allen Farben die nur dem schon gesicherten Dichter zu Gebote stehen, das Untergehen eines andern reichen Frühlings, der die Winterstürme selbst in sich hinein zaubert. Dieser Roman ist so höchst vortrefflich, daß wir in ihm kaum mehr das Werk eines Einzelnen besitzen, sondern ihn gewissermaßen als das Produkt der Neu-Europäischen Bildung für die Liebe und den Schmerz ansehen müssen.

Höchst merkwürdig ist, daß der Dichter alles was in ihm trotz jener anerkannten Gesundheit selbst etwa noch Wertherisches Leiden war, durch dieses Werk sich heraus- und hinwegschrieb, während er den Wertherismus gar Vielen damaligen deutschen Jünglingen und Mädchen einsang und einströmte. Freilich ohne seine Schuld; denn wie hätte der Dichter ahnen können, daß mancher den mit Freiheit

dargestellten Helden als Musterbild aufnehmen werde, ein Gräuel, den freilich auch noch heute selbst einige Kritiker begehen. Dennoch hat eine gewisse Afternemesis den Unschuldigen nicht selten durch unbequeme Vertraulichkeiten gestraft, denen er sich zuweilen nur durch die Flucht entziehen konnte, worüber einige neuere interessante Confessionen Aufschluß geben.

Wie wenig er selbst aber jemals von dem Wertherismus beherrscht wurde, zeigt sich deutlich durch den Götz von Berlichingen, der bekanntlich schon ein Jahr früher als jener Roman geschrieben ward. Hier ist vollständige Gesundheit, alles klare Anschauung, ächter Kern der Geschichte, zur Poesie verklärt; die Darstellung der deutschen Ritterwelt in ihrem Untergehen, die nicht etwa nur den kühlern und besonnenern Formen des Gesellschaftsvereins weicht, sondern dem höhern Weltgeist selbst, der allein jene einseitig starke Welt besiegen konnte. Es ist dieses Werk der wahrhafte Codex der frühern Deutschheit und „himmlische Luft, Freiheit" Worte, mit denen der alte mit Gott und sich und uns versöhnte Held stirbt, und mit denen er gleichsam seine alte deutsche Zeit zu sich ins Grab zieht, sind die Elemente des ganzen Werks.

§. 24.

Werther — so dürfte hier ein Zweiter reden — hat nicht gänzlich jenen zauberischen Duft, der über Romeo und Julie schwebt, aber in Hinsicht auf innere Wahrheit ist er mit jenem Werke wohl zu vergleichen, sie werden leben, so lange noch die Liebe nicht zu einem bloßen Namen geworden ist, — obwohl man im Werther einiges Veraltete erkennen dürfte — Götz so lange es noch Deutsche giebt, und deutsche Sprache geredet wird. — (Hier dürfte vielleicht der

Erste lächelnd entgegnen; daß im Werther höchstens die Kleidung, bekanntlich ein blauer Frack mit gelber Weste und gelben Beinkleidern, was sich freilich nicht sehr angenehm machen kann, als veraltet erscheinen möchte.) — Ich erkenne im Werther mehr die Anklänge des Höchsten, als die Darstellung dieses Höchsten selbst, und betrachte deshalb dieses Buch mehr als lyrisch polemisches Werk, denn als Roman. Ich finde auf diese Weise allerdings einen bedeutenden Genuß; setze aber gar gern noch hinzu, daß Werthers Ansicht, Verhältniß und Verkehr mit der Natur niemals veralten, und diese Darstellung nie genug bewundert werden könne. Die Natur selbst ist hier eine großartig mitfühlende und mithandelnde Göttin, und die vier Jahreszeiten, gleichsam lebendig geworden, bilden den tragischen Chor zu den einzelnen Abschnitten des schnell verblühenden und verglühenden Lebens des Helden.

So möge auch nicht vergessen werden, daß in diesem Roman ein Styl der Empfindung herrscht, und eine so rein zauberische Sprache, wie wir sie bei keinem Dichter der damaligen Zeit wahrnehmen.

Was den Götz betrifft, so möge noch erinnert werden, daß das scheinbar Lockere und Lose in dem Bau des Stükkes charakteristisch künstlerisch genannt zu werden verdiene, indem es ein sprechendes Bild von dem immer locker und loser werdenden Bande des deutschen Reichs giebt, wie es unter dem Kaiser Max sich zeigt.

§. 25.

Indessen scheint die erste Periode Goethe's noch einigermaßen der Festigkeit zu ermangeln, welches ich am Clavigo und Stella zu bemerken glaube. Clavigo ist ein bürgerliches Trauerspiel: das möchte immerhin sein, denn das

größte und tragischste Schicksal — warum denken wir es uns so oft bloß aristokratisch? — kann sich eben so gut in einer kleinen unscheinbaren Bürgerstube offenbaren, als in dem Prunk- und Prachtsaale eines Königs. Aber jenes Drama ist eng, peinlich, kränklich. Das Verhältniß des Clavigo zu sich selbst, zu Marien, zu Carlos und Beaumarchais ist so durchaus ängstlich, daß wir kaum begreifen können, wie dem gesunden Dichterjüngling Goethe solche trübe Gedanken gekommen sein mögen. Die Scene zwischen Clavigo und Beaumarchais, in welcher der letztere dem armen Wochenblatt-Schriftsteller, mit dem Degen in der Hand, seine schwindsüchtige Schwester aufdringt, gehört zu dem allerpeinlichsten was jemals seit Thespis auf die Bühne gebracht worden ist, und ich gestehe, daß ich den Eindruck, den sie auf mich gemacht, nur mit dem einer Hinrichtung vergleichen kann, da bei Clavigo ja noch etwas Wichtigeres als das Leben hingerichtet wird: — die Ehre. — Der dramatische Dichter darf die Feigheit immer nur mit Humor schildern; ja er wird ihr stets ein Gegengewicht, z. B. des Witzes beimischen müssen; als tragisches Bild verletzt sie selbst das sinnliche Auge des Zuschauers dergestalt, daß er sich fast versucht fühlen möchte, die bei dem Gemälde aufgewandte große Kunst des Dichters zu verwünschen.

— Philoktets Wehegeschrei bei den Qualen seiner entsetzlichen Krankheit erscheint fast wie — Flötenton gegen die Klagelaute der Marie von Beaumarchais. Er ist doch ein Mann und Held, er kann und soll ertragen, und wenn es ihm zuviel wird, erlauben wir ihm gern den Schrei des Schmerzes. Das arme Mädchen aber preßt der Weltanstand zusammen, daß der Athem schwindet. — Und wie hat der roh und scharfblickende Carlos uns auch mit ihren körperlichen Leiden bekannt gemacht! Ihr Tod ist fast das

einzige Beruhigende im Stück; für die arme kranke ungeliebte Jungfrau — (welch ein Gemälde!) — wie für uns.

Und nun vollends Stella! Ich kann nicht verhehlen, daß ich dieses Stück, wie es in den ersten Ausgaben vor uns liegt, beinahe hasse. Die alte Geschichte von dem Grafen von Gleichen, dem ein seltsam verschlungenes Schicksal zwei Frauen gab, ist so rührend einfach und — in ihrer Art — fromm, daß wir wohl begreifen, wie selbst der strengste Richter, der Papst, dem höhern, unmittelbaren Winke der Vorsehung folgend, seine Einwilligung ertheilte. Diese schöne alte deutsche Geschichte fand Goethe vor, und es wäre nichts weiter nöthig gewesen, als sie einfach und schlicht zu erzählen, oder zu einem Schauspiele zu verarbeiten, denn die Romantik liegt so tief in ihr, daß es wahrlich nicht vonnöthen ist, die Sprache hinaufzuschrauben, in der sie vorgetragen werden soll. Auch Musäus hat bei der Erzählung dieser Geschichte sehr gefehlt, indem er sie in einem gewissen halb-witzigen, oft aber auch leer-lustigen Tone vortrug, der sich hier besonders unangenehm macht, indem nur ein edel einfältiger Ernst, oder ein farbig wechselnder, ächter Humor statt finden konnte. Goethe hat aber, meines Erachtens, nicht minder gefehlt, indem er hier eine weiche und vage Empfindsamkeit anbrachte, und eine gewisse innere Langeweile der Personen durch vornehmthuenden Gefühlsluxus ausgleichen zu wollen scheint, wodurch sie aber recht klar an den Tag kommt.

§. 26.

Wie kann man doch, (so dürfte hier der Dritte mit gutem Fug unterbrechen) so gerecht und so ungerecht fast zu gleicher Zeit sein. Anerkennend gegen die Hauptwerke; überrasch absprechend gegen die zwar schwächeren, doch im-

mer noch sehr beachtenswerthen und lehrreichen begleitenden Nebenwerke. Ist es doch fast als hättest Du Dich im Reden selbst noch mehr erhitzt, oder gar im Sprechen Dir etwas erfprochen, wovor der Kritiker sich nicht genug in Acht nehmen kann, — denn ist Dir nicht sogar die Ungebühr begegnet, Fernandos trefflich gezeichnete schwächliche Ruchlosigkeit — ich scheue das Wort nicht — mit dem Stücke selbst zu verwechseln? Man darf ferner zugeben, daß Clavigo kein rein tragisches Gemälde bilden könne, aber es wird stets gar vieles in demselben zu schätzen und aus demselben zu lernen sein. Zuvörderst wollen wir den Jüngling rühmen, der seine herrlichen Riesenkräfte schon so früh fast überstrengen Formen widmen konnte, selbst wenn er auch nur zu zeigen für gut fand, daß er das spielend vermöge, und künstlerisch fügsam lehrend leiste, was andere fast aus Unbändigkeit — verachten. Wir wollen die Charakterwahrheit in sämmtlichen Personen des Stücks, ganz besonders in dem so oft getadelten Beaumarchais anerkennen *), wir wollen jener Beredsamkeit des Carlos, die nur bereden will, und die wie ein Phalanx in Clavigo eindringt, unsre Bewunderung nicht versagen, und die wahrhafte Kunst in dem schönen strengen Bau des ganzen Stückes, so wie die ächte Herzenspoesie in einzelnen Momenten, besonders im vierten und fünften Akt nicht unerwähnt lassen. — Auf dem Boden, der die Stella trägt, kann allerdings das Schöne nicht völlig heimisch werden, doch komme auch hier das so eben über Clavigo gesagte uns zu Hülfe, so wie nicht minder die Erinnerung an

*) Eine kurze Entwickelung fast sämmtlicher Charaktere im Götz, Clavigo und den Geschwistern findet man in den freundlichen Schriften (Th. II. S. 243 bis 277.); eine genaue Ansicht von der Stella im Dresdener Abendblatt (September 1821.)

einzelne auch dort lebende Rosen und Lilien voll ewigen Dufts. So werde auch nicht vergessen, daß mancher gerechte Tadel nur die erste Auflage des Schauspiels Stella trifft; nicht die neueste, durch die es wurde was es werden konnte: ein geistreich angelegtes, furchtbares Gemälde zur Warnung und Belehrung.

Wie lieblich stehen in dieser Periode noch die „Geschwister" da, das kleinste aber köstlichste Familiengemälde welches wir bis jetzt besitzen, zum schönsten Beleg daß die Gattung selbst nicht zu verwerfen sei. Endlich noch ein kleines satyrisches Drama, in welchem der Dichter auf eine einfache und witzige Weise das eben so schaale als freche und falsche Aufklärertreiben eines damals viel gelesenen Schriftstellers zu Grunde richten wollte. Ich meine den Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes, Gießen 1774.

§. 27.

Ich gönne euch, möchte hier ein vierter Sprecher beginnen, jede Freude an dieser ersten Periode des Dichters, und theile sie in mancher Hinsicht, doch zieht mich mein Gemüth am meisten zu der zweiten, da doch nun einmal von Perioden geredet worden ist, wobei wir uns indessen vor jeder strengen Abmarkung hüten wollen. Wie höchst erfreulich gebildet, sinnig erhoben, und klar beruhigt erscheint alles was in diesem zweiten Abschnitte gebildet wurde! Er wird bezeichnet in seinem Anfangspunkte durch Iphigenia auf Tauris, in seinem Endpunkte durch Torquato Tasso. Man sollte nicht sagen, daß unser deutscher Dichter in dem erstgenannten Werke mit Euripides gerungen habe, denn er hat ihn, wenn wir so sagen dürfen, gleich von vorn herein besiegt, und den alten Mythus den Griechen selbst gewissermaßen erst recht erklärt, indem er ihn als die Alle-

gorie eines Haupttheils der Weltgeschichte behandelt. Sollte es vonnöthen sein, erst in das Einzelne zu gehen? sollen wir erwähnen, daß wir in jener griechischen Priesterin das ewige Bild der Anmuth und Würde, d. h. der reinen Grazie, besitzen, die um so graziöser wird, je mehr Rohheit oder Frevel sie umgeben? Des Orestes erwähnen, der, wie von einer dunkeln Wolke getragen und gehalten, den Weg des Todes tritt und dessen Seele mit jedem Schritte stiller wird? Der Schilderung des Wahnsinns, dem die Kraft der Sprache eben so zu Hülfe kommt, wie jenem französischen Orest in der Oper die Töne unsres Gluck? des gewandten, feinen und freien Pylades? des ruhig mächtigen Thoas? oder ist es nicht besser nur zu erwähnen, daß über dem allen die schaffende Seele des Dichters mit gleicher Liebe geruht hat, und daß eben deshalb keine Einzelnheit mehr vorhanden ist, oder daß ein Einzelnes so vortrefflich erscheint als das Andere.

Ferner ist aus dieser Zeit ein Trauerspiel, in welchem ein köstlich muthiger Leichtsinn mit reiner Poesie des Lebens still umgeben, seinen Preis erhalten hat. Ich meine Egmont, dem ein berühmter Kritiker nicht hat vergeben können, daß er, um den fremden Tropfen aus seinem Blute hinweg zu werfen, zu einem gar „freundlichen Mittel" greift, welches Mittel darin besteht daß er sein Mädchen besucht, und sich ihrer Lieblichkeit erfreut. Er selbst hingegen vergiebt gewiß den Kritikern alles, da er ihren Tadel schwerlich auch nur zu begreifen Lust haben würde, und als unbegriffen deshalb auch ungenutzt bei Seite stellen müßte. Dieser Egmont ist gewissermaßen ein geflügelter Held, ein tändelndes Götterkind, dem alles Rohe und Feindselige, das ihn umgiebt, nichts anhaben kann, weil er es kaum gewahr wird. Und da ihm das Leben Gesang war, so ist es gar

leicht erklärlich, daß ihm auch der Tod zur Melodie werden mußte. — Es ist das Bekannteste aller bekannten Dinge, daß fast in jeglichem Trauerspiel der Held den Tod leiden muß, doch eben in diesem Tod-leiden liegt oft so viel Furchtbares, ja Gräßliches, daß während die rauhe Wahrheit an den Geist und an die Sinne schlägt, jeder schöne Schein schwinden muß. Im Egmont ist von keinem Todleiden die Rede, sondern von einem Gewinnen des Todes, wie eines Göttergeschenkes, das sich am Ende in seiner ganzen milden Herrlichkeit offenbart. Ich vergleiche diesen Tod mit dem letzten Duett in Mozarts Belmonte und Constanze, in welchem die zauberischen Töne sich gewissermaßen zu einem Triumph- oder Wolkenwagen bilden, um auf diese Weise die Liebenden dem drohenden Leiden der Erde zu entnehmen. Die höhere Vollendung ist indessen — nach meinem Gefühl — bei Mozart, den ich deshalb sonst nur mit Shakspear vergleichen mag.

§. 28.

Sollte ich auch hier von dem Einzelnen reden, so tritt uns zuerst Clärchen entgegen, ein Mädchen, das, um es mit Einem Worte zu sagen, in jedem Pulsschlage, in jedem Nerv, in jeder Ader ein — Mädchen ist. Das klingt freilich als wäre es nicht mehr und nicht weniger als eben recht und billig; aber wie viele Dichter des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wißt ihr mir denn zu nennen, die ein wahrhaft weibliches Wesen erschaffen konnten? Ich finde freilich in allen Personenverzeichnissen die den Dramen vorangehen: Mütter und Töchter, Tanten und Nichten genug, die theils tugendhaft, theils indifferent u. s. w. reden und sich gebehrden; auch muß man den Romandichtern zum Ruhme nachsagen, daß sie ihre Helden stets mit einer Ge-

liebten und Liebenden versehen. Aber es geht mir mit den meisten Frauenzimmern dieser Art nicht eben glücklich. Oft kann ich mir kaum denken, wie sie, die Gestaltlosen, oder halb männlich, halb weiblich, d. h. falsch gestalteten, zu weiblichen Namen gekommen sind, oder es ängstigt mich wohl gar die Betrachtung, wie seltsam solchen wesenlosen Wesen die Frauenhaube oder der jungfräuliche Blumenkranz stehen möchte. Es ist hier nicht der Ort, die mannigfaltigen Arten dieser Verfehltheiten zu entwickeln, sondern ich will nur lieber schnell, um niemandem ein Aergerniß zu geben, mehrere höchst vortreffliche Ausnahmen gern und freudig einräumen. So viel aber ist gewiß, daß ich für funfzig leidlich gezeichnete Männer kaum Ein erträgliches Frauengemälde aufzutreiben weiß, weshalb ich oft schon mich halbweg zufrieden gebe, wenn ich nur einige wohlgemalte weibliche — Finger oder Füße erblicke; — wahre Stirnen und Augen versetzen mich schon in einiges Entzücken. Bei Goethe aber ist alles anders, fast alles was bei ihm einen Frauennamen hat, ist auch wirklich fraulich, er hat uns eine ganze Gallerie von Frauen gegeben, und es wäre gewiß eine gute Aufgabe, einmal ein Buch zu schreiben unter der Aufschrift: „Die Goethischen Frauen.“

§. 29.

Im Alba ist die ganze Furchtbarkeit des consequenten Willens, der nichts achtet als sich selbst und die eigne Ansicht. Es ist bemerkenswerth, mit wie wenigen Mitteln der Dichter die Furchtbarkeit dieses Mannes an den Tag legt. Alba weiß ganz genau was er will und was er nicht will, er ist vollendet überzeugt, daß er in seinem Wollen und Verschmähen immer Recht habe, und daß er überhaupt nicht irren könne. Wer in dieser Ansicht sicher wohnt, kann des-

halb auch niemals lieben, da er ja lediglich trennde Wesen um sich sieht, die er nur als Mittel gebraucht, ist aber aus demselben Grunde ohne Zweifel selbst höchst unliebenswürdig, ja er ist die Unliebenswürdigkeit selbst; doch seine Furchtbarkeit wird schon um deswillen niemand verkennen. Nach den ersten Scenen, in welchen Alba auftritt, wissen wir schon mit Bestimmtheit, daß Keiner im Stück, den wir haben kennen gelernt, ihm wird widerstehen können, wenn er sich mit ihm wirklich einläßt. Sein bloßes Nahen hat die Regentin unheilbar verwundet, denn diese Blicke sind selbst aus der Ferne hergeworfen fast tödtlich. Sie kann nur noch — fliehen, aber sie rettet dadurch nicht viel, denn wir haben es wohl vernommen, daß sie nicht vermögen wird hinfort „unbedeutende Tage abzuhaspeln," und daß man „vom Throne herab nur in das Grab steigt." Besser steht es mit Oranien. Ihm hilft eine gewisse moralische Zähheit, sie heißt ihn jetzt zwar gleichfalls fliehen, doch nur um zu rechter Zeit wiederzukommen und jener unmoralischen Starrheit männlich zu begegnen.

Bedürfte es eines Gegensatzes um diese vortreffliche Zeichnung des Alba desto besser anzuerkennen, so möge man sich an so manche ähnliche Charaktere bei andern Dichtern erinnern, bei denen man in der That versucht wird, an den Löwen in dem Zwischenspiel des Shakspearschen Sommernachtstraums zu denken. Denn wenn jene Helden fast alle Augenblicke nur mit weniger offnen Worten auszurufen scheinen: „wir sind sehr furchtbar und es ist uns nicht zu trauen," so finden wir sie schon um deswillen ungefährlich, und es würde uns schon etwas besser gefallen, wenn sie das Gegentheil sagten, obwohl auch das nicht sonderlich wäre. Wie gut meint es dagegen jener Löwe, der gelinde zu brüllen verspricht, und obendrein noch die zarten

Herren und Damen bittet, ja nicht zu erschrecken, denn er sei kein rechter Löwe, sondern Hans Schnock, der Schreiner. — Auch der herrlichen Volksscenen im Egmont muß rühmlich gedacht werden, des hypochondrischen Schneiders, der in des Heldenjünglings schönem Halse ein „herrliches Fressen für den Scharfrichter" findet, und des köstlich humoristischen Aufrührers, der sich so trefflich auf das „Schneuzen der Steene" versteht, der einzigen Wissenschaft der altergenialischen Pfiffigkeit, die ihn sogar lehrt, die empfangenen Schläge gleichsam als weiterfördernde und bildende — Xenien zu betrachten.

§. 30.

Endlich Tasso. — Unsre Lehrer haben wohlmeinend uns in früher Zeit häufig eingeschärft, daß, wer da wissen wolle, was wahrhafte Feinheit und Urbanität sei, die Reden und Briefe des Cicero und die Satyren und Episteln des Horaz fleißig lesen und studiren müsse. Wir haben gegen dieses Urtheil im Ganzen nur wenig einzuwenden, sind aber überzeugt, daß uns Deutschen eine weit reinere Quelle fröme in Goethe's Torquato Tasso. Dieses Werk ist indessen mit einem solchen Ruhm noch keineswegs befriedigt, sondern darf weit höhere Ansprüche machen. Ungern nur bequemen wir uns zu dem Ausdrucke, es sei in diesem Schauspiel die Poesie selbst poetisch behandelt worden, indem bekanntlich jener Ausdruck seit länger als zwei Jahrzehnten durch überfreigebigen Gebrauch zu einer gewissen Unscheinbarkeit abgenutzt und zerrieben worden ist. Indessen giebt es keinen andern, der so genau und so bündig kurz ausspricht was wir eigentlich meinen.

In dieser Periode finden wir das Höchste was Goethe geleistet hat, und täglich erneuert sich uns der Genuß, den uns die genannten köstlichen Werke bieten.

§. 31.

Nur Dein letztes Wort nicht einräumend, ja in seiner Einschränkung entschieden ablehnend, (so beginne hier der fünfte Redner) erfreue ich mich mit Dir völlig des großen Werthes aller dieser Werke. Von Perioden will ich gar nichts wissen, ich will einen Dichter in seinen Werken nie einzäunen, und ich mag selbst Deinen mit Blumen durchflochtenen Blumenzaun nicht, denn nur Pegasus im Joche würde sich eine solche Sonderung durch das Abstechen mit der Pflugschaar, und das Aufstellen der Gränzsteine gefallen lassen. Wenn ich ferner glaube, den Egmont als dichterisches Werk weit über Iphigenia und sogar über Tasso setzen zu dürfen, so möchte ich dennoch dabei noch einen tiefen Herzenswunsch und eine — Kleinigkeit aussprechen. Die letztere betrifft Alba's natürlichen Sohn. Ihr bezweifelt hoffentlich nicht, daß ich seine Nothwendigkeit und tragische Bedeutung einräume; aber ich darf fragen, ob ihm nicht zu viel Raum verstattet sei. Ein junger blühender Mann, der gleich von vorn herein erklärt und oft wehmüthig wiederholt, Hülfe bringe er nicht und könne sie nicht bringen, mag noch so viel gute Empfindung und Mitleid zeigen; er wird doch bald mit seinen Klagen ein wenig lästig werden. — Der tiefere Herzenswunsch betrifft den Helden selbst, den niemand auch jetzt wie er ist inniger lieben kann als ich, und der ohne Zweifel alles das ist, wie Du ihn genannt, dem ich aber doch noch das — Allerhöchste wünschen möchte, das er — gestehen wir es nur — doch nicht hat. Besäße er es, würde nicht sein leichter Sinn, seine Liebe, sein kindlicher Heldenmuth, mit schöner Lebenslust, vereint, noch reizender erscheinen? — Den etwanigen Zweifel, ob er, als historisch-poetische Person, es haben könne, darf ich wohl als gänzlich unstatthaft zurückweisen.

Iphigenien nennt A. W. Schlegel einen Nachgesang der Griechen; keinesweges aber des Griechen (Euripides). Das kalt scheinende Wort hat, wie ich vernehme, hie und da Befremdung veranlaßt, und allerdings kann es nur durch einen sehr nöthigen Zusatz gerechtfertigt werden. Dieser Nachgesang erreichte die Griechen nicht in dem worin sie unmöglich zu erreichen sind, d. h. um es mit Einem Worte zu sagen: im — Griechischen; wohl aber übertrifft er sie zum Theil im Rein-Menschlichen. Für vollendete Griechen kann ich selbst die Goethe'schen Orest und Pylades nicht anerkennen, sie sind bloß menschliche Charaktere, vor allen aber Iphigenie selbst. Wie viel das sei, fragt Ihr nicht.

§. 32.

Im Tasso finden wir wohl sämmtlich die höchste Gebildetheit der Gedanken und der Sprache, die höchste Klarheit im Anschauen der Verhältnisse der höheren Stände und dessen, der über allen Ständen friedlich klar und liebend wohnen sollte, des Dichters. Ist aber nicht hier mehr der Begriff des Fürsten und des Staatsmanns aufgefaßt? und vermissen wir nicht zuweilen die wahrhaftigen Leben-hauchenden Personen? Ist nicht ferner die höchste Wohlthat des Trauerspiels, die Beruhigung, übergangen? und, was noch betrübender ist, wird uns nicht statt derselben eine bloße Beschwichtigung gegeben? und gleichsam angedeutet, es gebe nichts anders als diese mit höchst möglichem Anstand unternommene Beschwichtigung? Ich verlange nichts Unmögliches, denn ich finde diese Beruhigung im Oedipus des Sophokles, und in den sämmtlichen Shakspearschen Trauerspielen aus seiner reifern Zeit (Othello vielleicht ausgenommen).

Hier

Hier unterbricht der frühere (vierte) Redner: Die ganze Anlage des Stücks, so wie der Charakter des eben so starken als schwachen, verhätschelten und mishandelten Tasso verbot, wie mich dünkt, jeden andern Schluß. Ausdrücklich mit Worten gegeben konnte deshalb die Beruhigung nicht werden, aber dem tiefern Blicke erscheint sie im Hintergrunde, denn die Poesie ist doch wohl unendlich mehr als dieser Tasso, dessen Schuld allein es ist (wie sich auch sein Leben gestalten möge), die tiefste und unantastbarste Beruhigung nicht geschöpft zu haben. Aber nicht bloß die Poesie selbst, sondern auch der Dichter des Tasso ist unendlich mehr als dieser Tasso, und schon in diesem einzigen Gedanken liegt jene Beruhigung.

§. 33.

Laßt mich jetzt ein andres Werk des Dichters nennen, das keiner Periode anheim fällt, und keiner anheim fallen kann, weil es wie ein reines Göttergeschenk und Götterbild dasteht, ganz umgeben und durchdrungen von der tiefsinnigsten Poesie bis in das Innerste hinein, durch und durch geheimnißreich wie die Idee des Lebens selbst, und doch hell glänzend wie sie. Ich meine Faust.

Wir haben gesehn, wie frühere Dichter diesen Stoff auffaßten: — nicht ohne Tiefe, aber einseitig. Die Gelahrtheit, welche den Faust umgab, machte ihn unbehülflich, denn sie drückte ihn wie ein schweres, faltenreiches Kleid. Indem er von den höchsten Dingen sprach, zeigte er sich eitel und in der Eitelkeit unbefriedigt; dann sollte der Hülfe bringen, der keine Hülfe hat, und als personificirte Lüge allem Troste wehren muß, weil dieser ja doch am Ende nur aus der Wahrheit entspringen kann. Caspar stellte den gemeinen Menschenverstand vor, welcher auf seinem Gebiete völlig in

das Reine gekommen, deshalb auch leidlich witzig ist, und im Verhältniß zu Faust, der im Anfange thörichter Weise allen Witz verachtet, und späterhin höchstens den Witz der Verzweiflung hat, mitunter fast den Herrn zu spielen versteht. — Daß Casper endlich als Repräsentant der lustig flachen Prose, späterhin als Nachtwächter die Nacht bewachen muß, die Freundin und Pflegerin des Tiefsinns und der Poesie, ist als wahre Weltironie anzuerkennen, möge sie nun dem Dichter bewußt oder bewußtlos entwischt sein.

Goethe gab im Faust den ganzen Kern der Geschichte der innern Menschheit, weshalb wir dieses Werk als das einzige betrachten, welches mit dem Hamlet verglichen werden kann. Diese Dramen, nebst dem ihnen gegenüberstehenden Don Juan, enthalten die reinsten Elemente des neuern Dramas, indem hier die Muse der Poesie selbst das moderne Weltgericht gehalten zu haben scheint. Faust zeigt uns, daß das Wesen der Menschheit nur auf dem Unbegreiflichen ruht, weshalb auch alles Begreifliche und Begriffene (wer begreift mehr als Faust und Mephistopheles?) ihm keinen vollendeten Frieden geben kann, während die Mystik der Hölle, ironisch genug, doch einige Beschwichtigung bietet. (S. die Hexenscenen und einiges auf dem Blocksberge vorfallende.) Wo nun Befriedigung ist — in religiöser Demuth und Heiterkeit — das weiß er nicht und will er nicht wissen. — So glauben wir schon durch diese Andeutung gezeigt zu haben, wie im Hintergrunde die höchste Beruhigung walte, die aber nur durch klare religiöse Anschauung, die einzige Quelle ewiger Poesie, gegeben werden könne. — Lasset mich jetzt nur dies Eine Wort über dies große Werk aussprechen, ein Wort, das nicht ganz unwichtig sein möchte, denn wenn auch hunderte und tausende dessen nicht bedürfen, so giebt es doch leider noch manche sonst gar wak-

kere Männer und Frauen, die sich vor dem Faust wie vor etwas unchristlichem scheuen. Abgerechnet aber, daß das wahre Christenthum, mithin auch der wahre Christ, sich vor gar nichts zu scheuen habe, ist gerade nach meiner Ansicht in diesem Faust die wahre Apotheose desselben angedeutet.

Es sei genug, spricht hier ein sechster Redner, denn entweder soll man über dieses größeste der deutschen Dramen nur das Kürzeste und Bezeichnendste sagen, oder es in allen einzelnen Theilen, ja Wort für Wort durchgehen. Was in der Mitte steht, das „vielerlei" ist überall, besonders aber hier unstatthaft. Prinz Hamlet hat etwas ähnliches im Sinne, wenn er den Horatio, der nicht übel Lust hat, dem alten Dänenkönig eine lange Lobrede zu halten, mit den Worten unterbricht:

> He was a man, take him for all in all,
> I shall not look upon his like again.

die sich freilich am besten auf Shakspear selbst anwenden lassen, doch auch — mutatis mutandis — gar leicht auch auf dieses Werk unsers deutschen Dichters.

§. 34.

So hoch es stellend, möchte ich dennoch nicht es alle andre Werke G's, ungebührlich vergleichend, überragen lassen, welches einmal etwa ein Jahrfünf hindurch Mode geworden war. Wie? ist denn nicht jedes wahre Gedicht ein Mikrokosmus? ist nicht z. B. in dem „Jahrmarktsfest" die ganze Welt in tragischen Humor getaucht, der eben weil er so tragisch ist, von weitem fast aussieht wie lustig. Freilich schließt das „Orgelum Orgelei Dudeldumdei" das Gedicht fast zu grell — tragisch; aber steht es nicht bei Dir, einen tiefsinnig beruhigenden Text diesen Tönen unterzule-

gen? — Ist nicht ferner im Wilhelm Meister eine nicht minder reiche Welt vor uns ausgebreitet — wie im Faust?

Wie stand es früher um den Roman! welche enge Ansichten hatte man von dieser herrlichsten, und für die Modernen geeignetsten ersten Dichtungsart! Was gab selbst Richardson und Rousseau! der erste schenkte uns sehr interessante und theilweis erbauliche Exempelbücher, aber was er baute glich fast einem zugemauerten Hause, in welches kein Sonnenstrahl fröhlicher Poesie dringen kann, Rousseau fand in dem Roman einen Zufluchtsort für seine zuweilen sehr anziehende, oft aber auch gestörte und kranke Phantasie, und der schöne Schein (oft bloß der Schein des Schönen) konnte sich lediglich in einzelnen Beschreibungen, fast nie in Darstellungen ankündigen. — Was Goethe im Meister geleistet hat, ist zum Theil trefflich ausgesprochen im Athenäum vom Jahr 1798, und ich bin nicht gewillt zu wiederholen was für jeden zugänglich ist. Lasset uns aber doch endlich einmal die jämmerliche Elle zerbrechen, mit der man meistens den Roman misset. Er ist die eigentliche Heimath der modernen Dichter. Hier mögen sie in Charakteren und Begebenheiten, Gesinnungen und Leidenschaften, unendlich frei und doch künstlerisch begränzt, in Blüthenhainen und auf starren Felsenspitzen, in schimmernden Gesellschaftssälen oder auf mitternächtlichen Kirchhöfen sich ergehen, hier mögen sie die tiefsten Geheimnisse der Menschennatur, das Räthsel der Liebe und des Hasses, die Abgründe der Charaktere, wie sie ihnen das eigene Leben und die Geschichte gezeigt hat, gelassen und feurig entwickeln. Hier mag ihnen ihre Lust poetisch in ihren poetischen Werken, ohne erforderliche Eile zum Ziel, spazieren zu gehn, — ein ächtdeutsches Vergnügen — oder in den künstlichen Lauben und auf den duftenden Rosenbänken zu verweilen, (was ihnen als

dramatischen Dichtern verwehrt ist) gar wohl gegönnt werden. Hier möge selbst ihr liebes reflectirendes, rhetorisches, kritisches Talent, das sich überall Bahn brechen möchte, gewissermaßen als ein Theil der Handlung im Roman aufweten dürfen, hier möge endlich die freiste Ironie (die herrliche Beglaubigung des edeln Dichters) Luft und Bahn finden.

Besorget deshalb keinesweges, ihr Freunde, als könne ich jemals mit dem trefflichen Goethe'schen Roman einen unfreien Halbgottesdienst treiben wollen, aber er verdient die größte Ehre schon um deswillen, weil er der erste seiner Gattung ist. Wir finden hier eine Reihe von leichten und anmuthigen Novellen, in einem köstlich gebildeten, früherhin so noch nie vernommenen Styl vorgetragen, wir finden einen reinen Abglanz des Lebens, von Sinnigkeit und Ironie umgeben, zurückgestrahlt aus der Erscheinung von Charakteren und Verhältnissen, die leicht und anmuthig hingehaucht dem oberflächlichen Blicke fast nur geringfügiges oder mäßig bedeutendes zu verkünden scheinen. Wir finden hier, um doch auch Einzelnes zu gedenken, einen durchaus neuen einzig vollendeten Charakter, Mignon, deren Exequien die Poesie selbst zu feiern scheint, einen Harfner, den die Poesie selbst einführt, — den aber die Prosa (hart und wahr genug) von dannen schleppt. Der vierte Band des Werkes hat wohl mitunter etwas Herbes; doch werden wir gestehen müssen, daß er, das spätere männliche Alter überhaupt repräsentirend, nicht ganz ohne jenes Element (der Herbigkeit) gedacht und ausgeführt werden konnte. Immerhin mag der feurige Jüngling zornig ausrufen, daß er hier den herrlichen Vater Goethe nicht ganz erkenne, daß eine gewisse schauerlich anstandsvolle, höchst gebildete, aber durchfröstelte Halb-Poesie und Ueber-Vornehmheit sich triumphi-

rend in den Hintergrund stelle, wo dann nothwendig manche schöne Farben verlöschen und die musikalischen Töne verstummen müssen.

Er mag immerhin sagen, daß Jarno, Lotharis und der Abbé gewissermaßen die Thesis, Antithesis und Synthesis der mehr oder minder gebildeten, krystalisirten Prosa darstellen, weshalb die Göttin dieser Prosa ihre Krone, die sonst nur Einer tragen kann, in drei Theile zerbrechen müsse, um keinen dieser würdigen Competenten leer ausgehn zu lassen. Wie gesagt, der Jüngling möge sich immerhin also aussprechen, es kann seiner Gesinnung Ehre machen, und wir vergeben ihm gern, ja wir loben ihn, daß er, der Verstellung abgeneigt, sich wenigstens aufrichtig erhitzt; aber der Mann wird (obwohl auch er Einzelnes in jenem vierten Theile anders wünschen darf) dennoch denselben als im Ganzen nothwendig und künstlerisch stets zu beziehen wissen, sollte ihm auch von dem alten freudigen Genusse ein wenig verkümmert werden.

§. 35.

Lasset uns endlich der einzelnen Goetheschen Gedichte gedenken, in denen der ewige Blüthenhauch der Jugend und Schönheit Leben gebend und ergreifend waltet. Hier ist der ewige Frühling der Poesie, hier das Eldorado und die Hesperiden-Inseln, das Morgenroth und der Abendhimmel, und farbiger Glanz und sanft und kräftig anklingende Töne der Jugend, der Sehnsucht, der Freude, der Liebe, des lebenvollen Behagens u. s. w. Soll ich erwähnen der Naturfeier, der Frühlings- und Freudenlieder, der von dem reinen Geiste der Geselligkeit eingehauchten Gesellschaftsgesänge *), (die ich so nenne, weil sie die Musik gleich mit-

*) Sehr viele Dichter machen in ihren Trink- und Freu-

bringen) des Erlkönigs, des Gottes und der Bajadere, der Braut von Corinth u. s. w., oder feiern wir sie nicht besser durch Stillschweigen oder durch Gesang? oder, wenn wir ja darüber reden wollen, ist es nicht besser, dem großen Dichter bloß froh und innig dafür zu danken, als rühmend zu untersuchen und untersuchend zu rühmen? Können wir etwas anders ihm sagen, als was einst Virgil einen seiner Hirten sagen ließ:

Tale tuum nobis carmen, divine poeta,
Quale sopor fessis in gramine, quale per aestum
Dulcis aquae saliente sitim restinguere rivo.

und werden wir nicht diese melodischen Worte und ihren ganzen Sinn noch weit besser verstehen müssen als selbst — Virgil, der sie wenigstens keinem seiner Zeitgenossen mit so überschwenglicher Wahrheit zurufen konnte, wie wir unserm Goethe.

§. 36.

Ihr Männer, lieben Brüder, — so möge hier der siebente Mann reden — wollt ihr, daß auch die Menge euch höre, so ist nöthig, daß Ihr nicht bloß, wie Lessing sagt, zweifelnd bewundert und mit Bewunderung zweifelt, — eure mitunter vielleicht recht seligen Anschauungen sind ihr vollends zuwider — sondern ihr bedürfet einer tadelnden Maske *). Ich will sie theilweise widerlegend vorzustellen

---

denliedern erst weitläuftige Anstalten zum Vergnügen, die erst gehörig abgesungen werden müssen, ehe es zu einigem Ergötzen kommt. — Bei Goethe ist es gleich vorhanden und stets einig mit der herrlichen Schlußmahnung, sich vom Halben zu entwöhnen, und im Ganzen, Guten, Schönen, resolut zu leben.

*) Fast wie sie dem sechsten Redner in der „schönen Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts"

suchen, versprechе jedoch billige Kürze. — Man könnte die oft gerühmte Grazie in den Goetheschen Werken in einzelnen Fällen angreifen, als verdiene sie wenigstens nicht den höchsten Ruhm, da der Dichter, wie die ersten Phönizischen Schiffer, sich nicht immer auf das hohe Meer des Schicksals und der Leidenschaften begiebt, sondern oft nur gemächlich am Ufer herumschifft. Allerdings kann es scheinen, als gäbe er zuweilen nur die Exponenten, oder mit einem andern Ausdrucke: das Exoterische des Gefühls und der Gesinnung, und liebe mitunter die bequem heitere Behaglichkeit zu sehr. Man könnte ferner, in das Einzelne gehend, die römischen Elegien von Seiten der objektiven Moralität mit Recht angreifen, und insonderheit die Venus tuta auch als unpoetisch

---

geliehen worden ist. Es schien mir damals (1811) nöthig, auch einzelne harte Aeußerungen über G. nicht zu scheuen, da sie für die Literarhistorie wichtig waren, und ich überzeugt war, es werde nach allem vorhergehenden unmöglich sein zu glauben, ich könne wohl gar alle Ansichten jenes sechsten Redners theilen. Dennoch sind die seltsamsten Mißverständnisse nicht ausgeblieben, und man hat gerade die härtesten jener Reden häufig gerühmt (!) ja es ist ein ganzer verfehlter Roman, nebst vielen Beilagen damit dick übermalt worden, wobei jedoch der Autor desselben noch aus eignem Beutel eine Menge klappernder Kupfermünzen hinzugefügt hat. Auch an Lust- und Freudenfeuern hat es nicht gefehlt, angezündet in gewissen Zeitungen zur Feier der Siege (!) über Goethe; und manche muntere literarische Handwerksgesellen sind häufig in gewissen kritischen Vorstadt-Herbergen zusammen gekommen, um über den edlen „Statthalter der Poesie auf Erden" den Stab zu brechen, wie man „bei Bier und Tabak, sich über Feldherrn erhebt." — Daß hier nicht die Rede sei von Männern, die geistreich und bescheiden gegen Einzelnes in Goethe's Werken Zweifel erhoben haben, oder noch erheben werden, versteht sich freilich ganz von selbst; doch will ich es zum Ueberfluß ausdrücklich hinzufügen, um den Wenigen, die etwa möchten mißverstehen wollen, den unschönen Spaß zu verderben.

ablehnen, wobei wir allerdings Ursache haben zu wünschen, daß ja kein Andrer wagen wolle sie zu preisen, da der romantische Geist bestimmt will, daß Liebe und Gefahr beisammen seien. — Der vierte Band des Wilhelm Meister, kann, sobald wir ihn als letzten ansehen, an Milde und Grazie nicht mit den drei ersten wetteifern, will es auch wahrscheinlich nicht; aber Herrmann und Dorothee darf nimmermehr die Schuld tragen, daß einst eine geistvolle, aber überschwengliche Recension das herrliche harmlose Werk an den unrechten Platz setzen wollte. Die edle, bescheidne, gründlich deutsche Gesinnung, die plastische Kraft und die unnachahmliche, eben so feine als tüchtige, stets liebenswürdige Ironie, die wie reinster Blüthenhauch das ganze Gedicht umschwebt, sichern ihm unvergängliche Liebe zu, und kein bitterer Tadel wird jemals haften.

§. 37.

Bei der „natürlichen Tochter" könnte man von Marmorglätte und Marmorkälte reden, welche in den Sälen des poetischen Herzogs walte; doch würde man dann vergessen, daß der Stoff im Einzelnen gerade diese Temperatur mit sich brachte, und daß sonst wahrlich die tiefste Innigkeit da nicht fehle, wohin sie gehört. Giebt es etwas rührenderes als die Klagen des Vaters um die verloren geglaubte Tochter? und — wenn ich Einzelnes anführen darf — sind es nicht ewige Empfindungen, welche die Worte aussprechen:

> O jetzt erst fühl' ich und erkenn' es klar,
> Welch ungeheures Schicksal den betrifft,
> Der seines Tags gewohntes Gut vermißt.

Was ist doch fast aller Theaterjammer von Corneille bis Kotzebue gegen diese tiefste und einfachste Klage! und sollte

es nicht gerade jene traurige Sehnsucht nach besagtem Jammer sein, der so oft unstatthafte Klagen über Kälte veranlaßt? Sollten wir nicht lieber die große historische Bedeutung, in so weit sie sich in dem leider unvollendeten Werke andeutet, zu erforschen streben, die wahrlich eben so tiefsinnig als edel-offenherzig hier von dem Dichter gebaten wird.

Der Roman „die Wahlverwandtschaften" hat, wie es scheint, in den ersten Jahren nach seiner Erscheinung nicht immer günstig gewirkt, und um der Seichten gar nicht zu gedenken, welche fast immer nur wiederholten was niemand zu wissen begehrte, daß Eduard ihnen durchaus nicht gefalle, daß Ottilie zu zart sei u. s. w., verhehlen wir nicht, daß auch sehr wackere Männer und Frauen diesen Roman nicht liebten und für gefährlich erklärten. Man hat von einem Eisfeld gesprochen, auf das ein sternenloser Himmel herabhänge, und unter andern gemeint: „Da das ganze Buch, wie es scheint, auf eine chemische Zerlegung der Sünde hinauslaufen sollte, und sein moralischer Werth doch nicht zu retten war, so möchte man fast wünschen, daß es wenigstens wirklich zum Sündigen käme. Statt dessen bleibt es ewig nur beim Sündigenwollen, was den Menschen schlimmer verödet, als die Sünde selbst, die ja durch Freiheit der Reue wieder vernichtet werden kann. Oder wäre etwa einer unter uns, dem der verlorene Sohn oder Maria Magdalena nicht theurer wäre als ein Pharisäer oder Schriftgelehrter?" (S. „die sch. Lit. D's.")

§. 38.

Alles dieses ist an sich richtig; aber es paßt nicht hieher. Der Dichter liest uns aus dem Buche des Schicksals vor, und zeigt uns in künstlerischer Darstellung jede Farbe

und jede Verschmelzung der Farben im Leben. Er stellt uns die Thaten dar und den Lohn den sie in sich selbst haben, so wie in der Verknüpfung mit den äußern Verhältnissen, mit dem ewigen Gesetz. Im schönen Besitz des goldnen Friedens mahlt er uns sowohl den Unfrieden und die Unklarheit, als die reine Himmelsluft und die schöne Tugend die sich der Mensch aneignen kann. Er zeigt uns (mit Einem Worte), daß was Leben hat auch leben wird, und was den Tod und die Sünde in sich aufgenommen — sei es auch die zarteste und feinste — sterben und untergehen müsse. — Sollte er etwa von Zeit zu Zeit aus den Coulissen hervortreten und sagen: diesen Gedanken des Grafen, Eduards, Ottiliens, Charlottens, des Hauptmanns u. s. w., billige ich selbst nicht; nehmt deshalb ja kein Aergerniß daran. — Soll er sich der Würde des Dichters, die unter andern auch darin besteht, daß er nur durch sein Ganzes, nie durch Einzelnes lehrt, entäußern? Hat der Dichter überhaupt Einzelnes, das als Einzelnes genossen, vollkommenen ästhetischen Genuß gewähren kann? — Soll er etwa — um ein Beispiel zu geben — den großartig tragischen Herbst nicht schildern, weil hier nothwendig die Blätter fallen, und dieser Anblick gar manche zu wehmüthig stimmen kann? Ist es nicht genug, wenn er nur stets deutlich ahnen läßt, daß es dennoch einen ewigen Frühling giebt?

Von diesem Standpunkte aus, finden wir in den Wahlverwandtschaften einen Roman, der an tragischer Kraft, so wie an innerer Klarheit selbst den Werther überragt, und wenn wir verlangten, er solle auch die Lieblichkeit des Wilhelm Meister haben, so würde dies nicht minder ungerecht sein, als wenn wir von Shakspear verlangten, er hätte uns auch in seinem Timon die Anmuth des Wintermärchens mitgeben sollen. Könnte man nicht ferner sa-

gen, und mit einer Menge von Scheingründen belegen, daß sein Hamlet zu einer kolossalen Verzweiflung führe, während doch dem tiefern Blicke das reine Gegentheil aufgeht.

§. 39.

Genug! (so möge hier der Ächte unterbrechen) lasset uns jetzt lieber zu dem trübsten Worte übergehen, das die neuere Zeit gegen Goethe auszusprechen gewagt hat; lasset es uns aber nur mit gebührender Zartheit berühren, denn die Sache ist zu heilig, um irgend einen Wortprunk zu vertragen. Es kann nicht die Absicht irgend eines feindgesinnten Mannes sein, den großen Dichter in die Schule nehmen und ihn nach dem christlichen Catechismus prüfen zu wollen. Es kann niemand zweifeln, daß er das Christenthum historisch genau kenne, er, der ewig helle Geist, dessen Scharfsinn auch die fremdartigsten Wissenschaften (z. B. Osteologie und Mineralogie) durchdringen konnte, und es ist dem alles Beziehenden ohne Zweifel zuzutrauen, daß er selbst einige Theile des Christenthums, da wo es als Religion der Sehnsucht und des Todes erscheint, — Saiten, die in seinen Gedichten nur selten berührt werden — dennoch in ihrer ganzen Herrlichkeit anerkenne. Er ist ferner überaus zu loben, daß er nie mit religiösen Gefühlen Prunk getrieben; und wer, dem das herzlose Klingeln einiger heutigen Pseudodichter mit heiligen Namen und Worten zuwider ist und mit großem Recht frevelhaft erscheint — würde nicht Goethen schon um deswillen rühmen, daß er auch in dieser Hinsicht sich stets in edler Keuschheit erhalten und selbst den Namen Christus nur höchst selten genannt hat. Er hat das mit Shakspear gemein, der den heiligen Namen auch nur sehr selten ausspricht, oder ihn nur umwunden andeutet (z. B. the blessed Mary's son).

Und welcher Vernünftige hätte wohl je gezweifelt, daß Shakspears Geist, vor dem der Menschen ganzes Geschick so sonnenhell dalag, ein vom Christenthum rein durchglühter sein müsse? — Ob aber Goethe's Werke alle von diesem Geist durchdrungen sind; ob sie alle ihre Wurzel im Christenthum finden, und der reinchristliche Tiefsinn eins geworden ist mit der Heiterkeit und Milde, (welche letztere Tugenden bei G. als allgemein anerkannt zu betrachten sind) — diese Frage allein ließe sich aufwerfen; aber nur eine gründliche Bescheidenheit darf so fragen und sich selbst antworten.

Bei dem wüsten Lärm aber, den einige angerichtet haben, denen noch vor etwa vierzehn Jahren eine solche Frage gar nicht eingefallen wäre, scheint es am zweckmäßigsten, wenn wir mit hinlänglicher Verachtung jenes wüsten oft frechen Getreibes bloß folgende kurze Bemerkungen in reiner Liebe für Goethe aussprechen. Die christliche Religion ist ewig nur Eine: des Gesetzes Lösung durch die Gnade, Menschenliebe bei innerer Klarheit, edler Zorn aus Liebe und Freundlichkeit aus Kraft. — Und nun betrachtet Goethen. Giebt es christlichere Dichtungen als Götz von Berlichingen, Clavigo, Herrmann und Dorothea? giebt es eine köstlichere Darstellung der Gnade als in dem „Gott und der Bajadere?" (den Einwurf, das sei ja eine Indische Legende, wird wohl jeder sogleich als unstatthaft verwerfen). — Sind nicht viele Goethesche „Gedichte" klare Zeichen der liebenswürdigsten Menschenliebe? einer Tugend, aus der alle andern Tugenden fließen.

Aber es findet sich einzelnes Widerstrebende. Das kann nicht bestritten werden; vergeßt aber nicht — wenn ihr zuvörderst euch an die viel zu häufig citirte, aber in sich selbst wahrhaft große und einfältige Sentenz Homo sum etc. er-

ein fester, durchschauender Blick des Letztern auf dieselben, der sie im Zusammenhange ergriffe, ihre scheinbare Unbedeutendheit im Einzelnen aufheben.

§. 41.

Es ist ein genußverkümmernder Irrthum der meisten Leser, die im Homer immer nur die Kämpfe des Ajax, Achill und Hektor, oder Andromache's und Priams Schmerzen rühmen; auch Nausikaa und der göttliche Sauhirt, so wie jede Eß- und Streitscene, der Schiffskatalogus sogar, und der Schild des Achilles haben ihr bescheidnes Theil aus dem allgemeinen Fond von Poesie erhalten. Man wende dies auf das Goethesche Werk an, und man wird die zerbrochenen Schüsseln, Clavierstunden, und jene philisterhaften Halbjünglinge, vor allen aber die meisterhaft geschilderten Hausfreunde, das Pfeifergericht, und die Krönungsfeierlichkeiten mit besonderer Anerkennung und Freude genießen. Ueberhaupt ist der ganze Eindruck dieses Buches behaglich, bequem und heiter, und es thut ihm keinen Abbruch, daß diese drei letzten Wörter selbst sehr häufig darin vorkommen, denn es liegt in der Natur jener angenehmen Zustände, daß sie sich selbst als solche nennen und wiederholt aussprechen. So erfreulich uns aber auch jene Heiterkeit, Behaglichkeit und Bequemlichkeit sein muß, so findet sich doch noch etwas Höheres in diesem Werke, ein Höheres, welches zwar die meisten Goetheschen Schriften auszeichnet, doch diese ganz besonders. Ich meine den durchgängig herrschenden, rein gebildeten, geselligen Geist, und den klaren, musikähnlichen Styl.

England und Frankreich haben ohne Zweifel manche auch in der genannten Hinsicht lehrreiche und achtungswerthe Werke geliefert. Dennoch hält vielleicht keines mit dem

Wil-

Wilhelm Meister und der Selbstbiographie eine Vergleichung anstellen. Hier wird nämlich nicht bloß ein guter Catechismus der Geselligkeit gegeben, — obgleich wir auch einen solchen gern empfangen würden, — sondern es ist der gesellige Geist selbst in den mannigfaltigsten Formen zur Erscheinung gebracht worden, und die Begriffe haben Gestalt angenommen. Es ist noch nicht genugsam zur Sprache gebracht, was die Deutschen auch in dieser Hinsicht Goethen verdanken, und es dürfte vielleicht der höchste Tadel für eine Gesellschaft sein, wenn wir zu dem Urtheil gezwungen würden, es herrsche auch nicht eine Spur von Goethischem Geiste in ihr; denn selbst in dem Falle, daß sie sich etwa zu Shakspearschem, Jean Paulschem u. s. w. Geiste (es versteht sich mit reproducirender Freiheit) entschlossen hätte, würde doch der Goethesche nie verbannt sein. Wo wir ihn finden, da ist gut Hütten bauen und gut sein, denn nur der Freie kann, wie gesagt, Goetheschen Geist reproduciren, der kein isolirt Goethescher ist, sondern ein rein menschlicher. — Ueber ein gewisses Goethesches Gespenst, das hie und da herum geht, (ich möchte es fast nur ein Goethianisches nennen) sollte man lediglich mit leichtem Spott hinübergehen; aber es kann hier nicht davon die Rede sein, wo nur von Goetheschem Geist, der ein allgemein menschlich geselliger ist, gesprochen wurde.

§. 42.

Was den Styl dieser geselligen Bücher betrifft, so ist es nicht vonnöthen weitläufig darüber zu reden; wohl aber dürfen wir jedem noch nicht völlig geübten Leser anrathen sich dieselben laut vorzulesen oder lieber angenehm vorlesen zu lassen, um sich mit einemmale und für alle Zeiten

die sichtlichste Weise zu überzeugen, welcher köstlichen Bildung und welches unendlichen Wohllauts unsere geliebte alte Sprache fähig ist. Der geübteste Leser bedarf jenes lauten Vortrages freilich nicht so sehr, sondern kann mit dem bloßen Auge die schöne Architektonik des Styls leicht entdecken, oder er wird, wie der Musikkenner mit der Partitur in der Hand, die erfreuliche Komposition anschauen, auch ohne sie zu spielen *).

Noch höher stehen der zweite und dritte Band der Selbstbiographie, in denen der tiefsinnigste, aber zur vollen Heiterkeit gelangte Mann, das Blühendste sich stets entfaltender Jugendleben vor unsern Augen entfalten. Der Genius des Romans und des Dramas bieten sich hier innerlich die Hände. Während aber der Dichter sein eigenes Leben darstellt, hat er sich selbst mit eben so menschlicher als künstlerischer Milde und Bescheidenheit nur als Theil eines Ganzen hingestellt, bald vorausschreitend, bald zurück

*) Aber auch der größte Musiker wird sich doch mit dem stummen Lesen der Partitur des Belmont und Don Juan, obgleich sie ihm völlig klar ist, nicht immer begnügen, sondern selbst an das Fortepiano treten, um die herrlichen Schöpfungen besser zu genießen, oder in das Opernhaus wandern, um alles vollständig zu haben. Goethe sagt sogar, daß „das Lied schwarz auf weiß ihn häßlich ansehe". Lasset, ihr lieben Deutschen, dieses Wort, auch wenn ihr es dem trefflichen Manne in Beziehung auf ihn selbst nicht zugebt, doch Nutzen für euch bringen, und lernet — ich meine die es noch nicht können; und ganz ausgelernt haben doch wohl nur wenige — lesen, laut lesen, einfach klar, melodisch, und, um Gotteswillen, ohne alle Ziererei und Koketterie. — Die Poesie und eine vortreffliche Sprache verlangen es, und ihr seid bekanntlich viel zu gerechte und liebenswürdige Menschen, als daß ihr ein so billiges Verlangen, das, wie gesagt, nicht ein Einzelner, sondern die Poesie und Sprache selbst an euch richten, kalt ablehnen solltet.

lich in der Mitte, bald einsame Pfade betretend, doch stets im Andenken an das Ganze und in der Beziehung auf dasselbe. — Welch eine Fülle von Charakteren und Gestalten erhebt sich hier vor unsern Blicken, wie sicher und genau, und doch wie leicht ist alles gezeichnet, wie sprechend jede Figur, und in welcher Einklange mit der Natur, die bald nur als schöne Decoration, bald als nothwendig und mithandelnd erscheint. Und dennoch ist auch hiemit die Kritik dieser Biographie noch nicht vollständig auch nur angedeutet worden, denn sie erreicht ihren höchsten Triumph erst durch die vaterländisch historische Bedeutung, die sie in sich trägt. Es ist die Geschichte der deutschen Cultur seit etwa achtzig Jahren, welche zu einem Kunstwerke gestaltet, sich hier vor unsern Augen entwickelt, das herrlichste Panorama der mannigfaltigsten Bestrebungen des deutschen Geistes, von einem klugen und freundlich überschauenden Tiefdenker aufgefaßt und aufgestellt. Mit „Milde" und „Freundlichkeit" — wohl dürfen wir hier diese Worte wiederholen; denn was bedeuten sie anders als die Erscheinung der harmonischen Bildung? — Und welche Kritik begegnet uns hier! wie gerecht und — mehr als gerecht, wie menschlich billig, wie zart und leise, wie berücksichtigend alles was hemmen konnte, wie entschuldigend, zum Besten kehrend, und versöhnend! — Wer noch lernen kann — und das sollte jeder — der lerne hier ganz besonders von unserm größten Dichters Milde.

§. 43.

Fast alle deutsche Dichter des höhern Rangs, denen die Vorsehung ein langes Leben gedähnte, haben im Alter manche Zeichen wahrnehmen lassen, die auf irgend ein Mißverhältniß hindeuteten. Einigen hatte das Leben selbst ein we-

nig Bitterkeit gegeben, und sie sprachen das, sich selbst verletzend, zornig oder — kalt genug aus. Andre wurden völlige Fremdlinge in der Gegenwart und entzogen sich ihr so weit es möglich ist; da indeß nun einmal die Gegenwart sich überall mehr oder weniger geltend macht, und oft am feindlichsten wenn man sie ignoriren will, so können wir auch jene Männer nicht glücklich nennen.

Andre hatten sich in ihren ältern eignen Lieblingsgeistern und Lieblingsschriften zu eng festgesetzt, wollten nicht weiter, und klagten dann über das Publikum, so wie über die Kritik, welche schon zu höhern Forderungen sich berufen fühlte. — Andre, stets klüger aber auch stets nüchterner werdend, blickten auch auf ihre eignen Jugend- und Manneswerke fast mitleidig herab, konnten aber leider nichts Besseres geben; — Andre schwiegen gänzlich in rühmlicher Selbstkenntniß; erlebten jedoch dabei das Misgeschick, das leider in Deutschland so häufig ist, fast vergessen zu werden. Nie verstattet das Publikum, auf den Lorbern lange zu ruhen: es will stets neu angeregt sein, und fragt zu viel nach dem neuesten Meßkatalog. — — Von allem diesem Misgeschick hat Goethen keines getroffen. Er hat seit seiner Selbstbiographie stets fortgefahren, sich dem Publikum in schöner Vertraulichkeit zu nähern, er hat stets Kenntniß genommen von fast allem, was in unsrer Literatur auf wahre Bedeutung Anspruch machen kann, ja es hat Fälle gegeben, wo wir sogar von einer gewissen Uebermilde haben reden dürfen. Wenn aber die Kunst ihm geblieben ist, wie sollte die Natur ihm fremd geworden sein können! Die alte Liebe ist stets gewachsen, und was er noch in den neuesten Zeiten in der Wissenschaft geleistet, wird lebhafter anerkannt, als früherhin der Fall gewesen ist. Sein „Kunst- und Alterthum“ und die morphologischen Hefte sind gleichsam Briefe

an das gesammte Deutschland, die, stets willkommen, Zeugnisse geben von der unerschöpften Kraft und ungetrübten Klarheit des theuern Meisters.

§. 44.

Indem ich hier den Versuch eines Gespräches über Goethe, oder vielmehr die neun Monologe über ihn, schließe, glaube ich kein Mißverständniß mehr fürchten zu dürfen, wie sich dasselbe leider bei den acht Monologen, die meine „schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts" enthielt, bei einigen Lesern ereignet hat. Damals hoffte ich allerdings, daß der Leser wohl wissen werde, von welchem Standpunkte aus sich das charakteristisch bedeutsame in allen jenen Urtheilen vereinigen lasse; da aber einige nur an Einzelnes sich hielten, ohne alles zusammen zu nehmen, so ging bei ihnen manch trüber Wahn hervor. Was von meiner Seite — vielleicht durch einzelne Ausdrücke, welche einzelne Richtungen der Zeiturtheile besonders kräftig hervorheben sollten — zu jenem Mißverständnisse beigetragen sein könnte, ist dieses mal gänzlich getilgt worden, so wie ich überhaupt mit billigem Fleiß gestrebt habe, alles so deutlich hinzustellen als irgend möglich. Auch hat ja die Reihe von Jahren, die zwischen jenem Werke und dem gegenwärtigen liegt, unmöglich fruchtlos sein können: weder für den Leser, noch für mich.

§. 45.

Eine Geschichte der Kritik der Goetheschen Werke in Deutschland würde ein lehrreiches Unternehmen sein; doch kann sie hier nur in kurzen Umrissen auftreten. Die Wirkung seiner ersten Erscheinung, welche sogleich die wahrhafte Götterabkunft des Dichters klar bezeichnete, ist schon oben

im Fluge durchlaufen wurden. Der Jüngling erregte Staunen, Starren, Ahndung, aber auch schreienden Haß, kalte Stöße u. s. w. Die Polterkammer oder das Narrenhaus unsrer Literatur liegt voll von jenen Produkten des gehaltlosen Lobes und der irren, rohen Anfeindung. Es scheint, als habe sich fast jeder einigermaßen nahmhafte Schriftsteller der damaligen Zeit, ein Gewissen daraus gemacht, über Werther nicht zu reden, und es würde dem seligen Melchior Götze das Herz abgedrückt haben, wenn man ihm Schweigen anbefohlen hätte.

Hier zeigte sich nun sogleich die ganze Armseligkeit der meisten damaligen ästhetischen Kritik, indem man häufig von der Gefährlichkeit jenes Buches redete, das offenbar an die Verhältnisse der Welt feindlich stoße, zum Selbstmord auffordere u. s. w. Man hatte sich einmal gewöhnt, daß der Held eines Romans stets eine Beispielsammlung von Tugenden mitbringe, und ein für allemal als nachahmungswürdiges Muster gelten müsse. In deutschen Romanen der frühern Zeit war ohnehin die ganze Kraft des Autors auf ein paar leicht zu erkennende Charaktere gerichtet, und wenn Richardson reicher auftrat, so war doch auch er stets besorgt gewesen, daß deutlich genug über allen seinen Zeichnungen gleichsam eine Ueberschrift mit brennenden Lettern stehe: „Folge!“ oder „Fliehe!“ ja er war es gerade von dem man meistens die Romantugend- und Romanlastertheorie abstrahirt hatte. — Götz von Berlichingen wurde nicht minder bewundert als Werther, doch auch fast in Einem Athem für roh erklärt, und hatte Moritz und nach ihm Huber den Werther verstanden und ihn dem Publikum deutlich zu machen gesucht, so erschien doch selbst diesen für Göthe's Verständniß bemüheten Männern das genannte Schauspiel nicht so vollhaltig als der Roman. — Clavigo, Stella und

andere Jugendwerke vermehrten den Beifall im höchsten Grade, und die Ruhmesausrufungen wurden noch eine geraume Weile mit großer Exaltation fortgesetzt; dann aber wurd es mit einemmale still, fast todtenstill über ihn, so daß man hätte glauben können, das größere Publikum sei, wie es ihm auch sonst wohl begegnen mag, über seinem guten und über seinem bösen Willen sanft eingeschlafen.

§. 46.

Man darf annehmen, daß diese Schweigsamkeit zehn bis zwölf Jahre gedauert habe, und zwar in einer Zeit, als der Dichter uns seine Iphigenia in Tauris, Tasso, die Vögel, Triumph der Empfindsamkeit u. s. w. gab. Es fing an ein wahres Kreuz und Leiden für die Kritiker zu werden, wenn die Nothwendigkeit einmal verlangte über ihn zu reden. Man war befangen, beengt, ängstlich, man flüchtete zu allgemeinen Ausdrücken, mit denen man sich und andere wohl einlullen konnte, z. B. er sei griechisch, recht sehr griechisch, über alle Maaßen griechisch; doch gab es auch eine andere Seite, auf welcher die Platten standen, die sich theils ungeschlacht gebehrdeten, theils wohl gar mit Gelassenheit erklärten, der Tasso z. B. sei doch wohl ein wenig langweilig, ein Urtheil, das nicht ohne billiges — Grauen vor jenem mehr als grauen Unverstand angeführt werden mag. Zuletzt las man jene Musterwerke fast gar nicht mehr, bis endlich, wie bereits erwähnt worden, Huber mit gerechtem Zorn und gerechter Satyre einige sehr pikante und wenigstens theilweise geistreiche Recensionen über die Schriften des großen Dichters lieferte. Aber auch ihn hörte man nicht sonderlich, denn die Zeit war ungünstig und hatte eine größtentheils sehr verworrene gehaltlose Leidenschaft zur Politik veranlaßt — schon um deswillen vermag

ein fester, durchschauender Blick des Letztern auf dieselben, der sie im Zusammenhange ergriffe, ihre scheinbare Unbedeutendheit im Einzelnen aufheben.

§. 41.

Es ist ein genußverkümmernder Irrthum der meisten Leser, die im Homer immer nur die Kämpfe des Ajax, Achill und Hektor, oder Andromache's und Priams Schmerzen rühmen; auch Nausikaa und der göttliche Sauhirt, so wie jede Eß- und Streitscene, der Schiffskatalogus sogar, und der Schild des Achilles haben ihr bescheidnes Theil aus dem allgemeinen Fond von Poesie erhalten. Man wende dies auf das Goethesche Werk an, und man wird die zerbrochenen Schüsseln, Clavierstunden, und jene philisterhaften Halbjünglinge, vor allen aber die meisterhaft geschilderten Hausfreunde, das Pfeifergericht, und die Krönungsfeierlichkeiten mit besonderer Anerkennung und Freude genießen. Ueberhaupt ist der ganze Eindruck dieses Buches behaglich, bequem und heiter, und es thut ihm keinen Abbruch, daß diese drei letzten Wörter selbst sehr häufig darin vorkommen, denn es liegt in der Natur jener angenehmen Zustände, daß sie sich selbst als solche nennen und wiederholt aussprechen. So erfreulich uns aber auch jene Heiterkeit, Behaglichkeit und Bequemlichkeit sein muß, so findet sich doch noch etwas Höheres in diesem Werke, ein Höheres, welches zwar die meisten Goetheschen Schriften auszeichnet, doch diese ganz besonders. Ich meine den durchgängig herrschenden, rein gebildeten, geselligen Geist, und den klaren, musikähnlichen Styl.

England und Frankreich haben ohne Zweifel manche auch in der genannten Hinsicht lehrreiche und achtungswerthe Werke geliefert. Dennoch hält vielleicht keines mit dem

Wil-

Wilhelm Meister und der Selbstbiographie eine Vergleichung anstellen. Hier wird nämlich nicht bloß ein guter Catechismus der Geselligkeit gegeben, — obgleich wir auch einen solchen gern empfangen würden, — sondern es ist der gesellige Geist selbst in den mannigfaltigsten Formen zur Erscheinung gebracht worden, und die Begriffe haben Gestalt angenommen. Es ist noch nicht genugsam zur Sprache gebracht, was die Deutschen auch in dieser Hinsicht Goethen verdanken, und es dürfte vielleicht der höchste Tadel für eine Gesellschaft sein, wenn wir zu dem Urtheil gezwungen würden, es herrsche auch nicht eine Spur von Goethischem Geiste in ihr; denn selbst in dem Falle, daß sie sich etwa zu Shakspearschem, Jean Paulschem u. s. w. Geiste (es versteht sich mit reproducirender Freiheit) entschlossen hätte, würde doch der Goethische nie verbannt sein. Wo wir ihn finden, da ist gut Hütten bauen und gut sein, denn nur der Freie kann, wie gesagt, Goetheschen Geist reproduciren, der kein isolirt Goethescher ist, sondern ein rein menschlicher. — Ueber ein gewisses Goethesches Gespenst, das hie und da herum geht, (ich möchte es fast nur ein Goethianisches nennen) sollte man lediglich mit leichtem Spott hinübergehen; aber es kann hier nicht davon die Rede sein, wo nur von Goetheschem Geist, der ein allgemein menschlich geselliger ist, gesprochen wurde.

§. 42.

Was den Styl dieser geselligen Bücher betrifft, so ist es nicht vonnöthen weitläufig darüber zu reden; wohl aber dürfen wir jedem noch nicht völlig geübten Leser anrathen, sich dieselben laut vorzulesen oder lieber angenehm vorlesen zu lassen, um sich mit einemmale und für alle Zeiten auf

die sinnlichste Weise zu überzeugen, welcher köstlichen Rundung und welches unendlichen Wohllauts unsere geliebte alte Sprache fähig ist. Der geübteste Leser bedarf jenes lauten Vortrages freilich nicht so sehr, sondern kann mit dem bloßen Auge die schöne Architektonik des Styls leicht erkennen, oder es wird, wie der Musikkenner mit der Partitur in der Hand, die erfreuliche Komposition unschauen, auch ohne sie zu spielen *).

Noch höher stehen der zweite und dritte Band der Selbstbiographie, in denen der tiefsinnigste, aber zu völliger Heiterkeit gelangte Mann, das Blühendste sich stets erneuernd entfaltende Jugendleben vor unsern Augen entfalten. Der Genius des Romans und des Drama's bieten sich hier freundlich die Hand. Während aber der Dichter sein eigenes Leben darstellt, hat er sich selbst mit eben so menschlicher als künstlerischer Milde und Bescheidenheit nur als Theil eines Ganzen hingestellt, bald vorausschreitend, bald zurück

*) Aber auch der größte Musiker wird sich doch mit dem stummen Lesen der Partitur des Belmont und Don Juan, obgleich sie ihm völlig klar ist, nicht immer begnügen, sondern selbst an das Fortepiano treten, um die herrlichen Schöpfungen besser zu genießen, oder in das Opernhaus wandern, um alles vollkommen zu haben. Goethe sagt sogar, daß „das Lied schaurig auf mich ihn häßlich ansehe". Lasset, ihr lieben Deutschen, dieses Wort, auch wenn ihr es dem trefflichen Manne in Beziehung auf ihn selbst nicht zugebt, doch Nutzen für euch bringen, und lernet — ich meine die es noch nicht können; und ganz ausgelernt haben doch wohl nur wenige — lesen, laut lesen, einfach klar, melodisch, und, um Gotteswillen, ohne alle Ziererei und Koketterie. — Die Poesie und eure vortreffliche Sprache verlangen es, und ihr seid bekanntlich viel zu gerechte und liebenswürdige Menschen, als daß ihr ein so billiges Verlangen, das, wie gesagt, nicht ein Einzelner, sondern die Poesie und Sprache selbst an euch richten, kalt ablehnen solltet.

lich in der Mitte, bald einsame Pfade betretend; doch stets im Andenken an das Ganze und in der Mitwirkung für dasselbe. — Welch eine Fülle von Charakteren und Gestalten erhebt sich hier vor unsern Blicken, wie sicher und genau, und doch wie leicht ist alles gezeichnet, wie sprechend jede Figur, und in welchem Einklange mit der Natur, die bald nur als schöne Decoration, bald als nothwendig und mithandelnd erscheint. Und dennoch ist auch hiemit die Kritik dieser Biographie noch nicht vollständig auch nur angedeutet worden, denn sie erreicht ihren höchsten Triumph erst durch die vaterländisch historische Bedeutung, die sie in sich trägt. Es ist die Geschichte der deutschen Cultur seit etwa achtzig Jahren, welche zu einem Kunstwerke gestaltet, sich hier vor unsern Augen entwickelt, das herrlichste Panorama der mannigfaltigsten Bestrebungen des deutschen Geistes, von einem kühn und freundlich überschauenden Tiefdenker aufgefaßt und aufgestellt. Mit „Milde" und „Freundlichkeit" — wohl dürfen wir hier diese Worte wiederholen, denn was bedeuten sie anders als die Erscheinung der harmonischen Bildung? — Und welche Kritik begegnet uns hier! wie gerecht und — mehr als gerecht, wie menschlich billig, wie zart und leise, wie berücksichtigend alles was hemmen konnte, wie entschuldigend, zum Besten kehrend, und versöhnend! — Wer noch lernen kann — und das sollte jeder — der lerne hier ganz besonders von unserm größten Dichter: Milde.

§. 43.

Fast alle deutsche Dichter des höhern Rangs, denen die Vorsehung ein langes Leben gewährte, haben im Alter manche Zeichen wahrnehmen lassen, die auf irgend ein Mißverhältniß hindeuteten. Einigen hatte das Leben selbst ein we-

nig Bitterkeit gegeben, und sie sprachen das, sich selbst verletzend, zornig oder — kalt genug aus. Andre wurden völlige Fremdlinge in der Gegenwart und entzogen sich ihr so weit es möglich ist; da indeß nun einmal die Gegenwart sich überall mehr oder weniger geltend macht, und oft am feindlichsten wenn man sie ignoriren will, so können wir auch jene Männer nicht glücklich nennen.

Andre hatten sich in ihren ältern eignen Lieblingszeiten und Lieblingsschriften zu eng festgesetzt, wollten nicht weiter, und klagten dann über das Publikum, so wie über die Kritik, welche schon zu höhern Forderungen sich berufen fühlte. — Andre, stets klüger aber auch stets nüchterner werdend, blickten auch auf ihre eignen Jugend- und Manneswerke fast mitleidig herab, konnten aber leider nichts Besseres geben; — Andre schwiegen gänzlich in rühmlicher Selbstkenntniß, erlebten jedoch dabei das Misgeschick, das leider in Deutschland so häufig ist, fast vergessen zu werden. Nie verstattet das Publikum, auf den Lorbern lange zu ruhen: es will stets neu angeregt sein, und fragt zu viel nach dem neuesten Meßkatalog. — — Von allem diesem Misgeschick hat Goethen keines getroffen. Er hat seit seiner Selbstbiographie stets fortgefahren, sich dem Publikum in schöner Vertraulichkeit zu nähern, er hat stets Kenntniß genommen von fast allem, was in unsrer Literatur auf wahre Bedeutung Anspruch machen kann, ja es hat Fälle gegeben, wo wir sogar von einer gewissen Uebermilde haben reden dürfen. Wenn aber die Kunst ihm geblieben ist, wie sollte die Natur ihm fremd geworden sein können! Die alte Liebe ist stets gewachsen, und was er noch in den neuesten Zeiten in der Wissenschaft geleistet, wird lebhafter anerkannt, als früherhin der Fall gewesen ist. Sein „Kunst- und Alterthum“ und die morphologischen Hefte sind gleichsam Briefe

an das gesammte Deutschland, die, stets willkommen, Zeugnisse geben von der unerschöpften Kraft und ungetrübten Klarheit des theuern Meisters.

§. 44.

Indem ich hier den Versuch eines Gespräches über Goethe, oder vielmehr die neun Monologe über ihn, schließe, glaube ich kein Mißverständniß mehr fürchten zu dürfen, wie sich dasselbe leider bei den acht Monologen, die meine „schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts“ enthielt, bei einigen Lesern ereignet hat. Damals hoffte ich allerdings, daß der Leser wohl wissen werde, von welchem Standpunkte aus sich das charakteristisch-bedeutsame in allen jenen Urtheilen vereinigen lasse; da aber einige nur an Einzelnes sich hielten, ohne alles zusammen zu nehmen, so ging bei ihnen manch trüber Wahn hervor. Was von meiner Seite — vielleicht durch einzelne Ausdrücke, welche einzelne Richtungen der Zeiturtheile besonders kräftig hervorheben sollten — zu jenem Mißverständnisse beigetragen sein könnte, ist dieses mal gänzlich getilgt worden, so wie ich überhaupt mit billigem Fleiß gestrebt habe, alles so deutlich hinzustellen als irgend möglich. Auch hat ja die Reihe von Jahren, die zwischen jenem Werke und dem gegenwärtigen liegt, unmöglich fruchtlos sein können: weder für den Leser, noch für mich.

§. 45.

Eine Geschichte der Kritik der Goetheschen Werke in Deutschland würde ein lehrreiches Unternehmen sein; doch kann sie hier nur in kurzen Umrissen auftreten. Die Wirkung seiner ersten Erscheinung, welche sogleich die wahrhafte Götterabkunft des Dichters klar bezeichnete, ist schon oben

selbst gestehen müssen, wohl unter allen deutschen Dichtern das kaum Wasser am wenigsten beschützt, ja am singreichsten bekämpft hat.

Was ist es denn nun, das auch sie und alle an Goethe knüpfte, sei es nun daß er sie zum Theil erschreckte, oder ihnen imponirt, oder sie zur Liebe zwingt? Was läßt sich anders darauf antworten als: Es ist der Zauber der in einer bestimmten Sphäre vollendeten Poesie, der hier waltet, es sind die goldenen Pfeile die aus dem vollen Köcher gut nommen und von helltönender Bogensenne geschnellt, des Ziels nun einmal nicht verfehlen können. — Man schreckt und imponirt nur dann, wenn man nicht schrecken und imponiren will, und zwingt zur Liebe, wenn das Bestreben zu lieben und geliebt zu werden niemals ängstlich sichtbar wird. Es ist — ich bediene mich hier eines Worts des Marquis von S—a — das „Dämonische" in Goethe's Natur, oder deutlicher: die ruhige Klarheit und des Sieges stete Gewißheit, die alle diese scheinbaren Wunder hervorbringt und die Liebe lehrt. Gewiß wird noch die Zeit kommen, und sie ist vielleicht schon da, wo unter Goethe's Bilde sich ehrliche Feinde gern die Hand reichen, um hinfort etwas Besseres zu sein, und etwas Erfreulicheres." —

§. 50.

Ueberhaupt verweilt der Blick gern auf jenem Geburtstage, dessen literarhistorische Bedeutung auch von den Kritikern des zwanzigsten Jahrhunderts nicht wird übersehen werden. Es war nämlich um jene Zeit bei den Deutschen ein löbliches Streben sichtbar, die Liebe, die sie sonst oft nur schweigend hegen, auch öffentlich für G. zu zeigen. Man fühlte lebhafter wie je, was das Vaterland ihm schuldig ist, und wie er, der hohe herrliche Lehrer, doch auch ein so milder freundlicher Vater sei, der nicht müde wird zu

reiner Wirksamkeit für das wackere Volk, dem er angehört. So wurde denn jener Geburtstag zu einem eben so heitern als bedeutungsvollen Feste für die Deutschen, und man erfreute sich innig an dem Gedanken, daß die Jugend in ihm auch noch in äußerer Kraft und Gesundheit blühe, und daß er den reichsten, fast schweren Kranz von Talent und Ruhm, den ihm das ganze gebildete Europa zuerkannt hat, noch immer nicht bloß mit reiner Mannswürde, sondern auch mit der Anmuth des Jünglings trage.

Wer hätte damals glauben mögen, daß zwei Jahre darauf ein geringhaltiges, mit entlehnter und misverstandener Polemik und eigner Salbung prunkendes, mitunter sogar freches Buch, das ausdrücklich gegen Goethe gerichtet war, von Vielen als etwas sehr Ansehnliches und Bedeutendes würde aufgenommen werden können. Ich gestehe, daß ich es in jenem Sinne auch noch nicht glaube: denn wer einmal wußte was er in Goethe besitzt, war, wie es sich ohnehin von selbst versteht, nicht irre zu machen, am wenigsten durch eine gedankenarme, verworrene Schrift, und würde sie nach einer kurzen und genügenden Ansicht, mit gelassenem Achselzucken schweigend bei Seite gelegt haben. Das Geräusch entstand nur durch mehrere Tageblätter, welche theils aus guter Absicht, theils aus unlöblicher (an sich höchst uninteressanter) Abneigung gegen Goethe, viele Stimmen — auch wohl einmal eine an sich nicht unwichtige — für und wider ertönen ließen, so daß nunmehr auch Manche, die sonst wohl schwerlich das Buch ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt hätten, sich aufgefordert fühlten, es anzusehen, wo dann gewiß hunderte mögen im Stillen betrübt worden sein, daß man der Mühe werth finden konnte, über ein solches Buch so viel und oft so unersprießlich zu reden. Es ist auch damit nunmehr vorbei; da aber

jenes Aufsehen doch einmahl wirklich Statt fand, so mußte der unangenehmen Sache auch hier gedacht werden, denn immer geht doch daraus hervor, daß es mit dem Verständnisse und der Begründetheit in der Liebe für Goethe im Ganzen noch immer nicht so wohl steht, als wir gutmüthiger Weise uns haben träumen lassen.

§. 51.

Lasset uns darüber nicht in müßige Traurigkeit oder gar Bitterkeit gerathen, sondern lieber der Hemmungen gedenken, welche der allgemeinen ästhetischen Bildung der Deutschen noch immer oft genug begegnen. Betrachtet die gewöhnliche Erziehung, die Art des Unterrichts auf gar manchen Schulen, und die Erziehungsbücher und Unterhaltungsschriften, mit denen unsre Jugend beschenkt wird. Wenn Basedow's, Campe's und Andrer Kinderschriften die Phantasie geschwächt oder gelähmt haben, wenn das eigennützigste und engste Nützlichkeitssystem, das sich ohnehin nie selbst verstehen kann, von manchen Lehrern den Knabenseelen hundert- und wieder hundertmal wiederholt eingeschärft worden ist, wenn selbst Eltern, für welche schon die bloße Pietät, Ehrfurcht, selbst in Beziehung auf ihre Ansichten fordert, die fröhlichen Kinder mit Rührung und Herzensangst nur beschwören, des Brotstudiums stets eingedenk zu seyn; — oder wenn auf der entgegengesetzten Seite, (der Wilden) ein irres Umherflattern der kindischen Phantasie begünstigt wird, wenn die leeren, und in ihrer Leerheit schon raisonnirenden Knaben, als Herren betrachtet, so verweichlicht werden, daß sie ihre Einfälle für Genie halten, in welcher Lage sie dann ihren Geist mit dem gewöhnlichen ästhetischen Grummet der Leihbibliotheken füttern, — wenn schlechte Romane, Gedichte, und noch schlechtere Comödien

ihre

ihre Einbildungskraft vergiftet haben, wenn ferner in spätrer Zeit die Armen in nervlos dumpfem falſchem Pietismus Ruhe ſuchen für die kranke Seele, die oft noch dann in einem kranken Körper wohnt, wo iſt dann das klare Auge und Gemüth, um Goethe's hellleuchtende, und doch ſo beſcheiden wahre, ſinnvolle Welt rein aufzunehmen? — —

Aller Bildung Anfang und Ziel iſt Religion, und iſt dieſe entzündet worden, wird äſthetiſche Erziehung leicht mit ihr zu vereinen ſein; ja ſie iſt gewiſſermaßen ſchon durch ſie begründet. Kinder ſind eine eben ſo fröhliche als heilige Sache, und wir können ihre Erziehung nie zu hoch und zu wichtig nehmen. Glaubt nicht, daß die wahrhaftigen kräftigen Kinder nur das Leichte und Bequeme lieben. Verſucht es nur einmal, und gebt ihnen etwas Beſſeres und Tüchtigeres als die gewöhnlichen moraliſch-äſthetiſchen Waſſerſuppen, und ihr werdet auf ihren Dank rechnen dürfen; verſucht es aber mit Verſtand, Mäßigung und Beſonnenheit. Iſt Goethe dem Greiſe, dem Manne und dem Jüngling ahnend, warum ſollten nicht auch Kinder, in ſo weit ſie vermögen, den Genuß theilen dürfen?

§. 52.

Ein ſolcher Wunſch kann kaum überraſchen, denn Goethe iſt nicht bloß ein Dichter für erwachſene, vielerfahrne und gelehrte Männer, er redet nicht etwa von einer Studierſtube in die andere hinein, ſondern ſein Wort ergeht an Alle, und dringt in den Kern eines jeglichen reinen Menſchen, wobei deſſen Jahre nur in eine untergeordnete Betrachtung kommen. Er iſt beſtimmtlich ſehr erfahren und ſehr gelehrt, aber es iſt zum Glück auch viel mehr als das, und wie im Homer gar viel Genuß auch für Kinder iſt, ſo nicht minder in Goethe's Werken. Wir erinnern uns

wohl alle noch des süßen Schauders, den uns in früher Jugendzeit der Erlkönig, der Fischer, der König von Thule und ähnliche köstliche Gedichte einflößten; aber wie würde sich dieser Genuß erhöht haben, wenn etwa ein befreundeter Lehrer ihn getheilt und geleitet hätte. Es ist hier weniger die Rede vom Lesen als vom Hören, das Kind verlangt daß man ihm erzähle, mit Liebe und Ausführlichkeit, wie etwa in den Nibelungen erzählt wird, oder noch besser wie Homer oder Luther erzählen. Manches Kind mit lebendiger Phantasie wird sich dann was es gehört hat schon so ausmahlen, daß selbst das vielseitigst beschäftigte Jünglings- und Mannsleben auch nicht eine dieser schönen Farben wird auslöschen können; und wenn es Kunst als Mann seinen Geist versenkt hat in die Tiefe, z. B. des Faust, so wird ein so Erwachsener gern den Anknüpfungspunkt in den Phantasien seiner Kinderjahre finden.

Versucht es nur, ihr lieben Lehrer und Erzieher — ich darf hier schon als vieljähriger Mitgenosse ein wohlgemeintes bescheidenes Wort fröhlich mitreden — und erzählt den Kindern etwas aus Homer, aus Shakspeare — wie würde z. B. dessen Wintermärchen, einiges aus Cymbelin u. s. w., sie entzünden! — und aus unserm Goethe. Erzählt es nur recht herzlich und ja ohne große Worte, und sie werden schon etwas ahnen von dem was in Götz von Berlichingen lebte oder im Egmont; und wenn sie dann tief innerlich erregt worden sind, so lasset immerhin den gefährlichen Rattenfänger sie scherzend erschrecken, und die Zwergenhochzeit, wo sich wie billig, „ein jeder beim festlichen Mahl neben dem Liebchen erfrischen will," eine lustig phantastische Traumwelt vor ihnen ausbreiten. — Dann sollte man besonders aus Goethe's Selbstbiographie ihnen vorerzählen, damit sie zu ihrer Belehrung und Freude erfahren, daß

der große Dichter auch ein ächter vielseitigst gebildeter Mensch sei, der stets gar tüchtig gearbeitet hat und noch arbeitet zu unsrer aller Lust und Freude. Für das größte Genie sind gerade die höchsten Anstrengungen vorhanden, und wer es bis zur größten Leichtigkeit gebracht hat, kennt am besten das Schwere. — Das lehret liebevoll und ernst, wie er es gelehrt hat.

— Wie es mich leicht war, den Abschnitt über Goethe zu beginnen, so ist es fast noch weniger leicht ihn zu schließen. Ueber Mangel an Raum klagen darf ich kaum, da ich früher nicht selten scherzend bemerkt habe, daß die häufigen Raumklagen selber oft zu viel Raum kosten; doch rächt sich die Nemesis nicht minder scherzend. Was allein beruhigen kann, daß man doch einmal über Goethe endigen muß, ist der Gedanke, daß sich ja überhaupt kein ächter Dichter jemals ganz auskernen und erschöpfen lasse; daß er aber täglich zu neuem, höchst erfreulichem Lernen Gelegenheit biete. Dann endlich werde der alte innige Wunsch noch einmal laut, daß ein günstiges Geschick die Freude und den Stolz Deutschlands uns noch lange erhalten möge. Die Deutschen bedürfen Goethe's und gestehen es gern. Er liebt sie und weilt gern unter ihnen. — Aber auch Europa bedarf seiner, und es giebt in unserm Welttheile keine Sprache mehr, in welcher nicht jener Wunsch wiederholt wird.

§. 53.

Für die Bildung der Prosa war, wie wir gesehen, seit Mosheim schon manches Ersprießliche gethan, und man hatte nicht gefeiert, sich immer mehr von dem leblos trocknen Kanzleistyle loszureißen, der insonderheit seit dem westphälischen Frieden geschmackverderbend gewirkt hatte.

Häufig blieb es jedoch bei dem bloßen Losreißen von Fehlern, und die positiven Schönheiten des Styls wollten sich nicht sobald einfinden. Bei dem tiefen Gefühle der Deutschen für alles Gute und Große war man auch wohl zuweilen nur um Wahrheit bemüht und schien zu glauben, die schöne numerose Prosa werde sich wohl von selbst finden. — Wie manche Talente vereinte in sich Karl Friedrich von Moser, der in fast zahllosen Schriften die wohlgemeintesten und kühnsten, zuweilen fast ein wenig ungestümen Gefühle und Gedanken niederlegte. Wie mußte man es anerkennen, daß ein Reichshofrath zu Wien sich also auszusprechen wagte, aber wie wenig entspricht sein Styl den gerechten Forderungen, und doch zeigt er zuweilen auf einzelnen Blättern, daß er seine Kühnheit auch wohl mit der Form des Schönen hätte umgeben können, wenn er nur mit ganzem Ernst darnach gestrebt hätte.

Fast dasselbe gilt von Schlözer, dessen Kühnheit indessen nicht selten durch engern Provinzialpatriotismus gehemmt wird. An Fülle von Materialien, gründlichen Vorarbeiten, und, wenn wir so sagen dürfen, Anstalten zur Geschichtschreibung, kann ihn und seinen trefflichen Collegen Satterer kaum jemand übertreffen; kommt es nun aber wirklich zur Darstellung des angehäuften Stoffs, so hängt sich gewissermaßen seine ganze Privatbüchersammlung nebst der ungeheuern Göttinger Bibliothek an seine Feder an, und es kann unmöglich zu einer gelungenen Composition kommen. Er kannte ohne Zweifel sämmtliche Griechische und Römische Historiker; aber von ihrer Kunst zu organisiren, zu gestalten, Farben aufzutragen, Licht und Schatten zu vertheilen u. s. w., hat er nur wenig abgelernt, denn (um es nur gerade herauszusagen) ist nicht selbst der unter den Alten bekanntlich tief stehende Florus — sobald man seine ungehö-

rigen Exclamationen und einzelnen falschen Schimmer hinwegdenkt — doch im Ganzen ein besserer Componist? Schlözer scheint auch nur selten auf Composition auszugehn, wohl aber auf Leichtigkeit, wofür er indessen zuweilen bloß stolz hingeworfenes und fragmentarisches giebt. Dennoch bleiben beiden Männern große Verdienste für die Geschichte, besonders als Erschütterer von verjährten falschen Ansichten.

§. 54.

In Beziehung auf Kanzelberedsamkeit war man seit Mosheim nicht besonders vorgeschritten; doch hatte man wenigstens stete Sorgfalt bewiesen, nicht wieder in die alten Fehler zu gerathen. Ein Mann wie Friedrich Wilhelm Jerusalem wirkte von einem erhabenen Standpunkte (als Hofprediger und Präsident des Consistoriums zu Braunschweig) durch edles Beispiel, eifrigen Unterricht und öffentliche Vorträge, die indessen ohne Zweifel im milden Feuer der mündlichen Rede sich noch ganz anders mögen ausgenommen haben, als heut zu Tage in den starren Lettern. Dem Styl fehlt die höhere Sicherheit; da wo der Redner ausführlich sein will, wird er nicht selten weitschichtig; und wenn er Kürze versucht, fehlt das Prägnante und Natürliche. (Auch in dieser Haupthinsicht der Sicherheit bleibt Luther einzig; er hatte den Muth, seinem gotterfüllten Geiste zu vertrauen, und diesen kann ja nicht irre führen.)

Gleichmäßiger ist der Styl bei Johann Joachim Spalding, dessen ehrwürdiger Name in einer Geschichte der deutschen Cultur mit besonderm Glanz erscheinen muß. Wenige Redner haben die Sphäre ihres Vermögens so genau gekannt wie er die seinige. Es ist die der ruhigen freundlichen Sinnigkeit, ohne besondere Kühnheit, aber oft rührend in der Mäßigkeit. Er begann seine schriftstellerische

Laufbahn schon sehr früh durch einen Aufsatz „die Vortheile der Herrschaft einer gesunden Weltweisheit“ (abgedruckt in den Belustigungen des Verstandes und Witzes, August 1741) wo trotz der veralteten Einkleidung in einen Traum, und des ununterbrochenen Allegorisirens und Personificirens, ein sehr gesunder Sinn und frommes Gemüth hervorleuchtet. Sein Hauptwerk „die Bestimmung des Menschen“ läßt schon die große Revolution in der Philosophie ahnen, die späterhin erfolgte, ohne daß er besondern Theil daran nahm.

§. 55.

In Hinsicht der Objekte für die Kunst der Rede am vielseitigsten, erscheint Justus Möser, geb. zu Osnabrück 1720, gest. daselbst 1794. Eine ausführliche Kritik würde überflüssig sein, da noch vor wenigen Jahren Goethe über ihn ausführlich und mit innigster Anerkennung seiner Verdienste gesprochen hat. Wenn wir aber auch gern einen großen Theil des Ruhms zugeben, den er sich als praktischer Staatsmann und als Untersucher der innern Verhältnisse der deutschen Staaten erwarb, so glauben wir doch aufmerksam machen zu dürfen, daß eine Mischung von dem Talent des ruhigen Eingehens in das Bestehende, mit großen Kenntnissen und witzig praktischer Phantasie, nicht immer die tiefste Wahrheit finden läßt, die denn doch wohl ein freieres und philosophischer gebildetes Gemüth voraussetzen möchte, als Möser gewöhnlich zu zeigen pflegt. Es mag in einer Zeit wie die unsrige besonders nöthig sein darauf aufmerksam zu machen; nicht minder aber das viele Treffliche anzuerkennen, was er dennoch leistete. Mir scheint Möser am meisten in seiner Sphäre zu sein, wenn er als Bürger und fröhlicher Mensch und Hausvater schreibt, und etwa (um doch ein Beispiel zu geben) mit angenehmer Behag-

lichkeit, und — scheinbar nur scherzend; doch im ächten Scherz den Ernst verkündend — erzählt, welch' ein Aufsehen es machen kann, wenn da — „eine alte Eule gesessen hat.“ Aehnliches Lob verdient er, wenn er sich des rein Lustigen annimmt in seiner „Vertheidigung des Harlekin,“ wenn er, wohl vertraut mit dem historisch-deutschen, aufmerksam macht, welch ein großer Theil unsrer Literatur nicht deutsch sei; wie aber z. B. Götz von Berlichingen wahrhaftig so genannt werden dürfe u. s. w.

Möser hat bekanntlich selbst erklärt, seine Schriften alle hätten einen „Erdgeschmack,“ worauf man jedoch während seines Lebens und nach seinem Tode, häufig mit süßer Höflichkeit geantwortet hat, man hätte recht sehr nicht so laut zu reden, sie schmeckten viel besser. Mir scheint, es gäbe keine bessere Recension von den Möserschen Schriften als die von ihm selbst durch das einzige genannte Wort. Wehe dem Schriftsteller in dessen Schriften die Erde nicht mitgeschmeckt würde; er steht im Leeren und aus dem Leeren erzeugt sich nichts. Aber freilich der bloße Erdgeschmack kann dem Menschen, der seine höhere Abkunft — es versteht sich, ohne alle Schwärmerei, sondern mit heiter stummer Gelassenheit — erkannt hat, nicht genügen, und soll es auch nicht. — Lasset uns deshalb gar Vieles mit Dank annehmen, was Möser auf seinem Standpunkte gesprochen, ohne uns jedoch irgend eines höhern Gedankens zu begeben. Das würde der wackere Mann und Schriftsteller gewiß selbst nicht wünschen.

Wenden wir uns von ihm zu einem Autor, bei dem der Erdgeschmack durch Himmelsluft versüßt worden ist.

§. 56.

Matthias Claudius, geb. 1743, gest. 1815. Es giebt seltene Menschen, die zu einer so köstlichen innern Harmo-

nie und zu einem so klar einfältig durchschauenden Auge gelangt sind, daß ihnen das ganze Leben stets in seinem innersten Kern erscheint, und den reinsten Genuß, oder doch stete Unverworrenheit und Geebnetheit selbst in Schmerzen und Thränen, bietet. Ein solcher Zustand kann allerdings nicht ohne tiefe Kenntniß der Religion und innige Hingebung an dieselbe erreicht werden; aber unerreichbar ist er nicht.

Es ist bekanntlich eine gar herrliche Sache um den fröhlich getrosten Glauben, wie ihn uns Der gelehrt hat, der wohl zu heilig ist, um seinen Namen häufig auszusprechen. Wenn nun schon ein rein gläubiger Mensch und Schriftsteller einen sehr erfreulichen Anblick gewährt, so wird dieser Genuß noch sehr erhöht, wenn wir denselben auch mit größem poetischen Talent, rüstiger Fröhlichkeit und guten einfachen Kenntnissen ausgerüstet erblicken. Claudius trat in einer Zeit auf, in welcher ein mit gutem Fug frech zu nennender Unglaube und eine höchst unerquickliche vornehmthuende Seichtigkeit an der Tagesordnung war, die er zuweilen ernsthaft, öfter aber mit angenehmem Scherz und Spott bekämpfte. Er hatte den Muth gerade das herrliche Gegentheil von seiner Zeit zu sein, und man würde ihm dies schwerlich haben hingehen lassen, wie es ihm in der That eine geraume Zeit so hinging, hätte man es nur wirklich geglaubt, daß es so mit ihm stehe wie es in der That stand. So aber meinte man oft, da er ohnehin einen scherzhaften und muntern Charakter zeigte, es sei ihm mit seinem Eifer für den Glauben und für das ächte alte Christenthum kein rechter Ernst, und er wähle nur diese Methode, um etwas Apartes zu haben. (!)

Es war aber auch kaum möglich, dem Manne, der mit der herrlichsten Erhabenheit und kindlichen Bescheiden-

heit im Innern, so viel Munterkeit, harmlosen Witz und Schalkheit verband, mit sonst gewöhnlicher Gramlichkeit zu begegnen, und man bewunderte lieber die Güte Gottes, die selbst einem alle bloß negative Aufklärung verschmähenden Manne, wie Cl., einen so reichen Schatz von anmuthigem Humor verliehen habe; wobei wir nur das „dennoch“ tilgen und vielleicht gar in ein „eben deswegen“ verwandeln möchten. In der That haben seine Lieder sowohl als seine prosaischen Aufsätze einen so ganz eignen Zauber, daß sie einem selbst dann gefallen, wenn man sich auch dagegen setzte, und es ist nun einmal schlechthin nicht zu leugnen, daß wir in Claudius einen der köstlichsten, naivsten und gemüthvollsten Dichter besitzen, die Deutschland je gehabt hat.

§. 57.

Endlich aber, da er es gar zu arg machte, da er den Fenelon übersetzte, und in der Vorerinnerung rund heraus erklärte, daß er dem Glauben dieses Mannes wahrhaft zugethan sei, und daß während es Hunderten und wieder Hunderten erlaubt sei, sich als Ungläubige zu geriren, auch ihm hoffentlich verstattet sein werde, auf seine eigne Hand gläubig und in diesem Glauben selig zu sein, da er endlich sogar den wohlbekannten Urian, eine lustige „Nachricht von der neuen Aufklärung“ singen ließ, so riß auch den langmüthigsten Kritikern die Geduld. Man meinte, selbst der vortrefflichste umfassendste Purpurmantel der Poesie könne dergleichen Verstandesfehler nicht ganz verhüllen, ja man bediente sich keinesweges solcher milden Metaphern als wir uns eben bedient haben, sondern erklärte seinen Unwillen rund heraus, und fast mit gröblichen Worten.

Claudius selbst schien aber bereits so verstockt zu sein,

daß er wenig oder gar keine Notiz davon nahm, sondern immer nur da fortfuhr, wo er es gelassen hatte. Wenn deshalb einige unsrer Literaturhistoriker, die ihn dann doch nicht ganz umgehen können, von ihm reden müssen, so sieht man ihnen fast die Verdrießlichkeit an, daß sie gezwungen sind, dies und jenes an ihm zu rühmen. Auch ich will nicht in Abrede stellen, daß in einzelnen Schriften seiner spätern Jahre mitunter etwas zu weiches, und, leiden auch einzelne unprotestantische Aeußerungen, zu unsrer wahrhaften Betrübniß sich vorfinden, und obwohl ich gänzlich den Widerwillen theile, den der Wandsbecker Bote gegen eine gewisse Gattung von Leuten empfand, von denen es höchst ergötzlich heißt:

„Sie schrieben und lectürten sehr," so möchte ich doch um keinen Preis und in keinem Falle den „Brummelbären" zurückwünschen, was Cl. leider einmal wirklich gethan!

Wo aber so viel zu lieben und zu rühmen ist wie bei ihm, vergißt sich einzelnes Mißfällige leicht. Das herrliche, mit stets erneuerter Kraft und Lust durchgeführte Verhältniß zwischen Asmus und dem Vetter Andres, das Gespräch mit dem Kaiser von Japan, der Aufsatz über die Unsterblichkeit der Seele, (dem er zum erstenmale seinen edlen, wahren Namen unterfetzte) die Lieder und Epigramme alle, die Recensionen u. s. w., das sind gar würdige Gegenstände der innigen Verehrung, Liebe und Freude, — und so lange es noch Deutsche giebt, und der Rhein strömt, wird das Rheinweinlied gesungen werden, das mächtig wogt und heiter klar wie er.

§. 58.

Heinrich Jung (Stilling), geb. 1740. Man könnte nicht bloß die deutschen, sondern auch sämmtliche Europäische

Schriftsteller in zwei große Klassen eintheilen. Die erste überaus zahlreiche umfaßt diejenigen, welche eigentlich dem Publikum gar nichts zu sagen haben, und dennoch, sei's durch frivole Willkühr, Eitelkeit oder durch äußere Scheinveranlassungen bewogen, die Feder ergreifen, gelassen eintauchen, und niederschreiben was eben bequem und erträglich scheint. Da unter jenem Ausdrucke „Nichts zu sagen haben" natürlich nur das nicht Bedeutende, nicht Nothwendige, den Urhebern selbst nicht einmal nothwendig Scheinende verstanden wird, so darf man wohl urtheilen, daß diese ganze Masse von Literatur ohne Schaden für das Publikum und ohne Schaden für die Autoren selbst, — verbrannt oder in das Meer geworfen werden könnte.

Die andere Klasse hat in der That und Wahrheit den Zeitgenossen etwas zu sagen, und da die Menschenstimme im Gespräch so leicht verhallt, und die Hirtenbriefe nicht mehr circuliren, so will und muß sie sich vervielfältigen durch gedruckte Lettern, die in jeder Hinsicht für den noch nicht völlig in Leichtsinn Verlorenen etwas entschieden Heiliges haben. Bei einem solchen Schriftsteller ist die innere Nothwendigkeit vorhanden sich mitzutheilen: darum spricht er auch nicht wie die alten und neuen Pharisäer und Schriftgelehrten um des eiteln Wortgefechts oder um der bloßen Conversation willen, die nur zu oft in ein bloßes Vielleicht, oder auch wohl in ein reines Nichts zerflattert, sondern um der unerschütterlich für wahr anerkannten Sache selbst willen, die er als solche überall anerkannt haben will.

Indessen ist vollkommen zuzugeben, daß jene Wahrheit zuweilen nur eine subjektive sei, welcher der Besitzer zu rasch eine allgemeine Bedeutsamkeit leihen will, oft ist es sogar nur ein einziger großer Irrthum, den der Redende mit ganzer Seele umfaßt, und er kann in diesem Falle

Mann, stolz auf sein Vaterland, aber viel zu stolz um viel davon zu reden, stolz auf seine Bürgertugend, muthig und fröhlich selbst im schweren Leide, ein treuer Hüter der Familie, fest und entschlossen gegen alles Unwürdige, aber unendlich bescheiden und demüthig bis in den Mittelpunkt des Herzens hin, gegen Gott und den Erlöser. Laßt euch durch die Darstellung seines Todes nicht schrecken. Er ist ernst und tragisch, doch weil er wahrhaft tragisch ist, gewiß nicht zerreißend, sondern führt auch wieder den Trost mit sich.

§. 60.

Mit größern Ansprüchen, doch bei weitem weniger genügend, erscheint das sehr weitläufige „Heimweh," ein Werk, dessen Anlage im Ganzen und in mehreren einzelnen seiner allegorischen Beziehungen mißglückt ist, und nothwendig mißglücken mußte.

Die Flügel, die eine rein allegorische Dichtung tragen, sind gewöhnlich so zart, daß sie den breiten Weg durch mehrere Alphabete hindurch, oder, wie nicht minder hier der Fall ist, vom Rhein bis zu den ägyptischen Pyramiden hin, nicht wohl ertragen können, ohne sich staubig und schwer zu machen.

In einem alten Englischen Buche: „Reise des Christen nach der seligen Ewigkeit," von Bunian, wird eine ähnliche Idee einfacher und glücklicher ausgeführt, obwohl Stilling in einzelnen Parthien seines Werkes mehr Tiefe und Bildung zeigt. Störend in dem letztern ist besonders die zu häufige Erwähnung des metaphysisch-religiösen Heimwehs selber, das sich zuweilen durch die theilweis unbeholfene Handhabung der Sprache, als eine wirkliche Krankheit oder gar als etwas sich mit sich selbst Brüstendes darstellt.

Freilich soll und wird der bessere Mensch jenes religiöse Heimweh haben, aber es ruht am besten in der Tiefe der Brust und es wird ungern durch die Frage gestört, ob es denn auch wirklich vorhanden und recht lebhaft da sei, was hier nur zu häufig geschieht. Die modernen Hauptfeinde des Christenthums werden nicht mit gehöriger Uebersicht geschildert, und die allegorische Frau von Traun nebst ihrer Freundin, dem Fräulein Nischlin, spielen hier eine weniger gefährliche als seltsam komische Rolle, besonders wenn die letztere den allegorischen Helden (Ostenheim) mit Gewalt fangen läßt, und ihm zuletzt mit ungeahneter Offenheit erklärt, daß sie ihn liebe und nicht von ihm lassen wolle. — Zu den anderweitigen Störungen gehört noch der Dialog, der dem Verf. nie recht zusagt.

§. 61.

Den philosophischen Atheismus, dem auch noch der historisch-politische beigesetzt werden könnte, sollte Stilling nicht auf dessen eignem Grund und Boden besiegen wollen, der nur Nahrung hat für den zu Bekämpfenden. Nur frei in den reineren Lüften kann jenes Ungeheuer überwunden werden, und dort hat auch St. schon manchen redlichen Sieg über dasselbe davon getragen.

Manche spätere Schriften dieses Dichters haben ein nicht glückliches Aufsehn erregt, doch möchte es zweckmäßiger gewesen sein, wenn man ohne alle Heftigkeit und ohne allen wohlfeilen Witz bloß ruhig und ernst erklärt hätte, daß St. durchaus nicht wohl gethan sie zu schreiben. Gefahr dürfte wohl nur für Wenige davon zu fürchten sein, denn selbst für den Aberglauben scheint die Mehrheit unsrer Zeitgenossen durch Flüchtigkeit gesichert.

Was wir aber mit besonderm Tadel erwähnen müssen,

ist, daß Jung in seinen Schriften dieses Leben überhaupt nicht in der Selbstvollendung desselben, sondern fast immer nur in seiner Unzulänglichkeit und Unbefriedigtheit betrachtet, wodurch er mehr verletzt und betrübt als stärkt. Jedes Leben und jede Welt hat ihre in sich selbst beruhende große Bedeutung, und eine wechselseitig höchst erfreuliche Beziehung, und so kann und soll uns schon die Zeit zur Ewigkeit werden.

So findet sich denn auch in den geistigen Ahnungen, in dem Hinüberschauen nach jener Welt, und in den Verkündigungen von daher, wie wir sie bei Stilling finden, zuweilen etwas Unheimliches und Peinliches; man dürfte sagen: eine Beimischung von —Leichenduft, von dem die Seele sich frei erhalten soll.

Unsre Religion der reinen Sehnsucht und der reinen Freude weiß von diesen Schrecken nichts.

§. 62.

Georg Christian Lichtenberg, geb. 1742, gest. 1799. Mit Recht erheitern sich die Deutschen, wenn vom Witz geredet und der Name Lichtenberg ausgesprochen wird. Es kommen ihnen dabei so manche scherzhafte oder satyrische Einfälle dieses Schriftstellers, die sich leicht behalten lassen, in das Gedächtniß, und man hat Beispiele, daß, während sie dieselben wieder erzählen, sie selbst für den Augenblick gleichfalls witzig geworden sind. Allerdings ist Lichtenberg in manchen einzelnen Bemerkungen ein sehr verständiger prosaischer Epigrammatiker, der ganz besonders in den Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche die rechte Rennbahn für seinen Scharfsinn und Witz gefunden hat. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Englischer Schriftsteller, selbst nicht Ireland, den Geist jener Carikaturen

turen so treffend aufgefaßt und so reichlich commentirt hat als er; ja es ist so gar entschieden, daß Lichtenbergs Commentar noch witziger ist als Hogarths Zeichnungen selbst, der denn auch in seiner Analysis of beauty (vom Jahr 1753) bekanntlich mehr Talent als Verstand gezeigt hat. — Die Wellenlinien-Theorie ist als genialer Einfall zu loben; doch wird er von Hogarth selbst fast zu Tode gejagt. Für den wahrhaften Humor ist Hogarth bei weitem nicht philosophisch tief und fromm, und eben deshalb bei weitem nicht frisch-fröhlich und muthwillig genug. Er scheint zuweilen mit wahrer Lust in den eigentlichen Verwesungssünden zu wühlen und selbst ein gewisser ekelhafter Schauder wird von ihm nicht immer verschmäht. Ueberhaupt giebt sein letztes Blatt hinlängliches Zeugniß, welch ein Abgrund von Unsicherheit in ihm selber war, den auch das allerreichste Talent nicht verhüllen kann. Lichtenbergs freierer Blick hat einige dieser Fehler wohl anerkannt, andere besser verhüllt; andere aber leider auch als Schönheiten acceptirt.

§. 63.

Nachdem wir nun Lichtenbergs Verdienste um Hogarth freudig anerkannt und angedeutet haben, scheint es uns zweckmäßig hier einige sehr einfache Bemerkungen einzuflechten, zu denen L. die beste Gelegenheit bietet:

Es giebt eine reine und freie Philosophie, es giebt aber auch eine unfreie, die nur das Gegebene verarbeitet, oft sogar sich begnügt an das Gegebene nur noch etwas anzuhängen, weshalb man sie denn auch die Anmerkungs-Philosophie nennen kann und wirklich genannt hat. Man will behaupten, daß diese letztere Gattung von Philosophie, obwohl gegen ihren Werth von verschiedenen Seiten her sehr

ernstlich protestirt worden, in Deutschland, vor allen in England und Frankreich noch immer die beliebteste sei. Eben so giebt es bekanntlich auch eine freie und göttliche Poesie, und eine unfreie und weltlich enge Halb-Poesie, einen freien von der höchsten Abkunft zeigenden Witz und Humor und einen aus einer unbefriedigten Seele hervorgehenden Anmerkungswitz und Prosa-Humor. — Der ächte Witz und Humor zeigt sich am Besten im Roman und dem Drama und erscheint hier als Charakterwitz, Verhältnißwitz, Situationswitz ꝛc. Der schönste Witz ist in einem geistreich gedachten und durchgeführten menschlichen Verhältniß zu finden, z. B. in dem des Don Quixote zum Pansa, des Siebenkäs zum Leibgeber, der beiden Freunde zur ganzen Welt u. s. w. Auch des bloß wissenschaftlichen Witzes werde rühmlich gedacht, (hier steht L. zuweilen recht glänzend) so wie in mancher Hinsicht auch des Fragmentenwitzes. Wortwitz an sich soll nicht verachtet werden, doch ist er der gewöhnlichste, und nur poetische Gemüther können ihn adeln.

Lieben die Deutschen in der Regel den Witz und Humor? Im Leben selten; da dünkt er sie oft gefährlich und unbequem und Manche mögen lieber den bloßen Spaß, (den wir in gewisser Hinsicht auch gar wohl in Schutz nehmen möchten, dessen er jedoch nicht bedarf.) — Lieben sie den Witz und Humor in Schriften? Allerdings; doch meistens nur den leichten, bequem zu übersehenden; und vor allen Dingen darf es ihnen damit nicht zu viel werden. Zu wenig Witz verzeihen sie gern; zu viel selten; doch drücken sie das gewöhnlich durch das Wort „überladen" aus, welches man sogar hie und da auch in Beziehung auf Jean Paul hört. — Ferner circuliren die Worte „das ist zu weit hergeholt" und „das liegt zu nah." Das erste wird verdrießlich ausgesprochen, das letzte leichthin. Welche Weite aber zu weit ist,

und welche Nähe zu nahe, in Beziehung auf das Witzhöhlen; darüber ist nichts zu vernehmen.

Es giebt ferner nicht bloß gesunde und kranke Schriftsteller, sondern auch halb kranke und halb gesunde, ja es lassen sich Beispiele von einer Neun und neunzig Hundertel Gesundheit anführen.

Der reine Dichter und der reine Philosoph, das heißt: der rein christlich gebildete Geist athmet die frisch erhebende und beruhigende Himmelsluft; aber es giebt auch eine Stadt-, Dorf- und Stubenluft, und der Verfasser dieses Werks gesteht, daß er das nicht sehr glückliche Talent besitzt, diese letzteren Luftarten sogleich zu erkennen, und daß er sie leider in den Werken der meisten Deutschen Dichter und Philosophen antrifft.

§. 64.

Indem diese Bemerkungen auch wohl ohne nähere Auseinandersetzung sich verständlich machen werden, und in Hinsicht des Umstandes, wie weit man sie auf Lichtenberg anwenden darf, kein Mißverständniß bei den Verständigen zu fürchten ist, fügen wir nur noch hinzu, daß er selbst mit ganz besonderer Offenherzigkeit erklärt hat, er liebe die Poesie meistens nicht, ja er hasse und verachte sie ein wenig. — „Leset Euler und Newton, und werft Klopstock und Goethe in den Winkel!“ so sagt er einst rund heraus, und zeigt dadurch, daß er bei weitem ehelicher gesinnt ist, als die Vielen, die während sie im Herzen die ganze Poesie für ein wunderliches halb lächerliches und unnützes Wesen halten, doch dabei das Ansehn haben wollen als möchten sie die Sache ganz wohl leiden, als fänden sie dieselbe plausibel genug und als seien gerade sie die nicht übertreibenden, sondern streng gerechten Dichterfreunde.

Zum Glücke straft indeß Lichtenbergs innerstes We-

sen die angeführten antipoetischen Worte Lügen, und wir dürfen mit Recht aus der Schilderung, die er von sich selbst macht, vermuthen, daß er sich nicht selten, fast wider seinen Willen, von künstlerischen Gefühlen ergriffen gesehen habe. Es ließe sich sogar fragen, ob er nicht selbst durch Goethe, gegen den er oft und keinesweges mit Glück, den Witz versucht, wenigstens in geheimen Stunden, doch desto herzlicher, erfreut worden sei. Ueberhaupt äußerte sich gegen Lichtenberg in dieser Hinsicht eine eben sowohl sehr komische als sehr ernsthafte und rührende Nemesis, indem ihn nicht nur zuweilen poetische Anklänge und Anflüge befielen, sondern mitunter sogar die fantastischsten und abergläubigsten Empfindungen, wie er dies selbst in der sehr anziehenden Schilderung seiner selbst gesteht. Man möge daraus abnehmen, wie schwer es sei, dem Gotte und dem — Dämon in uns, Widerstand zu leisten. Außer dieser schönen und rührenden Rache, welche die Poesie an ihm nimmt, finden sich auch noch Spuren von einer bitterern, wohin wir z. B. rechnen, daß derselbe Mann, welcher doch nun einmal an den Tag gegeben hatte, daß er Goethe nicht liebe, dafür zur Strafe in einen ungebührlich übertreibenden Enthusiasmus für Müller's Siegfried von Lindenberg verfallen mußte.

Sollen wir zum Schlusse noch ein Wort von L. anführen, das unter allen treffenden Aussprüchen, die wir von ihm haben, uns am meisten zusagt und am wichtigsten erscheint, so wäre es Folgendes: „Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es eben so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heut zu Tage Gespenster." — Wir können nicht mit Gewißheit bestimmen, ob Lichtenberg den ganzen furchtbaren Inhalt dieser wenigen Worte selbst erkannte, so wie ihn F. H. Jacobi in einem Taschenbuch für 1802 auf die

eindringlichste Weise erklärte; doch verrathen uns manche seiner hingeworfnen Fragmente, daß er nur mit geheimem Schauder an die Zukunft denken mochte, die dem größtentheils gottberaubten Geschlecht nichts anderes bringen konnte, als verworrenen unreinen Schmerz.

§. 65.

Wie wir früherhin Nicolai, Sulzer und Mendelssohn zusammenstellten, so sei jetzt verstattet, die drei folgenden Autoren neben einander zu nennen. Sie sind oft so weitläufig besprochen, daß wir desto kürzer sein wollen.

Johann August Eberhard, geb. 1738. gest. 1809.

Er gab sich die unsers Erachtens nicht sehr nöthige Mühe, die Seligkeit der tugendhaften Heiden, insonderheit des Sokrates darzuthun, dessen Giftbecher ihn mit Recht gerührt hatte. Nur Schade, daß er dabei die köstliche Ironie, die eigentliche Lebensluft des Mannes (der ihm für sein Buch wohl schwerlich mit besonderer Ernsthaftigkeit danken würde) fast ganz übersehen hatte. Auch giebt es, dünkt uns, sehr ernst, in der Welt- und Privatgeschichte der sichtbaren und unsichtbaren Giftbecher, die gar Manchem Tugendhaften vorgesetzt wurden, so viele, daß der des Sokrates nicht so oft allein genannt werden sollte. Wir wollen dabei ferner erinnern daß unser theurer Luther die ganze, allerdings höchst wichtige Angelegenheit von der Heiden Seligkeit mit wenigen schön bescheidenen Worten besprochen hat; die uns (obwohl sie nicht erschöpfen sollen und können) doch bedeutender dünken als das Eberhard'sche Werk, das ohnehin bald darauf von dem wahren Kenner des Sokrates, J. G. Hamann, eine nicht sehr günstige Nachrede empfing, die jedoch damals, weil man sie nicht ohne großes Nachdenken lesen kann, nur selten studirt

wurde, während die Eberhard'sche Schrift sich fast von selber lieset.

Merkwürdig ist die große Gemüthsruhe, mit welcher E. der Aesthetiker, Kants Kritik des Schönen und Erhabenen aufnahm, denn sie schien noch im Jahr 1803, wo er mit seiner Aesthetik in Briefen auftrat, noch nicht bis zu ihm gedrungen zu sein. Kant und Fichte, Schiller und Schelling hatten für ihn nicht geschrieben; er hält sich an Baumgarten, und ignorirt das Widerstrebende. Da er nun aber einmal nicht weiter gekommen ist, als der schätzbare Baumgarten, dessen Schriften doch noch glücklicherweise in der Welt sind, so scheint uns seine Aesthetik nicht eben nöthig. — Doch wollen wir abermals gern zugestehn, daß sie bequem zu lesen ist, welches für ein Verdienst zu halten oder nicht zu halten, wie billig dem eignen Urtheil des Lesers überlassen bleibt.

§. 66.

Christian Garve, geb. 1742, gest. 1798. Wenn es einen Irrthum giebt, den man einen schönen nennen dürfte, so wäre es der, den die früheren Deutschen nicht selten begingen, daß sie den tugendhaften Schriftsteller auch wohl leicht für einen großen hielten. Garve's reines Leben war nicht minder bekannt worden, als die lange schmerzliche Krankheit, die, mit ununterbrochenem sichern Schritte wachsend, ihn langsam verzehrte, während er ihr nichts entgegen zu setzen hatte als unermüdlich edle Geduld. Seine Uebersetzung von Cicero's Werk über die Pflichten gab einigen Stoff zu gerechter Klage; aber man ließ sie aus Zartgefühl nicht gern laut werden, weil man sich erinnerte, wer dazu aufgefordert hatte; so wie denn auch einige geistreiche Anmerkungen schadlos zu halten schienen. Als später

hin, besonders durch den Aufsatz über Geduld, die Rührung der Deutschen immer größer wurde, versahen es einige dergestalt, daß sie G. für einen großen Philosophen erklärten, welches dann nothwendig die Opposition reizen mußte, die hier ohne Zweifel ein nicht sehr schweres Spiel hatte. Wir selbst nehmen ihn nur als Aesthetiker und Stylistiker in Anspruch, und glauben lediglich auf die nach seinem Tode gedruckten Briefe an Weiße hindeuten zu dürfen, um unser Urtheil, daß ihm Poesie und Styl im höhern Sinne fremd waren, zu belegen. — Seine anderweitigen Verdienste sichern indessen den Ruhm seines edeln Namens.

§. 67.

Johann Jakob Engel, geb. zu Parchim im Mecklenburgischen 1741, gest. zu Berlin 1802. Ein leichter genußliebender Geist, vom Geschick begünstigt, auch in äußerer sorgenfreier Lage; nicht eben ideenreich, aber mit dem Talent: was er besaß geltend zu machen; ohne sonderliche productive Kraft, aber über das Geschaffene gern und zuweilen mit Glück reflectirend, von guter Anlage für den Styl, und im Bestreben nach mimischer Deutlichkeit desselben nicht selten durch angenehmen Erfolg belohnt. Seine kleinen Lustspiele haben in sich selbst keinen besondern Werth und erhalten sich vielleicht nur durch guten Dialog und erfreuliche Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Seine Rede auf den König zeigt von der Kunst, die Instrumente gut zu stimmen; läßt aber kalt durch kalte Berechnung. Der Philosoph für die Welt machte schon wegen seines Titels Glück, denn das war es ja eben was man wollte: Leichtes, amüsantes, doch möglichst moralisches Allerlei-Raisonnement, durch welches die Welt sich geehrt fühlen mußte, da man sie mit in's Spiel zog.

Sie fühlte sich auch sehr geehrt und dankte. — Wie

unbequem waren dagegen die früheren Philosophen: Leibnitz und Wolff, Crusius und Baumgarten! und nun vollends Kant und Fichte! die sogar vor allen Dingen erst das Räthsel der Welt und des Bewußtseins schaffend erklären wollten, und von der vorhandnen Welt so Manches verlangten, das schwer zu erfüllen war.

Wer die höheren Forderungen des Gemüths entweder nicht thut oder gelegentlich zu beseitigen versteht, wer die Freiheit der Natur, den Flügelschlag der Begeisterung und Phantasie, die Fülle des Lebens mit Tiefsinn und Ironie aufgefaßt, in einem Romane nicht verlangt, und, wenn jene schönen Dinge fehlen, sie nicht sehr vermißt, dem wird ohne Zweifel Lorenz Stark vollkommen Genüge leisten, denn in der That wird er gar manches Gute und Treffende, was sich ohne jene Besitzthümer erreichen läßt, hier finden. Einige wohlgelungene Charaktere (der des Helden würde noch angenehmer sein, wenn er nicht selbst stets Wache hielte über seinen Charakter und die andern nicht zu sehr sorgten, daß sein Ruhm verkündet werde), einige Nebencharaktere ungleich trefflicher, (nur nicht die naiv listige Doctorin) einige glückliche Miniaturbilder aus einer gewissen Sphäre der Zeit, endlich ein mit großer Sorgfalt ausgefeilter Styl, der in jener bereits genannten mimischen Lebendigkeit wahrhaft ausgezeichnet ist, — dies möge nie verkannt werden, denn es verdient wahres großes Lob.

Als Kritiker zeigte sich Engel sehr vortheilhaft, sobald er zu einzelnen psychologischen Bemerkungen Gelegenheit fand; da er aber das Studium der höhern Philosophie nicht liebte und die Poesie theils an fremde Zwecke knüpfte, theils fast nur auf Charakterdarstellung einging, so müssen wir sehr beklagen, daß er von Shakspear, den er sonst auf seine

Weise sehr liebte, nicht mehr lernte. — Auch ist der (durch die vor kurzem im Druck erschienenen Briefe) an den Tag gekommene Umstand, daß Engel sich durch die ersten schimmerreichen Dramen Kotzebues genugsam täuschen ließ, um in ihm einen wahrhaften Dichter zu erkennen, wenigstens sehr bedenklich, und dürfte wohl unsre so eben gegebene Ansicht bestätigen helfen.

§. 68.

Moritz August von Thümmel, geb. 1738. gest. 1818. Es ist dieser Schriftsteller von Lichtenberg, Garve, Klinger, Eichhorn u. s. w. mit so vieler Lust und Ausführlichkeit gerühmt worden, daß es den meisten Lesern scheinen dürfte, als sei das Talent dieses Dichters bereits hinlänglich aus einander gesetzt worden. Nimmt man zu den Urtheilen jener Männer, das geistreichere Urtheil des ältern Schlegel, so dürfte man allerdings annehmen, als habe die Kritik ein genügendes anerkennendes Wort über sein Talent gesprochen.

Behagliches Wohlsein ist das Element in dem der Dichter lebt, und dieses ist geeignet genug, um sich selbst dem Auge des trübsten Lesers zu erschließen. Des Dichters „Wilhelmine" ein prosaisch komisches Gedicht, fiel in eine der heitern Laune nicht sehr günstige Zeit, dennoch riß sie die meisten sonst ein wenig trockenen Leser mit sich fort. Sie zwang selbst dem einseitigen übermüthig gespreizten Klotz eine günstige Recension ab, und lockte gleichsam die heitere Natur in ihm hervor, und als Michael Huber sie nur mittelmäßig ins Französische übersetzte, erwarb sie selbst bei unsern stolzern Nachbaren eine nicht geringe Gunst und ein bleibendes Wohlgefallen. Ich fühle deshalb, doch ohne besondern Schauder, ganz die Gefahr, worein ich mich begebe,

wenn ich offen erkläre, daß mir diese Wilhelmine mit ihrem, theils mittelmäßigen, theils frivolen Lächeln, dem aller edle Hintergrund fehlt, so wie die wohlfeile Scherzhaftigkeit, welche mit gewissen geistlichen Magistern getrieben wird, nicht zusagen könne.

Eine sehr anmuthige Leichtigkeit im Styl bemerken wir dagegen in den ersteren Theilen der „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" und wenn uns überhaupt schon das Verhältniß zu Margot auf mancherlei Weise interessirt, so möchten wir in ihr sogar die Muse selbst sehen, die den Verfasser begeistert und mit frischem Leben erfüllt. — Dennoch müssen wir auch hier den Mangel an Hintergrund rügen, der in Yorik nur selten, und bei Jean Paul (selbst in seinen muthwilligsten Burlesken) nie fehlt; so wie uns auch ferner scheint, als habe hie und da ein gewisser Uebervornehmer Cynismus, der von Poesie noch entfernter ist, als mancher derbe (z. B. der altenglischen und altdeutschen Bühne) einzelnen Theilen des Werkes geschadet. — Wenn wir uns ferner noch auf das sehr geistreiche Urtheil in dem Anhange zum Companer-Thal beziehen, so scheinen diese wenigen Züge zu dem Gemälde des Dichters hinreichend zu sein.

§. 69.

Theodor Gottlieb von Hippel (geb. 1741, gest. 1796) Wir unterschrieben das Urtheil Kants, der ihn einen Plan- und Centralkopf nannte; möchten aber, mit Accentuirung des Wortes „Kopf," hinzusetzen, daß er trotz des seltsamsten Strebens nach Gemüth, ja sogar nach der tiefsten Mystik, dennoch des Gemüths ermangelte. Sein kalt abgeschlossenes, dürftig hartes, monoton verdrossenes Leben, das uns mit großer Ausführlichkeit im Nekrolog erzählt worden ist, giebt

hinreichendes Zeugniß von der Wahrheit jener Bemerkung. In seinen Schriften, vorzüglich in den „Lebensläufen in aufsteigender Linie," und in den „Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z," ist ein reiches Füllhorn von Witz ergossen und ein männlich schneidender Scharfsinn, ein treffliches Verarbeiten, besonders des von Kant gefundenen, durchaus nicht zu verkennen. Daß man ihm aber auch den eigentlichen und freien Vernunft-Tiefsinn, so wie Humor und Scherz zugeschrieben, beruht wohl nur auf einem Misverständnisse jener Wörter, und kann gar leicht klar werden, wenn man ihn mit Jean Paul vergleicht, der alles hat, was H. besitzt, so wie nicht minder was ihm fehlt. — Daß Hippel bei so reicher geistiger Ausstattung nicht noch mehr leistete, als er geleistet, liegt bloß an ihm selbst, und wir werden, falls wir die angeführte Lebensbeschreibung gelesen, uns noch sehr wundern müssen, daß ihm dennoch so manche schöne und höhere Ahndung treu blieb, ihm dem Schätze sammelnden Hagestolzen, dem Lebensängstlichen u. s. w. Sein ausführliches und zum Theil sehr verständiges Buch „über die Ehe" hatte ihn selbst am wenigsten überzeugt, und so finden sich der traurigen Ironien noch gar manche, die er während seines ganzen Lebens mit sich selber trieb.

§. 70.

Gottlieb Conrad Pfeffel (geb. 1736. gest. 1809). Eine freundliche Muse begleitete ihn durch das Leben, das wohl sonst für ihn wenig Reize gehabt haben würde, da er schon als Jüngling des Lichts der Augen beraubt worden war. Wenn aber gewöhnlich die Phantasie der Blinden nur um feierlich ernste, oder sanfte Wehmuth erregende Gegenstände schwebt, wie davon die musikalischen und poetischen Compositionen der meisten ein genugsames Zeugniß geben,

so ist Pfeffel doppelt merkwürdig, da er fast immer nur in leichten und scherzenden Fabeln und Erzählungen sich ausgesprochen hat. In den letzten funfzehn bis achtzehn Jahren seines Lebens nahm sein Geist eine einseitig *) politische Richtung, die bekanntlich dem dichterischen Streben stets ungünstig gewesen ist. Da er nun doch nicht von der Fabel ablassen wollte, so zwang er seine politischen Ansichten in diese sonst schuldlosen, in anspruchloser Fröhlichkeit auftretenden Erzeugnisse hinein, wodurch dann freilich nichts anders entstehen konnte als Mühseligkeit und Erkältung.

Auch seine Prosa können wir nicht loben, und es ist fast, als habe er des Reims bedurft, um gute Gedanken zu bekommen, und litterarisch liebenswürdig zu sein. — Sei aber auch des Geringhaltigen in seinen Schriften nicht wenig; nie möge so manches redlich und kühn Gedachten, Sinnreichen und Ergötzlichen vergessen werden, das sich gleichfalls bei ihm findet, und wen fühlt sich nicht erhoben und erbauet durch den Gedanken, daß der arme blinde Mann doch stets innerlich reich blieb, heiter und jugendlich bis in das späteste Alter.

§. 71.

Es konnte nicht fehlen, daß Goethe's glänzende Erscheinung und das herrliche Feuer seiner früheren Jugendwerke, wie es das genießende deutsche Publikum entzündete, auch mitringende Gemüther entflammte, ihm — bald mit

*) Man wollte das Beiwort „einseitig" nicht übersehen. — Aechtes Studium der Geschichte und Staatswissenschaft sollte sich kein Dichter erlassen, auch wird er es nicht, weil er sonst den hohen Namen eines Dichters schon — halb verscherzt haben würde.

mehr, bald weniger Eigenkraft — auf seinen Wegen, selbst dichtend zu folgen. Hier erblicken wir zuerst:

Jakob Michael Reinhold Lenz (geb. 1750. gest. 1792.) Für diesen fast vergessenen Dichter hatte die Natur alles gethan, um etwas sehr Bedeutendes an ihm, und durch ihn darzustellen, aber auch das Schicksal, oft vielleicht durch ihn selbst herbei gerufen — oder, um modern zu reden: das ganze äußere Leben verfehlte seiner Seits gleichfalls nicht, alles zu thun, um jede Anlage in der Blüthe zu ersticken. Stetes Umherfliehen von einem Ort zum andern, Armuth, welche bald in gänzliche Dürftigkeit überging, Misverständnisse von mancherlei Art, Spott, späterhin das Leben unter größtentheils fremdartigen, oft vielleicht feindseligen Menschen, mit Einem Wort: der alte gemeine Jammer von hundert Dichtern der neuern Zeit erzeugte erst witzige Schwermuth, dann trübe, endlich vollendeten Wahnsinn und einen frühen Tod *).

Möge dieser kurze Bericht nicht weiche Wehmuth veranlassen, sondern unsere talentvollen Jünglinge, falls etwa auch einige von ihnen Zartheit der Phantasie mit Hang zur Intrigue, große Gewandtheit des Geistes mit Eitelkeit, Poesie mit Koketterie zu vereinigen Lust hätten, sehr ernsthaft auffordern von solchem Wege abzustehen, der gar leicht dahin führt, wohin der reich ausgestattete Lenz geführt ward.

---

*) Im Intelligenzblatte Nr. 99. der A. L. Z. 1792 verspricht ein Ungenannter die Geschichte von Lenzens letzten Lebensjahren, die jedoch nicht erschienen ist. Was Goethe im zweiten Band seiner Selbstbiographie über Lenz mittheilt, betrifft zwar nur dessen Straßburger Aufenthalt und damalige schriftstellerische Versuche, ist aber so tief und durchgreifend, daß wir den ganzen Menschen erschauen, und das Ergebniß deutlich wird: Entweder gänzliche Umwandlung durch innere Kräftigung, — oder Untergang.

Sein Talent für das Komische zeigt sich in dem Lustspiel: „Die Hofmeister“ so wie in der Polemik gegen Wieland; am reinsten aber erscheint seine Dichterader — obwol nur reproducirend — wenn er im Shakspear lebend, seine Liebe für den Dichter in künstlichen Nachbildungen einzelner muthwillig witziger Lieder desselben, die fast unübersetzlich schienen, an den Tag legt. Lenzens Kenntniß des Shakspear ist mit desto größerm Ruhme anzuerkennen, je betäubender der Lärm war, den man damals über jenen Dichter erhob, während doch fast alle pathetischen Lobsprüche auf denselben, wenn wir sie in schlichte Rede übersetzen, nur darauf hinausliefen, er sei der große Christoph unter den Dichtern und schreite gar gewaltig einher. Wie ganz anders Lenz von ihm dachte, zeigte er besonders dadurch, daß er gerade das Schauspiel zur Bearbeitung vornahm, das man unter allen am wenigsten geschätzt, und oft recht hochmüthig albern, als den Markt des falschen Witzes betrachtet hat, ich meine das lieblich frische, köstlich muthwillige Stück: „Der Liebe Mühe ist umsonst.“

Lenzens Werke sind sehr selten geworden, und da ihrer ohnehin nur wenig sind, so wäre es um so verdienstlicher, wenn einmal eine Auswahl derselben wieder veranstaltet würde. Die Mehrheit der Deutschen ist so vertieft in die zum Theil nicht sonderlichen Produkte der letzten Oster- und Michaelismesse, daß sie nur im äußersten Nothfalle ein früher erschienenes Werk zur Hand nimmt; am wenigsten aber darf man ihr zumuthen, nach einem Deutschen Buche erst weitläufig zu suchen. Und so bleibt Lenz ungelesen.

§. 72.

Ungleich geringhaltiger, ja fast nur als schnell und gespenstisch verschwindender literarischer Abenteurer zu erwäh-

nen ist — ein gewisser .... Wagner, der um diese Zeit durch ein gräßliches, hin und wieder aber mit einzelnen genialen Zügen ausgestattetes Trauerspiel: „die Kindesmörderinn“ eben so wohl zurückstieß, als anzog. Manche Schauspieldirection der damaligen Zeit wollte, des ungeheuren Erfolgs gewiß, und der zartern Nerven spottend, das Stück aufführen lassen; aber mit Recht verbot es die Obrigkeit, die diesmal eben so ethisch als ästhetisch verfuhr, indem es allerdings bekanntlich Situationen, ja sogar Kleidungen giebt — wer weiß nicht in welcher Tracht eine Kindesmörderin zum Richtplatze geführt wird? — die den Bühnenbrettern nicht anstehn *). Uebrigens hat W. nur sehr geringe Verdienste um das Stück, denn die Idee und die einzelnen genialen Züge sind von Goethe erhorcht, der einst im Ueberfluß des Herzens und der Jünglingsplane in zahlreicher Gesellschaft darüber gesprochen hatte; was W. aus eigenen Mitteln dazu that, ist ärmlich und trocken. Solcher litterarischer Horcher giebt es bekanntlich auch heut zu Tage genug, und mehr als jemals, und so möge Wagner gleichsam als Führer einer zahlreichen Gesellschaft genannt werden, deren wir indeß hier nur im Allgemeinen, flüchtig gedenken wollen.

§. 73.

Friedrich Müller (der Maler). Wenn der, so lange in einem unfreien Zustande sich befand, endlich die Fessel gewaltsam bricht, so hasst er gewöhnlich nicht bloß diese,

*) Auch in Berlin sollte 1777 dieses Stück gegeben werden, alles war vorbereitet, die Komödienzettel ausgegeben, und man strömte schon dem Theater zu, als plötzlich noch am Nachmittage ein gerechtes Obrigkeitliches Verbot dazwischen trat. Ein anderes unschuldiges Lieblingsstück mußte die Betrübniß der getäuschten Erwartung zu verscheuchen suchen.

sondern verachtet nun auch wohl übermüthig jedes Gesetz, jede Regel, jedes Maaß. So auch einst manche Dichter, besonders Deutsche. Lange genug waren sie kleinlaut und nüchtern, bewundernd und nachahmend, und unabgeschreckt selbst durch den Spott der oft ihre Bewunderung und Nachahmung traf, in einem sehr engen Kreise herumgegangen, und hatten keinen Schritt gethan, ohne vorher bei Aristoteles und Horaz, Batteux oder — Gottsched anzufragen, ob er auch verstattet sei: — als sie endlich, angeregt durch einige bedeutende Geister, mit einemmale die Kläglichkeit ihres bisherigen sklavischen Zustandes entdeckten. Jetzt nun traf der oben angedeutete Zustand ein, und uneingedenk Adrasteens, die in Allem Maaß zu halten gebietet, erschuf man eine Periode, die schon längst als die stürmende und drängende bezeichnet worden ist. Diese Zeit riß auch Müllern mit sich fort oder vielmehr: er war einer von denen, die sie veranlaßten. Ein reges inneres Treiben, das muthige Sehnen frischer Jugend nach Thaten schien ihm (wie Mehreren schon) die Poesie selbst zu sein, und er äußert sich darüber auf eine anziehende Weise in einem Schreiben an den Freiherrn Otto von Gemmingen, welches seinem „dramatisirten Leben Faust's" vorangeht. (Manheim 1778). Jene frische Jugend ist allerdings Poesie und zwar die schönste, wenn sie sich in edlen Thaten kund giebt; aber es folgt keineswegs, daß sie selbst bei einer besondern Fülle von Phantasie und Empfindung darum auch müsse klar beschreiben oder künstlerisch darstellen können. Ohne innere Lebenspoesie kann freilich Niemand wahre Poesien auf das Papier bringen und in den Leipziger Messen erscheinen lassen; aber das höhere poetische Leben bedingt darum nicht immer die ruhige Kraft des darstellenden Geistes.

Es gehöre, sagt M. in dem angeführten Schreiben, mit

mit zu seinem Wesen wie die Bienen über Thal und Auen die Schöpfung zu durchwandern, um tausend neue Schätze zu finden, wo die Liebe mit allmächtiger Ruthe anschlägt; nicht immer mit dem Gedanken an einem Heerd zu hausen, wär's auch nur dann und wann Bewegung und Ausbruch der Glut zu geben, die sonst, auf eins verschlossen, sein Herz endlich ganz „verschmoren" würde.

So sah er sich denn nach Stoffe um und wählte meistens so, daß man nicht vortrefflicher wählen kann: z. B. Genoveva und Faust. Doch was war es, das ihn im Faust anzog? Er dachte sich ihn — so erzählt er selbst — als einen „großen Kerl, der alle seine Kraft gefühlt, gefühlt den Zügel, den Glück und Schicksal ihm anhielt, den er gern zerbrechen wollte und Wege suchte, Muth genug hatte, alles niederzuwerfen, was in den Weg tritt und ihn verhindern will, Wärme genug in seinem Busen trägt, sich in Liebe an einen Teufel zu hängen, der ihm offen und vertraulich entgegen tritt" u. s. w. Ein solcher Charakter findet sich aber gar nicht selten und es ist unbillig denselben mit dem Namen des tiefdunkeln Faust zu belegen. Nur einmal kommt M. dem Sinne desselben näher, wenn er, in Beziehung auf ihn, an das „Ganz sein wollen was man fühlt, daß man sein könnte" erinnert; doch gleich darauf verblasst ihm jener Gedanke wieder, der ihn sonst leiblich würde geleitet haben, und er accentuirt zu sehr das „Murren gegen Schicksal und Welt, die uns niederdrängt, und unser edles selbstständiges Wesen, unsern handelnden Willen durch Conventionen niederbeugt."

§. 74.

Dennoch hätte man nach dieser nicht ganz klaren Ansicht vom Faust, etwas Tieferes erwarten sollen als M. uns in dem Werke selbst giebt. Faust ist hier ein von wil-

den Kraftphrasen aufgedunsener Jüngling, der nur eben die gebührende Strafe leidet, wenn er sich im Innern unbefriedigt fühlt. — — Faust soll untergehen in der Unbegränztheit der Wissenschaft, und durch das Nichtanerkennenwollen der nothwendigen Begränztheit des Individuums; hieraus soll die Opposition gegen den Himmel, (dessen süße Geheimnisse sich nur dem Frommergebenen und dadurch Freigewordenen kund thun) und das Heraufrufen der Mächte der Hölle erklärt und symbolisch dargestellt werden. Aber von jenen metaphysischen Leiden ist hier bei M. nicht die Rede, und der wahre Sinn des christlich deutschen Mythus fast gänzlich aus den Augen gerückt worden.

Wir sehen hier Faust in der wüstesten Gesellschaft sich umhertreiben, von der er sich selbst nur in geringem Maaße unterscheidet. Dennoch wird uns sogar für jene Wüstheit eine Art von Achtung abgefordert, und wir sollen annehmen, es möge denn doch wohl hinter jener Rohheit einige Genialität verborgen liegen. Diese aber zeigt sich nicht sonderlich in Prügelscenen und bei Trinkgelagen, so wie denn auch die wahre Kraft nur höchst selten ausspricht daß sie kräftig sei.

Um Faust zu verderben, muß der Verfasser sogar zu den ewigen Hausmitteln: der Verschwendung, dem Spiel und den Schulden seine Zuflucht nehmen, und wenn schon dies alles durchaus nicht in die Sage gehört, so muß uns vollends die Art, wie jene Wildheit hier getrieben wird, zu vermehrter Abneigung gegen den in stolzer Verworrenheit hintaumelnden Helden veranlassen. In jedem Falle ist ein Faust, der nur durch solche Aeußerlichkeiten getrieben, bei den Unterirdischen Hülfe sucht, und den man allenfalls, wenn man seine Spielschulden bezahlte, und ihn außerdem noch mit Taschengeld versorgte, von der Hölle loskaufen könnte, ein überaus widerstrebender Gedanke.

§. 75.

Diesem verfehlten Faust steht ein nicht minder verfehlter, aus dem Costum gehender Famulus Christoph Wagner zur Seite, und man traut fast seinen Augen nicht, wenn man hier lesen muß, daß er mit wenig bedeutenden Thränen in den Augen als ein überzart gesinnter Jüngling hereintritt, dem selbst Faust nachsagt, daß er nicht begreifen könne, wie ihm doch immer das Leben zur Qual werde. „Junge," so fährt er dann fort, „unsere Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel, aber Deines schwebt höher droben, die Welt könnte mir alles werden; und Dir — Du findest nichts unter der Sonne, an dem Deine Liebe ganz haften möchte." — Abgerechnet aber, daß die verfehlte Zeichnung des Faust auch einen verfehlten Wagner veranlassen konnte, erklärt sich jene wunderliche Trübseligkeit des Famulus auch noch auf eine andere Weise, welche beinahe die ganze damalige Poetenschule angeht. Der Held mußte durchaus höchst unzufrieden, unbefriedigt und nächstdem stolz bis zur Grobheit sein, die zweite Person aber wenigstens sehr trübselig und wehmüthig, oder vielmehr wehmüthelnd. (z. B. Guelfo und sein Vertrauter in den „Zwillingen"). Melancholie galt als etwas Vornehmes, Heiterkeit als etwas Gemeines, ja es finden sich Stellen in einigen Poeten jener Zeit, wo einer dem andern gratulirt, daß er Gottlob sehr schwermüthige Züge im Gesicht habe *).

*) Bekanntlich hat der Prinz Hamlet, oder vielmehr das Misverständniß desselben, die größte Schuld an der Schwermuth der Poeten und ihrer Personen, welche leider ganz vergessen, daß jener Prinz ja wirklich eine sehr große Ursache hatte trübe zu sein, während sie das vergnügteste Leben hätten führen können. — Tiefer aber möchte wohl ein anderer Grund liegen, daß

Ueber die seltsame Verkehrtheit in der Darstellung des Lucifer, Mephistopheles, Babillo u. s. w. bedarf es keines ausführlichen Worts, denn sowohl das Pathos als der Humor der ihnen hier geliehen worden, spricht sich nur zu deutlich als Krampf aus. (Nur in einigen Judenscenen, die indessen wohl nicht in den Faust gehören, herrscht wirkliches Leben, dem etwas Grellheit nicht eben schadet.)

§. 76.

Reiner und deutlicher zeigen sich Müllers treffliche Anlagen in seiner Genoveva, nicht sowohl im Ganzen, als in einzelnen Scenen, die indessen wieder fast mehr sind als Einzelnes, weil sie einen nach einer poetischen Idee strebenden Geist verrathen. Eine genaue Vergleichung der Müllerschen und Tieck'schen Genoveva würde auch für die erste nicht unrühmlich ausfallen, doch wehrt hier der beschränkte Raum sie durchzuführen; denn sie darf nicht mit wenigen Worten abgethan werden. Sie wird erleichtert durch das beziehungsreiche Lied, das durch beide Bearbeitungen hingeht.

Zum Schlusse möge hier noch das Lob mitgetheilt werden, das Tieck dem Mahler Müller für seine Leistungen in einer andern Dichtungsart gebracht hat. Es lautet:

„Die Idyllen der Neueren sind früh sentimental geworden, oder allegorisch, in der letzten Zeit bei den Franzo-

---

man nämlich überhaupt durch eine gewisse Gattung von unersprießlicher Aufklärerei wirklich abgefallen war von alter schöner Glaubenssicherheit und deshalb auf dem bloßen Reflexionspunkte sich nothwendig übel befinden mußte. Hier konnten selbst die schönsten Einzeltalente nicht helfen, sondern nur die demüthig fröhliche Rückkehr zur gründlichen Wissenschaft und Religion. Dann erst gedeiht die wahre Poesie.

sen und Deutschen meist fade und süßlich. Zwei Gedichte eines Deutschen aber sind mir bekannt, die ich vielen der schönsten Poesien an die Seite setzen möchte, der Satyr Mopsus nämlich und Bacchidion und Milon vom Mahler Müller. Die frische sinnliche Natur, der lyrische Schwung der Gesänge, die schön gewählten und kräftig ausgeführten Bilder haben mich jedesmal bis zur Entzückung hingerissen. Trefflich, wenn gleich nicht von dieser Vollendung, ist seine „Schaafschur," reicher als dieses Gemälde aus unserer Zeit sein „Nußkernen." In dem Gedicht „Adams erstes Erwachen" befindet er sich freilich auch zuweilen in jener Leere, die sich nicht poetisch bevölkern lässt, aber einzelne Stellen sind von großer Schönheit, und in der Darstellung der Thiere scheint er mir einzig; ich weiß wenigstens keinen Dichter, der sie uns mit dieser geistigen Lebendigkeit vor die Augen führte. Wie Schade, daß dieses wahre Genie, welches sich so glänzend ankündigte, nicht nachher das Studium der Poesie fortgesetzt hat! Sein Geist scheint mir mit dem des Giulio Romano innig verwandt; dieselbe Fülle und Lieblichkeit, das Scharfe und Bizarre der Gedanken, und dieselbe Sucht zur Uebertreibung." (S. Tiecks Phantasus Thl. I. S. 459, 460.).

Wohl erkennend, daß W's. Idyllen seine tragischen Scenen allerdings gar sehr überragen, kann ich dennoch diesem Lobe nicht ganz beistimmen, indem jene frische sinnliche Natur nicht selten darauf auszugehen scheint, noch natürlicher und sinnlicher zu sein als die Natur selbst, und etwas ganz Apartes zu haben, was ihr denn auch mitunter wohl gar — gelingt. Indessen hab' ich jenes Tieckschе Urtheil nicht ignoriren, sondern wenigstens historisch mittheilen wollen. Doch selbst abgesehen von dieser geschichtlichen Beziehung, mag ich auch über eine das Maaß vielleicht überschreitende Liebe nicht rechten.

§. 77.

Johann Anton Leisewitz, geb. 1752, gest. 1806. Man hat bei der Erwähnung dieses wackern Schriftstellers häufig an die Löwin erinnert, die nur Ein Junges gebiert; aber — eine Löwin *). Ich gestehe, daß ich bei aller Achtung für L's edle Gesinnung und Talente die Richtigkeit dieses Vergleichs nicht einräumen kann, indem sein „Julius von Tarent," der ja auch bekanntlich in eine ziemlich frühe Jugend fiel, mehr ahnden lässt, was der Verfasser einst hätte leisten können, als wirklich leistet. Eine gewisse metaphysische Redseligkeit, die insonderheit dem Pathos schadet, das stete Beschreiben der Empfindungen, die Breite einzelner Scenen, stören im Genusse eines dramatischen Werkes fast noch mehr als im Roman. Allein gerade diese Fehler sind es, die gewöhnlich das reifere Mannesalter tilgt. Leider aber hat dieses Alter (sonst seiner Vaterstadt — Braunschweig — sehr günstig) für die literarische Welt keine Früchte getragen, denn wie oft auch Aufforderungen zu neuer Thätigkeit an ihn ergingen, nie hat man ihn überreden können, neue Werke dem Publikum zu übergeben. So bleibe uns denn jener einzige Tarentische Julius, trotz aller seiner Mängel, doppelt theuer, und nie möge in ihm, obwohl er im Ganzen wirklich veraltet ist, das einzelne Treffliche, einer tiefen und reinen Seele Entsprossene verkannt werden, denn es zeigt uns deutlich, wie selbst eine fehlerhafte Theorie, und die Gewöhnung zur halbpoetischen, metaphysischen Betrachtung und Zerlegung der Gefühle, dennoch eine wahre Dichternatur nicht um ihr eigentliches Le-

*) Der Gedanke rührt von Lessing her, der in der Ueberschwenglichkeit eines überraschenden Augenblicks in L. einen zweiten Goethe (!!) ahndete.

ben bringen könne, sollte sie auch zuweilen selbst jene Irrthümer für ihre Schönheiten und jenes wahre Leben für etwas blaß Gewöhnliches halten.

In späteren Jahren sprach sich L. mit der edelsten Strenge selbst das Dichtertalent ab; leider aber verleitete ihn diese Strenge auch zu der Härte, seine fast vollendete, mit Geist und Fleiß ausgearbeitete Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu vernichten, oder doch dem Drucke zu verweigern.

§. 78.

Friedrich Maximilian von Klinger, geb. 1753. Er trat mit halb natürlicher, halb künstlicher Erhitzung auf, und errang das betrübende Glück, daß einige unreife Jünglinge, denen die Flüche und Dolche in den „Zwillingen," der „neuen Arria," Simsone Grisaldo" u. s. w. wohlgefallen hatten, ihn mit Shakspear verglichen. Andere Aehnlichkeit als im Nachlallen der Flüche und Nachmahlen der Dolche haben wir nicht auffinden können; obwohl einzelne Stralen von Talent, besonders in den Zwillingen, leuchten. Bald darauf wurde Klinger dieses Drängens und Treibens überdrüssig, und legte sich auf die Correktheit, hatte aber häufig das Unglück sie mit vornehmer Kühle und Nüchternheit zu verwechseln.

Wie sich im Leben gewöhnlich ein verschwelgter Tag durch eine nüchterne Woche rächet, so auch in der Thätigkeit des Dichters. Klinger schrieb in jener selbst veranlaßten Nüchternheit einige andere Dramen, unter denen auch ein Lustspiel: „die falschen Spieler" und wartete nun was man dazu sagen werde; — aber man sagte eben wenig oder gar nichts dazu, weil man sie überhaupt nicht häufig las. Es finden sich in den kritischen Blättern der damaligen Zeit nur zwei Recensionen über jene Dramen, denn die Kälte

erzeugt Kälte, und ein gewisses unpoetisches Achselzucken wird oft mit Achselzucken — erwiedert. Der bloße Verstand der z. B. jenes Lustspiel geschaffen, scheint sich fast für Poesie ausgeben zu wollen, kann aber die Rolle nicht durchsetzen, da er es nicht einmal bis zur leidlichen Vergnüglichkeit (wohl zu unterscheiden von Heiterkeit und Fröhlichkeit) bringt. — Noch größerer Verstand ist in der Organisation der Trauerspiele: „Damokles" und „Medea" wahrzunehmen; aber auch die grandioseste Kälte, die Beschwichtigtheit für Beruhigung giebt, ist noch nicht Erhabenheit; doch soll allerdings auch — die starrste Spitze des Kaukasus stets als bedeutend interessant gelten. —

Aus derselben Zeit schreiben sich mehrere Romane her, in denen oft eine nicht geringe Kraft waltet, oft aber auch, in Ermangelung derselben, Schauerlichkeit und Gräßlichkeit dem gebildeten und heitern Leser unerfreulich auffällt. Auch einen Faust empfingen wir, dem aber leider das Wesentliche, was in der Sage liegt, mangelt, denn sie ist fast nur zum Vehikel eines nicht ungewöhnlichen Skepticismus benutzt. Es sind nicht sehr bedeutende Ursachen, die diesen Faust bewegen, sich mit dem Teufel einzulassen, denn selbst die Armuth, von der hier gar nicht die Rede sein durfte, spielt dabei eine Rolle. Der Teufel tritt im Costüm eines modernen Sophisten auf, und scheint ein wenig bei Helvetius und andern Encyclopädisten in die Schule gegangen zu sein; hat aber noch nicht eben sonderliche Fortschritte gemacht. An Beruhigung ist abermals nicht zu denken, ja es wird statt derselben Mismuth geboten.

§. 79.

Sollte man aber bei Werken dieser Art, in denen das Talent aufgeboten wird, um etwas nur düsteres hervorzu-

bringen, nicht ganz einfach und harmlos fragen dürfen: „Wozu soll das?“ — Neues trübes Wasser oder geschwefelten, betäubenden Wein zu gießen auf die traurige Mühle des halb gebildeten Zweiflers? dazu sollte sich das Talent zu gut fühlen. Der ächte Philosoph macht mit Dergleichen wenig Umstände, er hat jenes Finstere vielleicht schon auf der Universität durch ernstes Studium, oder in tüchtigen Gesprächen mit sich selbst und wackern Freunden, und mit Kunst prüfend das zu Prüfende, in heilbringenden kampfvoll schlaflosen Nächten glücklich beseitigt. (Fast möcht ich sagen: Glücklich beigepackt, wie die Leiche des Polonius.) Und vollends der Religiose. In seine schöne sonnenhelle Welt dringen kaum noch jene finsteren sich selbst missverstehenden Zweifel, und ein einziger Tropfen aus dem Born der ewigen Weisheit ist genug, um seine Augen auf immer klar zu waschen.

In noch spätern Jahren trat K. mit Fragmenten über Welt und Literatur auf, mit deren herrschendem Charakter der nach manchen Seiten hinfahrenden üblen Laune und stolzen Unzufriedenheit wir uns mit nichten befreunden wollen. Er läßt in diesem Werke ahnden, daß er überhaupt keine unumstößliche objektive Wahrheit gefunden habe und deshalb auch nicht anerkenne; wofür wir ihm ohne Zweifel eine sehr gerechte trauernde Theilnahme widmen würden, wenn wir nicht zuvörderst abermals fragen müßten, wozu wohl dergleichen kühl hingeworfene Confessionen dienen sollen, mit denen doch offenbar weder der Wissenschaft, noch der Kunst geholfen wird. Daß es ihm auf solchem Standpunkt ferner leicht wird, Kant, und die gesammte sogenannte neuere Philosophie, besonders aber Jean Paul oberflächlich und bitter zu tadeln, während Wieland und Thümmel unmäßig gerühmt werden, ist abermals nur

um deswillen traurig interessant, weil wir wohl allenherzlich wünschten, von einem Manne wie Klinger, dessen große Anlagen wir sehr zu schätzen wissen, etwas Besseres zu vernehmen.

Wir haben hier über manche seiner Werke anders urtheilen müssen, als hie und da geschehen ist, aber wir sind weit entfernt, — es sei die Wiederholung verstattet — das große Talent zu verkennen, welches in ihm wohnt; wohl aber glauben wir, daß um deswillen kein gewöhnlicher Maaßstab angelegt werden dürfe. Wenn man erwägt, was Klinger mit jenen Anlagen hätte leisten können, so wird man, hoffe ich, jenes Urtheil nicht ungerecht finden. — Sind sie denn auch deshalb verloren? Ohne Zweifel nicht; denn abgerechnet das einzelne positiv Lobenswerthe, welches K. auch als Schriftsteller geleistet, hat er auch als kraftreicher Opponent manche schöne Kraft zu wecken vermocht. Ferner fragen wir wohl alle und haben bereits die frohe Antwort bei der Frage: Muß denn jedes Talent sich lediglich in der Literatur entfalten? Ist nicht das Leben selbst der würdigste Stoff, um aus demselben ein großartiges Kunstwerk zu bilden? und wenn schon jedes ächte vom Genie erzeugte Buch eine That ist, ist nicht dennoch das Leben selbst die höchste und würdigste That? — Alles was aus weiter Ferne über Klinger verkündet wird, zeigt ihn uns als einen in großem Wirkungskreise edel und kühn und besonnen waltenden geistreichen Praktiker, der selbst weit höher steht als alle seine Schriften zusammen genommen. Man wird vielleicht erwiedern, das gehöre nicht in eine Literaturgeschichte, ich meine jedoch es sei wohlgethan, mitunter durch ein Beispiel zu zeigen, daß es mit der Poesie und Melodie des Lebens kein bloßes schönes Wort sei, ja daß

sie auch dann statt finden könne, wenn die gedrückte Melodie des also Lebenden nicht immer genügen sollte.

§. 80.

Otto Heinrich Freiherr von Gemmingen. Es ist bereits an einem andern Orte gezeigt worden, daß wenn wir auch noch so oft durch hundert und wieder hundert Familiengemälde, wie sie nun einmal an den Tag gekommen sind, unmuthig gemacht oder gelangweilt werden, dennoch die Gattung selbst in Ehren bleiben müsse, in welcher der Dichter eben so tief zu uns sprechen kann, als in der alten Schicksalsfabel.

Nach diesem Eingange dürften vielleicht einige Leser ein besonderes Lob des „deutschen Hausvaters," der bekanntlich schon oft gepriesen worden, auch hier erwarten. Ein solches aber kann ich nicht bringen, weil in dem genannten Schauspiele keine Spur von Genialität und nur selten einige Gemüthlichkeit, die eigentliche Trägerin eines guten Familiengemäldes, erscheint. Die Hälfte der Personen bewegt sich hier in einer gewissen Gattung von Vornehmheit, die literarisch durchzuführen der Deutsche nur selten Virtuose genug ist. Dennoch fährt er, seine eigne Kraft miskennend, sie meistens recht gern durch, verfehlt sie aber, die nur individuelles Talent und Naturgabe ist, durch Verrohrtheit und Steifheit, oder, wenn er diesen Uebelstand etwa plötzlich bemerkt, durch gänzliche Flachheit die für zwanglose Grazie und frische Lebensleichtigkeit gelten soll.

Gemmingens Hausvater hat als seltene Ausnahme allerdings wahre Vornehmheit, aber nur eine allgemein gedachte, nebst ähnlicher Besonnenheit, Rechtlichkeit und Ehrliebe. Von der poetischen Vornehmheit aber, die man dem

trefflichen Vater wohl gegönnt hätte, ist kaum eine Spur, und von der Deutschheit, auf die doch der Titel hinweist, leiht sie nur selten die Farbe. Zuweilen erblickt man sogar den Wettstreit mit Diderots père de famille, der, wenn auch übertroffen, doch manche Geziertheit veranlaßt zu haben scheint. Die Familie selbst kann unmöglich sehr anziehend gefunden werden. Die kalt verdrießliche flach-unglückliche Ehe ist ein bloßes Abdruck der Afterkultur und eignet sich schlechthin nicht für die poetische Darstellung, und die Größe Amalie, der die übrigen Personen nur zu häufig Charaktergröße und Vortrefflichkeit des Gemüths nachrühmen, zeigt sich in einer so pretiösen Mittelmäßigkeit, daß man sich eben nicht veranlaßt fühlt, in das Lob, welches ihr von den Mitspielenden so überreich gebracht wird, einzustimmen.

Karls Zeichnung pflegt wohl durch die allgemeine Bemerkung entschuldigt zu werden, es solle ja eben ein schwankender Charakter sein. Allein dies möchte schwerlich hinreichen, um die Art und Weise zu rechtfertigen wie ihn der Verfasser sich hier gebühren läßt. Man könnte sagen, er schwanke selbst im Schwanken noch einmal, und zwar dergestalt, daß selbst ein sonst nicht schwankender Zuhörer für den Moment wenigstens mitzuschwanken veranlaßt werde.

§. 81.

Lottchens Liebe ist in der hergebrachten Form der weniger empfindsamen, als empfindsam sprechen wollenden deutschen Romane aus den siebziger Jahren, und die Kritik hätte den empörenden Umstand, daß sie als Schwangere aufgestellt wird die auch durch physische Hülflosigkeit rühren will, gleich anfangs strenger rügen sollen, um wo möglich den Nachahmungen zu steuern, die hier sich so bequem anstellen ließen. Denn was ist leichter, als durch die Darstellung

von Hunger, Durst, Krankheit u. s. w. das Mitleid in Anspruch zu nehmen? und nun vollends durch das Hervortreten einer leidenden Schwangern, die im wirklichen Leben jedem nicht ganz Verworfenen eine heilige Scheu und Achtung abfordert! — Doch eben um deswillen wollen wir sie nicht auf der Bühne sehen, wo nur der schöne Schein walte. Uebrigens ist G. bei diesem Irrthum nicht Original, sondern er verdankt ihn der Eugenie von Beaumarchais.

Dennoch hat der deutsche Hausvater ein nicht geringes Glück auf der Bühne gemacht, theils wegen des Stoffes, der damals noch neu war, und einige erschütternde Scenen veranlassen mußte, theils aber auch, weil einige der ausgezeichnetsten Schauspieler Deutschlands, z. B. Iffland, alle ihre Kräfte aufboten, um den vom Dichter fast nur exoterisch ausgeführten Hausvater zum wahrhaftigen deutschen Leben hinaufzutragen.

Es ist deshalb nichts Seltenes, daß jenes Drama auch noch heut zu Tage überschätzt wird, welches sich zum Theil durch den letztern Umstand erklären läßt. Vergleicht man es mit Diderots père de famille, so steht es allerdings fester als dies, sein Vorbild; hält man es aber an die wenigen ausgezeichneteren Darstellungen des deutschen Familienlebens, z. B. an Iffland's Jäger, so fällt der Mangel an rein nationalem Leben und gemüthlicher Tiefe um so klarer in die Augen.

§. 82.

Johann Christian Brandes (geb. 1735, gest. 1799.).

Dieser Mann, der uns durch seine oft wunderbar verschlungenen Schicksale, die er in der Selbstbiographie (Berlin 1799 und 1800) in drei Theilen schlicht und einfältig erzählt hat, interessant geworden ist, und in

manchen Situationen unser inniges Mitleid in Anspruch nimmt, verdient auch als dramatischer Schriftsteller nicht ganz vergessen zu werden. Zwar wollen wir die völlig falsch aufgefaßte Ariadne auf Naxos, den auf sogenannte Correctheit ausgehenden Grafen Olsbach und ähnliche gepreßte und trübselige Stücke keineswegs rühmen; doch dünkt uns, habe in ihm ein nicht unbedeutendes Talent für eine gewisse Gattung des Lustspiels gewaltet, die man die ehrlich beschränkte, aber in der Beschränktheit muntere und fröhliche nennen könnte. So bald er sich aus derselben heraus wagt, oder wohl gar lehren und rühren will, erregt er durch bange Trockenheit gar bald Ermüdung. Unter seinen Lustspielen möchten wir das vielleicht am wenigsten gekannte und doch nicht selten als lasciv und scurrilisch getadelte: „die Hochzeitfeier, oder: Ist's ein Mann oder ist's ein Mädchen?" als eines der glücklichsten angeben. Weit entfernt, hier Lasciviität zu finden, bedauern wir im Gegentheil, daß die Behandlung lange nicht muthwillig genug ist *). — Ueberhaupt fehlt eines der für den Lustspieldichter bekanntlich unerläßlichen Requisite, der Witz, dem Verfasser fast gänzlich; da er indeß diesen Mangel selbst zu wissen scheint, so verdient er Lob, daß er uns wenigstens nicht mit dem Anblick des fruchtlosen Haschens behelligt. B. ist ein ehrlicher ästhetischer Arbeitsmann und Ackermann, dessen verständige Prätensionslosigkeit gefallen muß, und der schon durch den Contrast seiner oft romantischen und fantastischen, noch öfter aber tragischen, herben, und — wie mit stumpfem Messer —

*) In Berlin wurde im Jahre 1809 dieses Stück unter dem Titel: „Die Schwiegermütter" mit nicht geringem Glück von neuem auf die Bühne gebracht. Iffl ands Humor waltete dabei auf eine wahrhaft siegreiche Weise.

schneidenden Schicksale, im Verhältnisse zu seiner einfachen und beschränkten Natur, die Theilnahme des Fühlenden in Anspruch nimmt.

§. 83.

F. M. Babo. Klopstock nennt bekanntlich den Horaz einen Nachahmer wie Nachahmer nicht satt, ein Ausdruck der auf Babo passe, wenn wir die Beziehung zwischen seinem Drama: Otto von Wittelsbach und Götz von Berlichingen erwägen. B. beging leider gleich von vorn herein einen großen historischen Irrthum in der Zeichnung des Kaisers Philipp, den er uns als einen charakterlos schwachen Mann vorführt, wofür Otto mit manchem ihm nicht zukommenden Schmuck bekleidet wird. Wie ganz anders zeigt uns die Geschichte den kühnen geistreichen Hohenstaufen; wie ganz anders den rauhen Wittelsbacher; so daß in der That zu wünschen wäre, das ganze Verhältniß beider Fürsten würde einmal in einem neuen Drama völlig umgezeichnet *).

Und dennoch bleibt das Babo'sche Drama ein in mancher Hinsicht ausgezeichnetes, weil es wenigstens eine gute Ahnung von deutscher Ritterzeit überhaupt an den Tag bringt, weil manches Einzelne natürlich und einfach ausgeführt worden, z. B. das gekränkte Ehegefühl, die sich selbst abgerungene halbe Vergebung, die durch neue Verletzung mit verdoppelter Kraft emporlodernde Rache, die unselige That selbst, und das Hinschwinden aller Kraft nach der bar-

*) Eine ähnliche, doch ausführlichere Kritik des Otto von W., die gleichfalls auf jene historische Unwahrheit hindeutete, gab ich bereits im „Dramaturgischen Wochenblatt," Berlin, Julius 1815, wiederholt in den freundlichen Schriften, Th. I. S. 281. f.

gengenen Frevel *). Die Sprache ist zuweilen ein wenig nüchtern; immer aber unendlich besser als das leere Wortgeklingel was uns heut zu Tage so oft begegnet, und wobei weder der Klingler noch der Angeklingelte etwas andres fühlen kann als Ermüdung.

Das Schauspiel „die Strelitzen" trägt den Stempel der kalten Mühseligkeit, doch wird den Historiker interessiren, wie der Verf. einige Züge des altrussischen Nationalcharakters aufzufassen gesucht hat. Die übrigen Schauspiele Babo's stehen in purer blanker Prosa da, ja es begegnet ihnen wol gar, sich ein wenig damit zu brüsten; denn was ist jene glatte Uebervornehmheit, durch welche das sonst gut angelegte und theilweise fein ausgeführte Drama „der Puls" im Ganzen erbittet wird, anders als Prosa und wieder Prosa? — Auszeichnung verdient indessen das kleine Lustspiel: „die Maler" wegen des deutschen Ehrgefühls, das in demselben auf eine recht angenehme Weise zur Sprache gebracht wird.

§. 84.

Indessen trugen die Ritterschauspiele für einige Zeit fast überall den Sieg davon. Es liegt dabei im Allgemeinen gewiß ein gutes Prinzip zum Grunde, denn alle Kraft, selbst die rohe, ist interessant; auch dürfte vielleicht noch tiefer bei dem deutschen Publikum eine gewisse Sehnsucht nach vaterländischer Geschichte den Ausschlag gegeben haben, weshalb wir doppelt beklagen, daß man ihm meistens nur phantastische

*) Man könnte das ganze Stück als einen guten Commentar zu den herrlichen Worten Schillers ansehen:

„Ein andres Ansehn eh sie geschehen;
Ein andres zeigt die vollbrachte That."

stische Fratzenbilder vorhielt. Welch einen Stoff hätten hier die Hohenstaufen, Heinrich der Löwe, die Kämpfe der Schweizer gegen Oestreich, Friedrich der Schöne, Ludwig von Baiern, der trotz aller einzelnen Mängel doch so liebenswürdige Max u. s. w. geboten! aber das wählte man nicht, sondern componirte ohne alle Scheu vor der Geschichte munter und frisch und bequem in das Gelag hinein. Man ließ turnieren und trinken, Schlachten liefern, Burgen stürmen, Wehme halten, führte uns in gräuliche Burgverließe, wo bei düsterer Lampe gefangene Fräuleins wimmerten, u. s. w. — Ein besonderes Uebel schlich sich ein: Mechanismus in der sogenannten Charakterzeichnung, und bei dem bloßen Anblick eines Comödienzettels konnte ein fleißiger Theaterbesucher schon weissagen wie sich das Ganze machen werde. So war es z. B. fast ein Grundgesetz, daß Aebte und Mönche überaus arg und sündhaft sich betragen mußten, und je mehr sie sich als Virtuosen in der Ruchlosigkeit zeigten, je sicherer war der Beifall der Menge. Endlich wurde auch das Publikum der ewigen monotonischen Wiederholungen müde, und wandte seine Neigung selbst den schwachen Familiengemälden zu, in denen freilich noch mehr gewein̈t wurde, die aber doch zuweilen einen gutmüthigen oder salbungreichen Prediger aufstellten, und wenigstens das Gehör mit unharmonischem Getöse, zusammen schlagenden Ritterrüstungen (in die der Dichter keine rechte Seele gezaubert hatte) und krachenden Lanzensplittern verschonten.

§. 85.

Wenden wir uns jetzt zu einigen erzählenden Schriftstellern:

Johann Timotheus Hermes. Mit Recht hat man in den neuern Zeiten die sogenannte moralische Tendenz als un-

wesflichen Vater wohl gegönnt hätte, ist kaum eine Spur, und von der Deutschheit, auf die doch der Titel hinweist, leiht sie nur selten die Farbe. Zuweilen erblickt man sogar den Wettstreit mit Diderots père de famille, der, wenn auch übertroffen, doch manche Geziertheit veranlaßt zu haben scheint. Die Familie selbst kann unmöglich sehr anziehend gefunden werden. Die kalt verdrießliche flach-unglückliche Ehe ist ein bloßes Abdruck der Afterkultur und eignet sich schlechthin nicht für die poetische Darstellung, und die Gräfin Amalie, der die übrigen Personen nur zu häufig Charaktergröße und Vortrefflichkeit des Gemüths nachrühmen, zeigt sich in einer so pretiösen Mittelmäßigkeit, daß man sich eben nicht veranlaßt fühlt, in das Lob welches ihr von den Mitspielenden so überreich gebracht wird, einzustimmen.

Karls Zeichnung pflegt wohl durch die allgemeine Bemerkung entschuldigt zu werden, es solle ja eben ein schwankender Charakter sein. Allein dies möchte schwerlich hinreichen, um die Art und Weise zu rechtfertigen wie ihn der Verfasser sich hier gebährden läßt. Man könnte sagen, er schwanke selbst im Schwanken noch einmal, und zwar dergestalt, daß selbst ein sonst nicht schwankender Zuhörer für den Moment wenigstens mitzuschwanken veranlaßt werde.

§. 81.

Lottchens Liebe ist in der hergebrachten Form der weniger empfindsamen, als empfindsam sprechen wollenden deutschen Romane aus den siebziger Jahren, und die Kritik hätte den empörenden Umstand, daß sie als Schwangere aufgestellt wird die auch durch physische Hülflosigkeit rühren will, gleich anfangs strenger rügen sollen, um wo möglich den Nachahmungen zu steuern, die hier sich so bequem anstellen ließen. Denn was ist leichter, als durch die Darstellung

von Hunger, Durst, Krankheit u. s. w. das Mitleid in Anspruch zu nehmen? und nun vollends durch das Hervortreten einer leidenden Schwangern, die im wirklichen Leben jedem nicht ganz Verworfenen eine heilige Scheu und Achtung abfordert! — Doch eben um deswillen wollen wir sie nicht auf der Bühne sehen, wo nur der schöne Schein walte. Uebrigens ist S. bei diesem Irrthum nicht Original, sondern er verdankt ihn der Eugenie von Beaumarchais.

Dennoch hat der deutsche Hausvater ein nicht geringes Glück auf der Bühne gemacht, theils wegen des Stoffes, der damals noch neu war, und einige erschütternde Scenen veranlassen mußte, theils aber auch, weil einige der ausgezeichnetsten Schauspieler Deutschlands, z. B. Iffland, alle ihre Kräfte aufboten, um den vom Dichter fast nur exoterisch ausgeführten Hausvater zum wahrhaftigen deutschen Leben hinaufzutragen.

Es ist deshalb nichts Seltenes, daß jenes Drama auch noch heut zu Tage überschätzt wird, welches sich zum Theil durch den letztern Umstand erklären läßt. Vergleicht man es mit Diderots père de famille, so steht es allerdings fester als dies, sein Vorbild; hält man es aber an die wenigen ausgezeichneteren Darstellungen des deutschen Familienlebens, z. B. an Iffland's Jäger, so fällt der Mangel an rein nationalem Leben und gemüthlicher Tiefe um so klarer in die Augen.

§. 82.

Johann Christian Brandes (geb. 1735, gest. 1799.).

Dieser Mann, der uns durch seine oft wunderbar verschlungenen Schicksale, die er in der Selbstbiographie (Berlin 1799 und 1800) in drei Theilen schlicht und einfältig erzählt hat, interessant geworden ist, und in

gangenen Frevel *). Die Sprache ist zuweilen ein wenig nüchtern; immer aber unendlich besser als das leere Wortgeklingel was uns heut zu Tage so oft begegnet, und wobei weder der Klingler noch der Angeklingelte etwas andres fühlen kann als Ermüdung.

Das Schauspiel „die Strelitzen" trägt den Stempel der kalten Mühseligkeit, doch wird den Historiker interessiren, wie der Verf. einige Züge des altrussischen Nationalcharakters aufzufassen gesucht hat. Die übrigen Schauspiele Bubo's stehen in purer blanker Prosa da, ja es begegnet ihnen wol gar, sich ein wenig damit zu brüsten; denn was ist jene glatte Uebervornehmheit, durch welche das sonst gut angelegte und theilweise fein ausgeführte Drama „der Puls" im Ganzen erkältet wird, anders als Prosa und wieder Prosa? — Auszeichnung verdient indessen das kleine Lustspiel: „die Maler" wegen des deutschen Ehrgefühls, das in demselben auf eine recht angenehme Weise zur Sprache gebracht wird.

§. 84.

Indessen trugen die Ritterschauspiele für einige Zeit fast überall den Sieg davon. Es liegt dabei im Allgemeinen gewiß ein gutes Prinzip zum Grunde, denn alle Kraft, selbst die rohe, ist interessant; auch dürfte vielleicht noch tiefer bei dem deutschen Publikum eine gewisse Sehnsucht nach vaterländischer Geschichte den Ausschlag gegeben haben, weshalb wir doppelt beklagen, daß man ihm meistens nur phantastische

*) Man könnte das ganze Stück als einen guten Commentar zu den herrlichen Worten Schillers ansehen:

„Ein andres Ansehn eh sie geschehen;
Ein andres zeigt die vollbrachte That."

stische Frauenbilder vorhielt. Welch einen Stoff hätten hier die Hohenstaufen, Heinrich der Löwe, die Kämpfe der Schweizer gegen Oestreich, Friedrich der Schöne, Ludwig von Baiern, der trotz aller einzelnen Mängel doch so liebenswürdige Max u. s. w. geboten! aber das wählte man nicht, sondern componirte ohne alle Scheu vor der Geschichte munter und frisch und bequem in das Gelag hinein. Man ließ turnieren und trinken, Schlachten liefern, Burgen stürmen, Rehme halten, führte uns in gräuliche Burgverließe, wo bei düsterer Lampe gefangene Fräuleins wimmerten, u. s. w. — Ein besonderes Uebel schlich sich ein: Mechanismus in der sogenannten Charakterzeichnung, und bei dem bloßen Anblick eines Comödienzettels konnte ein fleißiger Theaterbesucher schon weissagen wie sich das Ganze machen werde. So war es z. B. fast ein Grundgesetz, daß Aebte und Mönche überaus arg und sündhaft sich betragen mußten, und je mehr sie sich als Virtuosen in der Ruchlosigkeit zeigten, je sicherer war der Beifall der Menge. Endlich wurde auch das Publikum der ewigen monotonischen Wiederholungen müde, und wandte seine Neigung selbst den schwachen Familiengemälden zu, in denen freilich noch mehr geweint wurde, die aber doch zuweilen einen gutmüthigen oder salbungreichen Prediger aufstellten, und wenigstens das Gehör mit unharmonischem Getöse, zusammen schlagenden Ritterrüstungen (in die der Dichter keine rechte Seele gezaubert hatte) und krachenden Lanzensplittern verschonten.

§. 85.

Wenden wir uns jetzt zu einigen erzählenden Schriftstellern:

Johann Timotheus Hermes. Mit Recht hat man in den neuern Zeiten die sogenannte moralische Tendenz als un-

statthaft für den Romandichter und als Sehrerin jeder rein künstlerischen Wirkung zu betrachten angefangen. Leider aber ist diese Ansicht hie und da dermaßen verwirrt worden, daß man wohl gar statt der moralischen Tendenz eine unmoralische eingeführt hat, wodurch in der That das Uebel ärger, ja endlos ärger werden mußte. Der Roman soll allerdings lehren, aber nicht wie ein dazu besoldeter Informator, sondern wie das Leben selbst in seiner Mannigfaltigkeit und Vollständigkeit. Der Roman soll lehren, aber nicht etwa lehren wollen. Schönheit und Sittlichkeit — (man verstatte die Wiederholung bei der Wichtigkeit des so einfachen Gedankens, besonders da es hier gilt, nicht bloß die Hermesschen sondern sämmtliche Romane im Allgemeinen zu beurtheilen) — Schönheit und Sittlichkeit gleichen den beiden Flügeln des Adlers, und es ist die Aufgabe des Menschen, beide zu gleicher Zeit mit Freiheit zu bewegen. Man vertraue der wahren Schönheit, daß sie ewig auch gut sein müsse, so wie nicht minder, daß das Unsittliche, verhülle es sich auch wie es wolle, nie anders sein könne als häßlich. Nach diesen Bemerkungen wird man das Urtheil über die Romane: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen," „Manch Hermäon" u. s. w. leicht finden *). Es sind meistens gute moralische Exempelbücher, welche einzelne glücklich angelegte Situationen und leidliche Darstellung auf-

*) Da Hermes bereits 1766 mit einer „Miß Fanny Wilkes" auftrat, und Sophie schon 1770 ihre Reise begann, so scheint es, als werde dieser Autor hier fast ein wenig zu spät angeführt. Indessen hat Fanny, trotz ihrer rührend peinlichen Versicherung, sie sei so gut englisch als manche in England selbst geborne Dame, niemals Glück gemacht, und die eigentliche Wirksamkeit des Verfassers geht später an; erstreckt sich aber dafür auch bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

zeigen, denen es jedoch an Gedrängtheit, innigem Zusammenhang, und an tiefen Charakteren fehlt; leider aber nicht an einzelnen rohen Auseinandersetzungen des — Zarten und Heiligen, da H. jenes Zarte nicht anerkennt. — Von künstlerischer Bildung ist keine Spur. Daher kommt es denn auch, daß jene Schriften die ehedem gar viel gelesen wurden, heut zu Tage nur wenig mehr beachtet werden, denn sie sind in der That veraltet: ein Schicksal das dem künstlerisch gebildeten Roman nie begegnen kann, weil er in der That zu allen Zeiten redet, und zu allen Zeiten zu reden werth ist.

§. 86.

Diese Bemerkungen passen größtentheils auch auf Johann Gottwerth Müller (in Itzehoe). Sein Siegfried von Lindenberg beurkundet Anlage zum behaglichen Erzähler und einen gewissen Beobachtungsgeist, der aber, ohne wahre Genialität, sich meistens begnügt, einzelne Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten in den Verhältnissen gewöhnlicher oder ungebildeter Menschen zu erkennen und darzustellen. Eine leicht aufzutreibende, oft überderbe Spaßhaftigkeit verschaffte dem Buche nur zu vielen Beifall, und täuschte eine geraume Zeit selbst einige sonst nicht leicht zufrieden gestellte Kritiker, als sei hier etwas entschieden original-Deutsches. — In spätern Jahren lieferte M. „Friedrich Brack, oder die Geschichte eines Unglücklichen," „Sara Reinert" und ähnliche Romane, die zwar von größerer Anstrengung zeigen; oft aber, indem sie lehren wollen, auch das schlechthin Widrige und Gemeine auf eine Weise zur Sprache bringen, daß man sich mit Unwillen davon abwendet. Die letzten Erzeugnisse dieses Schriftstellers zeichnen sich durch Trockenheit und Gedehntheit auf die traurigste Weise aus, und machen sie selbst

für das Publikum ungenießbar, welches ehedem um Siegfrieds willen, wenn auch nicht immer mit Liebe, doch mit Geduld bei ihm verweilte.

§. 87.

Johann Karl Wezel. Ein kurzer Frühling des Geistes ließ ihn manche, zu ihrer Zeit geschätzte Romane und Schauspiele geben, die zum Theil nicht ohne Anlage für das Komische gedacht, und mitunter auch wohl ziemlich ergötzlich ausgeführt waren. Er schrieb eine beträchtliche Anzahl von Lustspielen, und damit des Komischen nicht zu viel werde, auch einen Roman gegen die „Gefahren der Empfindsamkeit.“ Leichte Beweglichkeit war fast überall in seinen Produkten sichtbar und verschaffte ihm Beifall; so wie auch einige andere seiner Schriften, die ein wissenschaftliches Bemühen verrathen sollten, wohl beachtet wurden. Dem Verfasser aber war dieser Beifall bei weitem nicht genügend, und da er überhaupt sein Talent zu hoch anschlug, so befriedigte ihn das erregte mäßige Wohlwollen keineswegs. Es höher zu steigern schien indeß unmöglich, denn er hatte sich schon fast aufgegeben, und fing jetzt gewöhnlich da wieder an, wo er es in der letzten Messe gelassen, welches selbst die gewöhnlichsten Recensenten, in der Freude einer so wichtigen Entdeckung, nicht ermangelten, ihm deutlich und herbe zu verstehen zu geben. Nunmehr setzte sich eine bittere Stimmung, das unseligste Hemmniß jedes höhern Strebens, bei ihm fest, und er schrieb in dieser Laune noch manches, was aber einen unfreundlichen und scharf verletzten Geist verrieth. Das Publikum, das sich nicht berufen fühlt zu trösten, zog sich zurück, und ließ den Dichter mit seiner finstern Stimmung allein. Immer höher wuchs das unselige Gefühl der gekränkten, nie zu befriedigenden Eitel-

keit, und da noch manche zufällige Verdrießlichkeiten und eine eben nicht zufällige, bei den meisten deutschen Schriftstellern ziemlich gewöhnliche Armuth seine Seele immer mehr und mehr abmatteten, so versank er zuletzt in einen entsetzlichen Wahnsinn, der nur zu bald den Charakter der Unheilbarkeit annahm. Dennoch sorgte die Natur für den Trost, den sie etwa geben kann, indem sie dem verarmten, vergiftigen Recensenten- und traurigen Buchhändlerkämpfer angegriffenen Manne die Fähigkeit ließ, sich in der allerärmlichsten Lage für nichts Geringeres als für einen — Gott zu halten.

Man hatte W. fast gänzlich aus den Augen verloren, als endlich 1799 eine wohlgemeinte Schrift die Aufmerksamkeit wieder auf den ehemals geliebten Schriftsteller zurückleitete. Was seit der Zeit Erhebliches geschehen, sein hartes Schicksal zu lindern, ist nicht ans Licht gekommen, leider aber hat es niemandem unbekannt bleiben können, daß seitdem auch einige „Werke des Wetzelschen Wahnsinn's" in den Druck gegeben worden sind, für welches Unternehmen kein Wort des Tadels strenge genug sein kann.

Die Scene, welche uns Wetzels Geschick bietet, ist von tief ernster tragischer Bedeutung; doch soll man sich diesem Eindrucke nicht weigern, schon um der wichtigen Lehre willen welche dasselbe enthält. Wenn Cato keine Rede beschließen konnte ohne auf die Zerstörung Carthago's zu dringen, wobei er nur subjektiv Recht zu haben meinen konnte, und wenn die alte Litanei mit wahrem Recht gegen die Uebermacht und Grausamkeit der Türken beten ließ, so möchte man fast die — Eitelkeit noch mit hinzusetzen, da sie schlimmer ist als der Geist der Punier und um so verheerender wirkt, weil sie oft in der einsamen Brust nur stumm und giftig daliegt, während niemand sie ahndet als der sie

besitzt. Doch ihm, wenn er ununterstützt von Freunden den einsamen Kampf gegen jene lächelnde Furie beginnen will, entsinken oft die Waffen, und eine unselig täuschende Stimme flüstert ihm wohl gar zu, das sei eben der edle Stolz, der dem Manne so wohl stehe, und das ewige von der Gemeinheit trennende Zeichen. — Es giebt hier kein anderes Heil als im religiösen Stolz und religiöser Demuth; dann wird auch das unversiegliche leise Lächeln über unsere und der andern und des Lebens Mängel nicht ausbleiben, aber stets rein und erquicklich sein wie Mondlicht. Dessen wollen wir uns im Blüthenduft heiterer Ironie doppelt erfreuen.

§. 88.

J. K. A. Musäus, geb. 1735, gest. 1787. Eine begränzte, aber in dieser Begränzung gesicherte, still freundliche, genußgebende und genießende Natur. Wenige Menschen haben die Nothwendigkeit und das Wirkliche mit so köstlicher Freiheit behandelt als er. Mit reinem Scherz wußte er den trocknen Ernst des äußerlichen Lebens zu versöhnen, und die Armuth desselben durch reichen Humor nicht bloß zu bezwingen, sondern sie sogar zur freundlichen Hausgöttin zu machen. Kotzebue hat sich ein Verdienst erworben, daß er uns mit mancher Einzelnheit aus dem Leben dieses liebenswürdigen und wirklich geliebten Mannes bekannt machte, so wie auch, daß er die Geburtstagsgedichte an Musäus Gattin mittheilte, die so mancher andre trockenernste Herausgeber vernichtet haben würde, weil er wahrscheinlich ihre angenehme Anspruchlosigkeit für Unbedeutenheit gehalten hätte. Ich gestehe gern, daß ich allenfalls die physiognomischen Reisen eher wissen wollte als diese Geburtstagsgedichte, von denen vielleicht mancher Leser hier zum erstenmale erfahren wird, daß sie — da sind.

M's. Volksmärchen gehören zu den erfreulichsten Erzeugnissen seiner Zeit, bei der wir auch wohl erwägen wollen, daß sie dergleichen Unternehmungen als unscheinbar fast verachtete, und als unreel und entblößt von praktischer Nutzbarkeit, gänzlich verwarf. — Daß diese Märchen, so wie überhaupt fast alle seine Werke, zuweilen an Geschwätzigkeit und falschem Witze leiden, ist bekannt genug: es sind die Gebrechen der Zeit an denen auch er mit litt, da ihm der Löwenmuth mangelte, der allerdings vonnöthen ist, um ihr Herr zu sein. Musäus tritt auf wie etwa ein genialer Lamm, das, um ein wenig Weide zu finden, manche Arbeitsstunden mitunter an ganz trockene und dürre Leute (bei M. einige Journalredaktoren) verkaufen muß, die es scheeren und ernähren. Er war ohne allen Zweifel viel wahrhäft witziger als seine Schriften sind, aber sie durften ihn nicht wohl anders sein, wenn sie gefallen sollten. Zwar kann man nur mit nackten Flügeln in den Aether sich schwingen, allein im Leben bedürfen wir bekanntlich auch der Schaalen und Decken für besagte Fittige, und so gab Musäus, eine nachgiebige Natur, gern nach, und zeigte sich bereit, gerade so gut und gerade so schlecht zu schreiben als man es eben haben wollte. Zum Glücke hielt seine treffliche Natur sich doch meistens oben, er schrieb weit besser und anmuthiger als nöthig war, um das große Publikum anzuziehn, und die hie und da angeflogene Frivolität läßt sich in Gedanken leicht von ihm abstreifen. Wer wie er, bei sehr schmalem Gehalt den Tag hindurch Schule halten muß (ein sehr edles, aber höchst angreifendes Geschäft, das stets den ganzen Mann fordert) nur die Mächte für die schriftstellerische Thätigkeit benutzen darf, und dennoch dabei in ungestörter harmloser Fröhlichkeit bis ans Ende zu walten verstand, des innerer Kern muß wohl von einer ganz beson-

dern Gesundheit und Tüchtigkeit gewesen sein, die sich doppelt schön darstellt, da sie stets mit reiner Herzensfreundlichkeit vereint war.

§. 89.

Wilhelm Heinse, geb. 1749. gest. 1803. Wir haben gesehn, daß eine in strenger Armuth verlebte Jugend oft sehr günstig auf ein tüchtiges Dichtergemüth wirkt, oft aber auch störende Härte oder im Gegentheil trübe Wehmuth für das ganze Leben veranlaßt. In Heinse bemerken wir außer einer angestrengten Opposition im Allgemeinen — gegen das Geltende — eine in solcher Lage doppelt befremdende Liebe für den in keiner Lage sehr liebwerthen — Petronius. Der Autor sollte ihm Schild und Säule sein! — Gleim, an den sich der Hülflose wandte, überschätzte das Talent des Jünglings gar sehr, aber das Publikum nahm von den frühesten Bemühungen desselben wenig Notiz; und es ist ihm doch auch in der That nicht zuzumuthen, unreine Neigungen, die hinter der geputzten Autorität eines verdebten Titular-Classikers Schutz suchen, zu begünstigen. Das Interessante, was ehedem vielleicht in Heinse's großer Sehnsucht nach Italien zu liegen schien, ist jetzt geschwunden, da uns dergleichen Sehnsuchten in jeglichem deutschen Gau genugsam begegnen, und die starke Liebe des Mannes für Italienische Dichter, sich doch nur durch eine prosaische Uebersetzung geltend machte, von der man nicht weiß, wozu sie uns soll. Was den berühmt gewordenen Roman Ardinghello betrifft, so mag es, als er erschien, allerdings neu gewesen sein, die sinnliche Lust künstlerisch und die Kunst als Sinnlust darzustellen, oder die Sünde in romantische Farben zu tauchen die jedoch nicht haften; heut zu Tage sind wir auch daran schon gewöhnt, und sehen nicht mehr

sonderlich darnach hin; können aber nähern Aufschluß über die ganze Sache erhalten wenn wir das ... Meroviſche Zeitalter auch in poetiſcher Hinſicht genau betrachten wollen. Verdienſtlich bleibt es jedoch in jedem Falle, daß unſer edler, reingeſinnter Schiller damals ſchon inmitten der Bewunderer geradezu ausſprach, daß eine bloße ſinnliche Gluth wie ſie in dem genannten Romane herrſche, nichts Gediegenes hervorbringen könne, weshalb auch Goethe lange Zeit darauf (1817) nun unumwunden kalt auszuſprechen brauchte, daß ihn dieſer Roman „anwidre.“

Das Talent einer lebhaften und farbigen Darſtellung erkennen wir bei H. ſehr gern; es zeigt ſich auch in ſeiner verſchraubten Hildegard von Hohenthal; am meiſten in ſeinen Briefen. Nur in Beziehung auf manches Dargeſtellte, ſo wie auf die Grundidee ſeiner Romane, muthe man uns keine Liebe zu.

§. 90.

Es ſcheint überhaupt, als habe geherrſcht und herrſche wohl noch in keiner Gattung der Poeſie ſo viele Verwirrung der Anſichten, als in der vom deutſchen Roman, und wenn manche unſerer Vorfahren, wie gezeigt worden, ihn als ein Gefäß betrachteten, dem ſie alles anvertrauten, was ihnen auf dem Herzen lag und was ſie ſonſt nicht ſo bequem los werden konnten, ſo haben ſich auch die Nachkommen in der Mehrheit von dieſer Anſicht nicht getrennt. Hatte jemand, der irgend glaubte leidlich ſchreiben zu können, heraus gebracht: die Aufgeklärtheit ſei doch etwas ſehr Schönes, oder: mit der Erziehung müſſe es noch beſſer werden, oder: auf der Univerſität treffe den unerfahrenen Jüngling manches Gefährliche, oder: zu frühe Liebſchaften ſeien nicht rathſam, oder: ein gutes Herz dürfe wohl als eine ſchätz-

harz Sache gelten, oder: Leichtsinniges Schuldenmachen bringe schlimme Folgen mit u. s. w., so setzte sich der Mann in einigen Nebenstunden an den Schreibtisch um ein Uebriges zu thun und jene nützlichen Gedanken in die Form eines Romans zu kleiden. Was daraus werden konnte, ist leicht abzusehen. Von Poesie ist nur selten eine Spur, ja es giebt Romane genug in denen ausdrücklich vor der Poesie, als sei sie etwas ungebührliches und zeitmörderndes, gewarnt wird. Die Empfindsamkeit galt freilich etwa für ein Jahrzehnt das meiste; aber wenn sich je der Fluch der Nachahmung gezeigt hat, so zeigte er sich hier; und wir wüßten euch nicht eine einzige zu nennen, die sich neben dem Werther, ja nicht einmal eine, die sich neben dem unendlich tiefer stehenden Siegmart leidlich erhalten hätte. Das Anzeigen gewisser Büchertitel, z. B. Herfort und Clärchen, der gute Jüngling u. s. w. ist leicht genug, aber unersprießlich.

Das Schlimmste bei dieser Unsicherheit des Geschmacks war das blinde Zugreifen der müßigen Menge. Heute ein lähmendes Buch voll uninteressanter Thränen, morgen eine verzerrte Lachschrift; heute ein wenig sogenannte Fröhlichkeit, und morgen zerfahrenden Leichtsinn. Es ist ferner als ein wahres Unglück zu betrachten, daß manche frivole Schriften, z. B. einige von Friedrich Schulz, um der leichten Darstellung und des bequemen Stoffes willen, die man fast schlafend verstehen konnte, gar viele Leser fanden. Wenn auch sein „Moritz" und seine „Leopoldine" noch einige Scheu beobachten, welch ein Abgrund von Uebermuth und Frechheit thut sich hie und da in seinen andern Schriften, z. B. in seinen mikrologischen Aufsätzen dem staunenden Blicke auf! — Und dennoch fanden sich genug, die meinten man müsse das so genau nicht nehmen.

§. 91.

Wir haben die Reihe der Romandichter nicht unterbrechen wollen, sonst hätte wohl der würdige Veteran Leopold Friedrich Günther von Göckingk (geb. 1748) früher einen Platz in diesem Buche erhalten sollen. Unter seinen sehr berühmt gewordenen Arbeiten in manchen Gattungen der Poesie, z. B. im Lied, Sinngedicht und der Epistel, hat ein großer Theil des Publikums besonders die letztere mit Neigung aufgenommen. Man bemerkt fast überall einen wohlmeinend reflectirenden Geist, der indessen (bei vieler Weltererfahrenheit) der Empfindung, Naivetät und Zartheit durchaus nicht abhold geworden. Mit besonderer Gunst nahm man die „Lieder zweier Liebenden" auf, für deren Zärtlichkeit man in Deutschland ein fast allgemeines Interesse faßte, das sie auch durch manche anziehende Empfindung und Gewandtheit der Sprache verdienen, und noch mehr verdienen würden, wenn sie nicht zuweilen in eine gewisse Manier verfielen, die, wie es scheint, jenseit der Ardennen zu Hause gehört. Dennoch bleibt besonders der poetischen Briefstellerin, die hier unter dem Namen Mantchen auftritt, anziehende Kraft genug, und es ist z. B. Wieland in seiner Begeisterung für sie so weit gegangen, daß er ihr den Namen einer deutschen Sappho beilegt, welchen die Karschin nur usurpirt habe. (Vgl. N. T. Merkur 1803, April.) — Muß denn immer, möchten wir wohl dabei fragen, aus der griechischen Literargeschichte ein Name hervorgesucht werden, wenn man loben will? und ist wohl irgend eine die innere Wesenheit betreffende Aehnlichkeit zu finden zwischen dem tiefsinnigen, fast wie ein weiblicher Hercules auf dem Öta glühenden und verglühenden Dichterin und dem zierlich angenehmen Mantchen?

Auch in Hinsicht der Correctheit der Sprache und der Reinheit der Reime, oder doch wenigstens der steten Sorgfalt für dieselbe, verdient S. ein nicht geringes Lob, und wenn ihm auch ein vielseitiges Geschäftsleben nur selten verstattete, des erfrischenden Tranks aus dem Born der Dichtkunst sich zu erfreun, so scheint doch, als hätten selbst diese Tropfen hinreichende Kraft gehabt um ihm noch im hohen Alter eine jugendliche Empfindung zu erhalten.

§. 92.

Sophie v. la Roche. Wenn auch die Werke dieser edeln allgemein geehrten Frau nicht mit einer entschieden poetischen Kraft darstellen was dargestellt werden soll, und die Fülle von Fantasie vermißt wird, die dem Roman seinen Zauber leiht, so wird man doch mit Freuden einräumen, daß in allen ihren Schriften ein reiner, gebildeter, weiblicher Sinn, und ein durch mannigfache Erfahrungen in bedeutenden Lebensverhältnissen gestärkter Verstand auf eine oft erfreuliche Weise zu uns redet. Dieser Geist war es, der in ihrem ersten Werke, der Geschichte des „Fräuleins von Sternheim" (1771) und in ihrem letzten, den „Sommerabenden Melusinens" (1806) herrschte, und an kein Alterwerden im trüberen Sinne des Wortes glauben ließ. So ist denn auch auf einer andern Seite nicht unmerkwürdig, daß Wieland es war, der sowohl ihre erste als letzte Schrift herausgab. Französische Bildung ist freilich überall sichtbar, doch klage man deshalb mehr die arme Zeit an, die eine solche forderte, und vergesse dabei nicht, daß diese Schriftstellerin doch auch manches ächt deutsche Edle in sich rettete. Außer den genannten Werken besitzen wir noch von ihr: Die Briefe an Lina, die Freunde und Freundinnen von zwei sehr verschiedenen Jahrhunderten, die Geschichte der

Miß Lyni, der schöne Bild der Resignation, mein Schreibtisch, Liebehütten u. s. w., die, wie es scheint, heut zu Tage kaum mehr gelesen werden. Daß manche Parthien in diesen Werken mit Grund in Anspruch genommen werden können, möchte wol nicht als eine genügende Entschuldigung für diesen Umstand angenommen werden dürfen, indem es wahrscheinlich nur der Mangel des Pikanten ist, der sie von den Tischen der meisten heutigen Leser und Leserinnen entfernt.

§. 93.

Johann Benjamin Michaelis, geb. 1746. gest. 1771.

Ein Jüngling, ausgestattet mit Phantasie und Beweglichkeit des Geistes, der selbst im unsichern Wechsel von Keckheit und Schwermuth durch einiges Talent der Darstellung und des leichten Reims unterstützt ward, berechtigte zu schönen Hoffnungen. Leider aber ist nichts durch ihn zur Reife gekommen, denn Dürftigkeit, Kränklichkeit, und späterhin Verwöhnung durch das übertreibende Lob allzumilder Freunde, deren bloßer Name dem armen Jüngling schon imponirte, zeigten sich stets in ganzer trauriger Kraft hemmend für sein Talent. Ein schon in früher Jugendzeit ungünstig zerstreuendes Leben hinderte ihn besonders an wissenschaftlichen Ausbildung, und als er endlich einen Ruheplatz und freiere Muße fand (bei Gleim in Halberstadt) nahm ihn schon als sechs und zwanzig jährigen Jüngling der Tod hinweg. — Seine Satiren scheinen keine sonderliche Achtung zu verdienen, denn — um der ganz faden, z. B. „Pastor Amor," an dem jedoch damals Manche ein Wohlgefallen fanden, zu geschweigen — fehlt ihnen, bei einzelnen guten und kühnen Stellen, doch die innere Kraft und Haltbarkeit, so wie nicht minder die Kenntniß der höheren Lebens-Verhältnisse, zu

deren Erwerbung M. auch wohl schwerlich Gelegenheit finden möchte. In der rein fantastischen Oper ist er mehr an seiner Stelle, wie selbst die noch unvollendeten Proben, die er in dieser Gattung nachgelassen, deutlich zeigen.

§. 94.

Christian Friedrich Daniel Schubart. (geb. 1739, gest. 1791.) Fast alle seine Poesien bezeichnen nur den heftigen Anlauf des Dichters, während von dem Ziele bloß gesprochen wird; andre sind bloß pathetische Exclamationen und poetische Gedankenstriche. Man könnte sagen, er fasse zuweilen in die Dichterharfe mit beiden Händen gewaltig aber blind hinein, statt mit leisen Fingerspitzen ihre zarten Saiten zu berühren, ja man dürfte hinzusetzen, es scheine zuweilen als wenn er sogar das Instrument selbst an den Felsen schleudere, damit es nur Getöse gebe und Gepraß sei, welches freilich der Poesie nicht zusagen mag. Indessen hat dieses Gekrach, so unharmonisch es auch manchmal war, zu seiner Zeit gar wohl gefallen; ja man war selbst mit dem „Vatermörder," mit dem „ewigen Juden" und ähnlichen unkünstlerischen Schauerlichkeiten sehr wohl zufrieden. Dabei aber sollen wir nicht misvergnügt stehen bleiben, sondern uns freuen, daß wir diesmal, wenn auch uneins mit dem ästhetischen Urtheil des damaligen Publikums, doch dessen Gemüth loben dürfen. — Es war nämlich Schubart ein wackerer, freisinniger Mann, der um seiner Freisinnigkeit willen im Gefängniß schmachtete und dieser Umstand erregte mit Recht die tiefste Theilnahme der Deutschen, die wohl wissen, daß kein anderes irdisches Leiden gleichkomme den monotonischen, sich stets wiederholenden, wie mit stumpfem Messer langsam fortschneidenden Qualen der Gefangenschaft. — Und wie mußte endlich diese Theilnahme

sich steigern, als man vernahm daß S. durch einen Hymnus auf Friedrich den Großen sich die Freiheit erfungen habe.

Nächstdem verdient aber Schubart auch wahrhaften schriftstellerischen Ruhm durch manche Aufsätze in seiner sogenannten Chronik; denn da er das Volk innig liebte, so verstand er auch mit ihm zu reden. Hier half ihm das in spätern Jahren immer lauterer werdende religiöse Gefühl, und die Musik, die er stets mit Liebe und Talent geübt hatte.

Erwägen wir dies, so müssen uns fast alle jene vorhin bezeichneten poetischen Unarten in seinen für hoch poetisch gehaltenen Gedichten nur wie von außen her „angeflogen" vorkommen; doch kann ihn dieser Gedanke nicht vor Tadel schützen, da ja eben die Selbstständigkeit will, daß man sich dergleichen nicht aufliegen lassen soll.

§. 95.

Johann Joachim Eschenburg, geb. 1743, gest. 1820. Da sein größtes Verdienst in der Uebersetzung des Shakspear besteht, so werde hier, mit Beziehung auf den ersten Abschnitt in meiner Erläuterung des Shakspear (wo die Schicksale des Brittischen Dichters in Deutschland genauer betrachtet worden sind) nur mit wenigen Worten bemerkt: Eschenburg übersetzt im Ganzen offenbar besser als Wieland, der in diesem Geschäfte häufig sogar verdrießlich wird und bald verkürzt bald gar ausläßt, so wie denn überhaupt seine ganze damalige Liebe für S. fast nur angeflogen und von außen her eingeredet zu sein scheint: ein Urtheil, das, so hart es klingt, doch wohl nicht ungerecht sein möchte, da W. in den letzten 40 bis 45 Lebensjahren sich fast gar nicht mehr um den Dichter bekümmerte. Es bleibt ihm jedoch, wie sich von selbst versteht, der große Ruhm unverkümmert,

die erste, wenn auch unvollständige Uebersetzung gegeben zu haben. — Auch Eschenburg zeigt sich im Anfange seines Unternehmens nicht selten etwas vorlegen, benutzt wohl gar hie und da Wielands Verkürzungen (z. B. die höchst ungehöhrlichen in den „Veronesern"), hilft mit tadeln in den Anmerkungen u. s. w., aber nach und nach kommt er doch immer mehr hinein, das Verständniß wächst und mit ihm die Liebe, und die Unverdrossenheit im Arbeiten wird zur treuen Anhänglichkeit. — Daß seine Uebersetzung der erhöhten Ansicht der neuern Zeit nicht mehr genüge, daß er sich mehr um das was man den reinen Inhalt nennt, als um die Form bekümmert habe, ohne die vollendete Einigkeit bei der im Sh. anzuerkennen, daß er manche Stelle des Textes in den nichtsbedeutenden Anmerkungen einzelner ihm viel zu sehr imponirender Englischer Editoren fast ertränkt habe, daß er prosaisch übersetzte was poetisch gebildet ist, alles dieses fällt heut zu Tage, wo eine andere ästhetische Kritik wenn auch nicht immer von Geist zu Geist, doch von Mund zu Mund geht, wohl selbst in ein ziemlich blödes Auge. Indessen fielen damals als man meistens im Shakspear nichts weiter sah, als ein unbändiges, fast möchte man sagen „materielles" Genie, die metrischen Anforderungen an einen Uebersetzer hinweg. Wie wenige ahndeten damals das Charakteristische in S's. Formen, die Sicherheit bei jedem Wechsel derselben, die große Kunst und den unnachahmlichen rhythmischen Wohllaut in seiner Sprache, und wie alles in ihm (Stoff, Form, Seele, Wort) einig sei und fest und klar. Eschenburg suchte doch wenigstens hin und wieder jene Mängel seiner Uebersetzung durch eine kräftige Bemühung um den prosaischen Numerus, und ein gewisses poetisches Gepräge im Ganzen möglichst zu ersetzen. Ja, er ahndete sogar bei zwei Shakspearschen Dramen,

dem

dem Sommernachtstraum und dem dritten Richard (obwohl bei Romeo und Julie dieser Umstand eben so leicht hätte in die Augen fallen können), daß gar keine prosaische Uebersetzung derselben möglich sei, und er versuchte eine poetische, die trotz aller Mängel, die wir heut an ihr erkennen, doch damals fast als einzig dastand.

Weniger (vielleicht nie) ist gerügt worden, daß E. sich zuweilen in die Sprache der clowns nicht finden kann *), was indeß abermals Entschuldigung findet in der Zeit, die selbst bei dem muthwilligsten Scherze — und wäre er auch expreß gegen das Nützlichkeitssystem gerichtet — doch noch etwas ganz Apartes, höchst Nützliches suchte. — Was nun diese Einführung des herrlichen Dichters unter uns gewirkt, wie sie Kraft und Leben und fruchtbare Zeiten gegeben hat: darüber bedarf es hier keines Wortes, denn jeder Bessere weiß es und freut sich desselben innig. Der Mittelpunkt aller modernen Poesie war aufgefunden, die Bücher des Schicksals lagen für das allgemeine Bedürfniß zugänglich aufgeschlagen und es fanden sich, wie wir gesehen, einzelne treffliche Jünglinge und Männer die nicht bloß in denselben zu lesen ver-

*) So sagt z. B. der Narr (Probstein) in „Wie es euch gefällt," nachdem ihm zwei Pagen, gutmüthig genug, ein Lied vorgesungen haben: „Wahrhaftig, meine jungen Herren, obschon das Lied nicht viel sagen wollte, so war die Weise doch sehr unmelodisch." (Akt V. Sc. 3). Dergleichen Doppel-Neckerei im Inhalt und der Redeform nicht bloß zu verstehen, sondern auch zu genießen, war nicht ganz leicht in einer Zeit, in der die meisten deutschen Schriftsteller fast immer noch ein wenig um Vergebung baten, wenn sie sich einmal die Freiheit nehmen wollten zu scherzen. — Der alte Fischart war ihnen freilich mit gutem Beispiel vorangegangen, und hatte mitunter fast so bunt und keck gescherzt wie Probstein; aber im 18. Jahrh. fand er damit nicht sonderlichen Beifall, sondern stand im Adelungischen Bann.

ſtanden, ſondern, durch ſie angeregt, eigener ſchaffender Kraft ſich freuten.

Ferner iſt hier mit Ruhm zu erwähnen, daß E. auch für das Studium der altdeutſchen Poeſie Bedeutendes und Erfreuliches gewirkt, und manchen trefflichen alten Dichter in das Leben zurückgerufen hat, deſſen er gar wohl würdig war. Als er damit begann, erkannte man es nur mit kühlem Lobe; doch iſt die neuere Zeit in dieſer Hinſicht gerechter und klarer, und weiß was ſie ihm darin zu verdanken habe.

Ueber Eſchenburgs eigne Gedichte und anderweitige Bemühungen um Kunſt und Wiſſenſchaft erwarte man hier kein ausführliches Urtheil, indem daſſelbe, auch unausgeſprochen, keinen beſonderen Schwierigkeiten unterliegt.

§. 96.

Friedrich Ludwig Schröder, geb. 1743. geſt. 1816. Ein Mann von großer Kraft, vielſeitigen Anlagen und Beharrlichkeit in allen Beſtrebungen; ſelbſt im Feſthalten einzelner Irrthümer. Zur Reife gedieh nur das Talent des Schauſpielers, in welchem er, nach der Ausſage bewährter Kritiker, ja ſogar des Volkes, welches ihn zu ſchauen Gelegenheit hatte, das Höchſte erreichte was bis dahin in Deutſchland geſehen worden. Da er den Gegenſtand ſeiner höchſten Liebe, das Theater, damals nur arm ausgeſtattet fand, ſo verfaſſte er ſelbſt mehrere Dramen, die ſämmtlich bei ihrer erſten Erſcheinung mit vieler Theilnahme aufgenommen wurden.

Es ſind zum Theil Familiengemälde, in denen freilich heut zu Tage uns vieles als veraltet vorkommen muß, da das Familienleben ſelbſt ſeit der Zeit in mancher Beziehung eine Umgeſtaltung erlitten hat, indeſſen wohnt doch in einigen derſelben wahres Leben, das ſie der Beachtung werth

macht, z. B. in dem „Portrait der Mutter," im „Ring," und der „unglücklichen Ehe aus Delikatesse." Schröders Ansicht von der dramatischen Poesie war ohne Zweifel für ihn sehr hemmend, denn so seltsam es auch klingen mag, so ist doch nicht zu läugnen, daß er in den Dramen nicht nur keine Poesie verlangte, sondern dieselbe sogar al sunge hörig ablehnte. Man lese nur das vor kurzem erschienene sehr interessante, in einzelnen Parthien höchst seltsame Ansichten enthaltende Leben Schröders (von Meyer), aus welchem vielleicht wider Wissen und Willen des Verfassers jenes Resultat gleichfalls hervorgeht. Für Schröder, so scheint es, waren fast sämmtliche Dramen nur vorhanden um auf der Bühne dargestellt zu werden, und er schätzte sie, je nachdem sie sich mehr oder minder seiner Lieblingskunst zueigneten. Er verzieh dem Dichter nicht bloß, sondern hatte es gern, wenn dieser ihm nur allgemeine Umrisse lieh, die er dann mit wahrhafter Meisterlichkeit ausmahlen und gestalten konnte. Daher seine zu große Liebe für die Schauspiele von Babo und die fast noch größere für die meisten Kotzebueschen Stücke, daher seine fast bittere Abneigung gegen die späteren herrlichen Werke Schillers, in denen er selbst niemals auftrat, und die er sogar von der Bühne verbannte, in so weit er dieselbe beherrschte. Selbst mit dem Wallenstein machte er keine Ausnahme, dafür besaß Carlos seine volle Liebe, doch nur nachdem er vorher in Prosa zu reden gelernt hatte, weshalb denn aber auch sein Philipp noch immer in den Herzen derer lebt, die ihn in dieser Rolle sahen. Daß auch er das geniale Jugendwerk „die Räuber" hasste, muß bei seinem sonst lebendigern Blicke befremden; so wie nicht minder, daß dafür der arm ausgestattete Fiesko von ihm in Schutz genommen ward.

§. 97.

Dem ungeachtet sollen und können seine großen Verdienste nie verkannt werden, denn da Eckhof sich der Einführung Shakspears auf unsrer Bühne nicht geneigt zeigte, so erforderte es Schröders ganzen männlichen Muth und unerschütterliche Beharrlichkeit, um dem großen Dichter eine Stätte zu bereiten. Es ist wahr, daß auch hiebei sich Schröders Geist in seiner nicht immer genügenden Eigenthümlichkeit zeigte, daß er leider ohne Liebe für die romantische Poesie, dieselbe fast verwischte, in so weit sie sich aus Shakspears Werken verwischen läßt, dennoch finden wir bei ihm im Ganzen eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Dichter, und er scheint wenigstens zu ahnden, daß die von ihm versuchten Bearbeitungen, sogenannte Milderungen, Auslassungen u. s. w. nur als Behelfe für den Augenblick gelten könnten, die in bessern Zeiten unnöthig werden würden. Damals war es schon verdienstlich genug, auch dem größern Publikum nur einen Blick in diese neue reiche Welt zu vergönnen und ihm Shakspearen als Charakterzeichner voll des großartigsten tragischen Pathos und der anmuthigsten Laune zu zeigen.

Ein minderes, doch immer noch dankbarer Anerkennung würdiges Verdienst erwarb sich S. durch die Bearbeitung andrer Englischer Dramen vom zweiten und drittten Range, z. B. des Schauspiels Rule a wife and have a wife von Beaumont und Fletcher, das er uns unter dem Titel „Stille Wasser sind tief" schenkte. Mit sittlichem Gefühl tilgte er sowohl in diesem als andern Werken ähnlicher oder minderer Art manche Unziemlichkeit und Zügellosigkeit; raubte jedoch auch wohl hie und da etwas von dem frischern muthwilligen Leben *), das, so bald es nur redlich prätensions-

*) Bei Fletcher herrscht ein solches wirklich noch zuwei-

los geschildert wird, nicht verletzen kann. Auffallend ist die Geringhaltigkeit fast sämmtlicher sogenannter Nebenpersonen, so wie der zwar leidlich rasche, doch fast immer ideenarme Dialog in Schröders Schauspielen, wofür selbst manche sehr gelungene Situationen nicht immer schadlos halten. Nur vergesse man nicht, daß S., dem selbst es keineswegs an Geist und Ideen fehlte, hier nur durch eine falsche Theorie aufgehalten wurde. Nicht mit der Feder in der Hand und auf dem Druckpapier war er ein Dichter; wohl aber oft im Leben und auf der Bühne, die durch ihn eine neue, schönere und kühnere Gestalt empfing und immer würdiger ward, nunmehr auch Schillern zu empfangen, dem wir uns jetzt nähern.

Nur das Eine wollen wir früher noch fröhlich bemerken. Welch eine herrliche Zeit für die Deutsche Poesie war die von 1770 bis 80! welche Regsamkeit und Strebekraft, welche Fülle von Liebe und Talent, welch ein kühner Muth beim Zerbrechen der Geistesfesseln und der Sicherstellung höherer Gemüthsfreiheit! u. s. w. Die Schattenpartien sind nicht ungenannt geblieben, nicht die einzelnen Irrthümer und Verzerrungen; aber des Lichts und der wahren Kraft war doch bei weitem mehr.

§. 98.

Friedrich Schiller, geb. 1759, in den Adelstand erhoben 1801, gest. 1805.

Unter allen deutschen Dichtern welche je gelebt, ist es keinem gelungen, das deutsche Volk so ganz an sich zu ziehen zur Bewunderung und Liebe als ihm; denn wenn es auch Gellerten geglückt sein mag, sich eine fast gleiche

---

len; bei manchem späteren Engl. Dramendichter konnte S. nicht zu strenge sein.

Anzahl von Freunden zu erwerben, so ist doch die Neigung selbst, welche beiden Männern begegnete, von besonderer Verschiedenheit. Man liebte Gellerts Schriften ihrer leichten Heiterkeit und ihres frommen Ernstes wegen, man glaubte jedoch mit ihnen auf gleicher Höhe zu stehn, bedauerte daneben den kranken Verfasser, fühlte sich aber meistens nicht eben zu ausgezeichneter Bewunderung veranlasst. Ganz anders bei Schiller! Es gab eine Zeit wo fast sämmtliche Jünglinge und Männer, Frauen und Jungfrauen, sich um Schiller wie um den höchsten und herrlichsten Lehrer und Freund, im Geist versammelten; selbst solche Kritiken die mit nicht zu bezweifelndem Verstand manche Ausstellungen gegen ihn wagten, verhalleten fast ungehört, ja manche Beurtheiler selbst vergaßen ihre Kritik, sobald wieder ein neu erschienenes Gedicht oder gar ein neues Drama des theuren Mannes ihr Herz anzog. Mögen die ältern Zeugen seines ersten Auftretens von den großen Wirkungen desselben noch mittheilen was darüber mitzutheilen ist; Der Leser in den mittleren Jahren wird sich wenigstens noch gar wohl erinnern wie die bloße Ankündigung der Horen wirkte, mit welchem Eifer man für und gegen dieses schwer zu begreifende Journal sprach, in welchem Schiller das größere Publikum fast ganz aus den Augen zu verliereu schien, und wie dann oft wieder ein einziges Gedicht die streitenden Partheien in Liebe und zur Liebe vereinte, wie man fast die Wochen und Tage zählte wann wieder ein neuer Musen-Almanach erscheinen werde, wie dann insonderheit die Balladen augenblicklich von Mund zu Mund gingen, wie man bei jeder neuen Kunde von dem langathmigen und langsam reifenden Wallenstein eifrig horchte, wie man Berlin und Weimar beneidete, die zuerst das Werk auf der Bühne sahen, wie die Zögerung des Drucks zum

Aergerniß ward, und wie bei der endlichen Erscheinung des Werkes, auch der Aermere selbst den Besitz desselben durch anderweitiges oft mühsames Sparen sich errang. Der Tadel gegen Einzelnes der späterhin erhoben wurde, wirkte nicht im Mindesten auf das Volk; und als endlich im trüben Mai 1805 die trübste Nachricht von dem Tode des tugendhaften Künstlers durch Deutschland ging, da sah man wieder alle Partheien einig und nur Eine Stimme des Mitgefühls und der sehnsüchtigen Liebe war zu vernehmen. Sie hat sich erhalten bis auf diesen Tag, und wird nimmer untergehen, so lange es Deutsche giebt, die als solche nothwendig Sinn haben müssen für das Große, Tiefsinnige und Glanzvolle.

Ist aber also erzählend die Kritik fast nur Geschichte gewesen, so darf sie sich nunmehr als Schwester der Poesie, in ihrer Selbstheit zu verkünden streben und bescheiden aussprechen wie ihr der Dichter erscheine. Sie wird indessen wohl thun, dabei auch jetzt den historischen Gang nicht zu verlassen.

§. 99.

Ueber Schillers Leben und schriftstellerische Thätigkeit möchten vielleicht folgende Data Licht verbreiten, falls sie genauer Betrachtung unterzogen werden. Des Raums gedenkend darf ich einiges hier nur kurz andeuten, welches man gleichsam als Endreime ansehen wolle, die das große Gedicht seines Lebens hat schaffen helfen; anderes wird jedoch auch hier weiter ausgeführt werden.

Der Stolz der Norddeutschen, die Schillern in dem bei weitem wichtigsten Theile seines Lebens den Ihrigen nannten, hat häufig vergessen oder doch nicht der Betrachtung unterworfen: den wichtigen Umstand, daß S. in einer höchst glücklichen Natur, in Marbach, einer kleinen Stadt am Neckar,

in Schwaben geboren wurde. Dieser Umstand, so wie daß er durch die amtliche Thätigkeit seines Vaters und die Neigung seiner Mutter schon so früh an die Natur selbst verwiesen wurde, ist von großer Wichtigkeit, denn vielleicht haben wir hier die Lösung des Räthsels, warum der Dichter, der sich in manchen seiner philosophischen Aufsätze offenbar als einen großartigen Kämpfer gegen die Natur zeigt, als Dichter selbst doch nie ganz von ihr sich entfernte, oder wenigstens stets reuig zu ihr zurückkehrte *). Die abgeschmackte Meinung von der Beschränktheit der Schwaben ist freilich längst in ihr Nichts zerfallen; daß aber auch Schiller sich gar oft, als einen wahrhaften Schwaben zeigt in unverwüstlichem Muth, edler Gradheit und unbefangener Fröhlichkeit, hat man nur zu häufig über seinem reinen Tiefsinn vergessen. Ohne Zweifel gehören alle jene köstlichen Eigenschaften dem gesammten ächten Deutschland an; dennoch wird man einräumen müssen, daß die Farbe derselben in den verschiedenen deutschen Gauen auch verschieden sei, und

*) In dem Gedicht „die Macht des Gesanges" lautet die letzte Strophe:

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück:
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Durch die oben angegebene Beziehung auf den Dichter selbst wird, dünkt mich, die ganze Bedeutung dieser rührenden Zeilen erst recht deutlich.

so glauben wir z. B. in dem herrlichen Wallensteinschen Lager völlig den Schwabendichter zu erkennen. — Auch der Umstand daß Schiller der einzige Sohn war, der die Liebe der frommen Mutter und des kraftvollen Vaters ungetheilt empfing, ist beachtenswerth, und scheint jene Mischung von Stolz, Vornehmheit, Zartheit, Verwundbarkeit und sehnsüchtigen Schwärmens befördert zu haben, wie wir dieses in einer Periode seines Lebens wahrnehmen.

Wohl zeigte sich auch schon bei dem unreifen Knaben ein stetes Ringen nach Poesie, aber es gelang ihm in jener Zeit noch nicht, die gewaltigen, aber eng gebundenen Flügel zu lösen. Wer mit dieser Lösung zu früh fertig wird, hat gewöhnlich nicht viel zu lösen, wovon sich genugsam Beispiele anführen ließen. Was Schiller in den früheren Knabenjahren dichtete, und theilweise (1775, 76 ff.) drucken ließ, ist gespannt, unnatürlich, ja nicht selten voll Ziererei; für sein Eigenthümliches hatte er noch keine Worte, er versuchte gewissermaßen nach allen Seiten hin zu wandeln, begnügte sich aber fürs erste mit den längst gebahnten Wegen. Dennoch kommt auch in dem schwachen Lallen ein entscheidendes tief rührendes Wort vor, ein reines Herzensgebet: „Mir, Vater, mir Gesänge!“

Ueber Schillers erste Versuche in der Tragödie, z. B. über den untergegangenen Cosmus von Medicis, den Studenten von Nassau u. s. w. haben wir nur unbefriedigende Nachrichten, doch dürfen wir vermuthen, daß die völlige Unsicherheit des Geschmacks kaum etwas historisch merkwürdiges hervorgebracht habe. Eine solche Unsicherheit zeigt sich z. B. in der seltsamen Doppelliebe Schillers für die reinen Naturlaute im Götz von Berlichingen und die oft genug geschraubte Metaphysik im Julius von Tarent.

§. 100.

Erst im Jahre 1780 erscheint unser Dichter als selbstständiger Jüngling, und gleichsam zürnend über die verlorene frühere Zeit, will er jetzt wie ein wahrer Titan den Himmel schnell im Sturm erobern. Diese gigantische Gesinnung erzeugte „die Räuber," ein Werk welches in seiner ersten Gestalt *), den Geist des Dichters reiner und größer bezeichnet, als manche seiner spätern Produktionen, in denen die Poesie und Kritik streiten, und nicht immer ganz friedlich sich trennen. Wenn man will, so mag man jenes Werk immerhin unkünstlerisch nennen; nur nenne man es ganz unkünstlerisch, so wird sich in dem vollendeten Gegensatze der Natur und Kunst, die Kunst selber leichter ahnden lassen. Erd' und Hölle sind hier in ungeheuren Formen, durch schroffe Klüfte aus einander gerissen, hingestellt mit einer Kraft und Fülle, die des höchsten Ruhmes werth ist.

Dabei müssen wir freilich hinzusetzen, daß nur für die Hölle der eigentliche Kern der Kraft aufgeboten worden ist, — (den Himmel kann selbst Prometheus, so lange er gefesselt ist, nicht mahlen, und die zarteren Freuden der Erde sind ihm fremd) — daß es diesem Drama überhaupt an jenem musikalischen Zauber fehle, der über dem Ganzen schwebend, das Getrennte vereinigen würde, an jenem goldnen Duft der Morgenröthe, der, wie Wallenstein sagt, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge sich webt, und das Traurig-wahre zu schönem Schein erhebt, wie ein Chor in den feindlichen

*) Bei jeder Umarbeitung hat dieses Stück von seiner kolossalen Größe verloren, ganz besonders aber durch eine rohe fremde Hand. Zum Glücke ist es in den letzten Ausgaben der Schillerschen Werke nach der ersten Auflage wörtlich abgedruckt. — Der Schwarzwald duldet keine Scheere, und das „göttliche Ungeheuer" keine Zähmung.

Brüdern hinzufügt. Da aber der junge Dichter dies noch nicht erreichen konnte, so möge ihm doch zum Ruhme angerechnet werden, daß er, was fast immer von den Gegnern des Stücks vergessen worden, wenigstens nach rein sittlichem Ausgange strebte, indem er den Helden, um der verkannten Idee des Staates wieder genug zu thun, den ungeheuern Irrthum selbst einsehen, und sich selbst dem Gesetze überliefern lässt, das gerade für Naturen wie er geschrieben worden ist, und geschrieben werden mußte.

Wie unbeholfen und mangelhaft deshalb auch Einzelnes in diesem von manchen Lehrlingen der Kritik verspotteten Werke sein möge; immer bleibt es höchst bedeutend. Es erscheint mir wie ein Riesengrab mit Feuerlilien und Nachtviolen beworfen oder wie ein ungeheurer Tempel, den ein Erdbeben zertrümmert; doch bleibt am Ende das tröstende Kreuz: — oder wie ein Scheiterhaufen, in den die Welt selbst hineingeworfen wird, daß sie auflodere, und dem Auge Raum gebe zur Aussicht in eine bessere Welt — oder wie ein Stück vom jüngsten Tage, an welchem die Hölle fast ganz zu schauen ist, und der Himmel nur geahndet werden mag.

Mit Einem Wort: Es ist ein Werk, das, indem es scheinbar aller Regeln zu spotten scheint, der wahren Natur und Kunst viel näher ist, als tausend andere die sich mit jenen Regeln halbweg abgefunden haben, — ein Werk, das recht wohl charakterisirt wurde durch den Löwen auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe von 1781. — Er hebt die Tatzen „gegen die Tyrannen;“ nebenbei aber auch ... um die gewöhnliche kritische Pfennigswage zu zerbrechen.

Im gesammten achtzehnten Jahrhundert findet sich meines Wissens keine rein anerkennende Kritik der Räuber in den bekannteren Recensionsinstituten, sondern zuweilen ein-

gerung, der Zeit selbst zu erklären, was jedoch nicht erreicht wurde, da das Werk Fragment blieb. Es ist ein Komet, der den ganzen Jammer mancher Zeitgenossen andeutet, welche falsche Aufklärung, Encyklopädien, Philanthropine, Hochmuth u. s. w. seltsam genug mit Taschenspielern und Gespenstern vereinigen, und mit Flachheit im Innern — dennoch süßen Schauder haben wollten.

Um für Poesie und Philosophie einen Halt zu gewinnen, hatte sich Schiller schon längst mit großem Eifer um Geschichte bemüht, und wenn auch einige sonst nicht zu erlassende Vorstudien fehlten, so half ihm doch sein großes Gemüth zur Idee der Historie, so wie zuweilen auch zur Charakteristik. Von dieser Seite betrachtet, ist die Geschichte des Abfalls der Niederlande, wie mangelhaft auch Einzelnes in derselben sein möge, ein sehr ausgezeichnetes Werk, wohl angelegt im Ganzen, und von würdigem Geiste durchdrungen.

Ungleich tiefer steht die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, indem hier nur einige Details zu loben sind; die Bedeutung selbst aber und der gräßliche Ausgang nicht wahrhaft zur Sprache kommt *).

Um diese Zeit verließ Schiller die Poesie fast ganz, und ward überstreng gegen sich und andere, z. B. gegen Bürger, den er verkennend tief verletzte. Nur zwei Gedichte fallen noch in diese Periode, die Künstler und die Götter Griechenlands. Das erste enthält bekanntlich einige gar

*) Es werde hier nochmals erinnert, daß man den Geist jener Zeit und die schauderhafte Verwilderung der Nationen, nur durch die Zeitgenossen selbst genau kennen lerne, z. B. durch Greifenson und Moscherosch. — Wie so ganz anders faßte S. den 30jährigen Krieg im Wallenstein auf, als früher in dem Kalender für Damen! —

nicht die Farben zu grell aufgetragen, und fehlte nicht seinem Schmerze in den Scenen mit der unglücklichen Tochter, leider alle Natur.

Irren wir nicht, so hatte Schiller sich bei Fiesco, trotz der scheinbaren Leichtigkeit doch ein wenig beklemmt gefühlt, und er wählte sich deshalb nunmehr einen Stoff, in welchem er seinen ganzen wahrhaft großartigen, und aus tiefer, wenn auch einseitiger, Tugend hervorgehenden Schmerz „ausschreien" konnte. Die Kritik wird ohne Mühe, viel Erhebliches gegen „Kabale und Liebe" sagen können; dennoch dürfte dies Drama stets rührend und wichtig bleiben als das Erzeugniß der Poesie des Hasses, als eine große unaufgelöste Frage des edeln Zornes, als mächtige Auflehnung gegen die starren Mauern, Eisenthüren und Gitterfenster im Kerker des Lebens wie es sich äußerlich zeigt. Wenn überhaupt jedes Aeußerste auf gewisse Weise anziehen kann, so dürfen wir selbst der imponirenden Seltsamkeit im Verhältnisse der beiden Liebenden erwähnen, indem hier die Krampfhaftigkeit fast ihr Letztes gethan hat *) was wir

*) Aus dieser Zeit stammt der Ausdruck „Schillersche Kraftsprache," den man bald im günstigen, bald im tadelnden Sinn gebraucht hat. Da wo sie als Purpurmantel für die Poesie des Hasses gebraucht wird, sollen wir sie folgerecht nicht tadeln; wohl aber wo sie das Gewöhnliche krampfhaft erhöhen soll. Wenn z. B. Karl Moor sich erkundigt ob Pulver genug vorhanden sei, und die Antwort empfängt: „Pulver genug, um die Erde gegen den Mond zu sprengen," so ist dies störend lächerlich, und gleicht dem Ton einer Kindertrompete, in die ein starker Mann mit vollen Wangen hinein bläst. Nur vergesse man nicht, daß diese und ähnliche Unbeholfenheiten gar leicht durch die Feder getilgt werden können und den innern Kern des Stücks nichts angehen. Es sind bloß üble Angewöhnungen, oder tobender Ruderschlag des sonst trefflichen poetischen Schiffers. (Schlimmer steht es auch hier mit Fiesco, der einmal sogar die ganze Natur zu „zerkratzen" wünscht u. s. w.)

indessen im Ernst auch sehr zu bedauern haben, da die hier gezeichnete Louise im Anfange wirklich eine ächt rührende Physiognomie mitbringt, von der aber leider jeder folgende Akt und manche einzelne unnatürliche Scenen etwas abnehmen, bis endlich der gespenstisch-mächtige fünfte Aufzug uns wenigstens eine schöne Leiche zeigt. — — Von sämmtlichen Frauen in den Räubern und im Fiesco darf man leider sagen, daß sie keine sind, ein Uebelstand, der durch des Dichters Geständniß, daß er damals noch keine Frauen gekannt habe, nicht hinreichend erklärt wird.

Es sei erlaubt, hier noch anzuführen, daß in den bisher erschienenen Biographien, das Dunkel, welches über dem Aufenthalte Schillers in Mannheim (als Theaterdichter) ruht, nicht gelöst wird; auch bleibt sein rascher Abgang unerklärt. Zwar geben die vor kurzem mitgetheilten Briefe an Dalberg aus jener Zeit einigen Aufschluß; aber sie sind meistens esoterisch und fast ostensibel, weshalb durch sie das Dunkel nur theilweise erhellt wird. Der Hauptgrund von Schillers Unzufriedenheit als Theaterdichter ist zwar sehr leicht zu denken; aber historische Data fehlen. Auch das Leben in Leipzig und Dresden ist bisher immer nur in äußeren Umrissen gezeigt worden, nicht in seinem Kern. Selbst das bloße Aufwerfen der Fragen: Wie wirkte der Umgang mit Huber, dem redlichen, denkenden Bewunderer? mit Jünger, dem leichten und seichten Lustspielverfasser? ob Schiller ihn gelten ließ? wie mit dem würdigen liebevollen Körner? wie wirkte Moritzens theils geistreicher, theils sophistisch übertreibender Tadel?

Don Carlos, schon früher und noch ganz im alten Sinne begonnen, wird jetzt zur Hälfte das Zeugniß eines ganz neuen Geistes. Schiller umgiebt sich und das Stück mit scharfer Philosophie und Staatskunst, und die würdige

Absicht wird in mehrern sehr gelungenen Details deutlich. Zwar ist es nicht möglich, daß die beiden so verschiedenartigen Hälften des Werks poetisch Eins werden, aber sein großes Gemüth hält sie dennoch muthig so gut es gehen will zusammen. Hier in diesem Werke zeigte sich bei S. besonders der Geist des „Propheten," ein Wort das man verstatten wird, wenn man das genannte Werk so kennt als es gekannt sein will, um beurtheilt zu werden. Auch darf man in der That gar wohl behaupten, daß Leser, die jene auf die gesammte intellektuelle Bildung der nächsten Jahrhunderte sich beziehenden Prophezeihungen im Carlos, Wallenstein und den Briefen über die ästhetische Erziehung nicht zu finden vermögen, etwas sehr Charakteristisches in Schillers Werken überhaupt nicht ahnden.

Im Don Carlos suchte der Dichter zum erstenmale das jambische Metrum sich, wie es scheint, als einen Zügel für die Ueberreizung und Erhitzung anzulegen; doch abgerechnet daß überhaupt das Versmaaß, als etwas Nothwendiges, keinem subjektiven Zwecke dienen soll, ist auch der fünffüßige Jambus (besonders wenn er wie hier mit sechs und siebentehalbfüßigen wechselt) ein so lockerer und loser Zaum, daß dadurch keine besondere Mäßigung hervorgebracht werden kann. Die steife Pracht, und der flirrende Prunk finden sich dabei fast noch behaglicher in ihrer Sphäre als in der Prosa, in der das Verfehlte sich weniger leicht verhüllen läßt. —

§. 102.

Jetzt trat der Dichter mit einem überaus seltsamen Werke auf, dem „Geisterseher," den man vielleicht für einen genialen Versuch halten darf, einige der hauptsächlichsten Thorheiten der Zeit bis aufs Höchste steigernd, durch diese Stei-

gerung, der Zeit selbst zu erklären, was jedoch nicht erreicht wurde, da das Werk Fragment blieb. Es ist ein Komet, der den ganzen Jammer mancher Zeitgenossen andeutet, welche falsche Aufklärung, Encyklopädien, Philanthropine, Hochmuth u. s. w. seltsam genug mit Taschenspielern und Gespenstern vereinigen, und mit Flachheit im Innern — dennoch süßen Schauder haben wollten.

Um für Poesie und Philosophie einen Halt zu gewinnen, hatte sich Schiller schon längst mit großem Eifer um Geschichte bemüht, und wenn auch einige sonst nicht zu erlassende Vorstudien fehlten, so half ihm doch sein großes Gemüth zur Idee der Historie, so wie zuweilen auch zur Charakteristik. Von dieser Seite betrachtet, ist die Geschichte des Abfalls der Niederlande, wie mangelhaft auch Einzelnes in derselben sein möge, ein sehr ausgezeichnetes Werk, wohl angelegt im Ganzen, und von würdigem Geiste durchdrungen.

Ungleich tiefer steht die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, indem hier nur einige Details zu loben sind; die Bedeutung selbst aber und der gräßliche Ausgang nicht wahrhaft zur Sprache kommt *).

Um diese Zeit verließ Schiller die Poesie fast ganz, und ward überstreng gegen sich und andere, z. B. gegen Bürger, den er verkennend tief verletzte. Nur zwei Gedichte fallen noch in diese Periode, die Künstler und die Götter Griechenlands. Das erste enthält bekanntlich einige gar

*) Es werde hier nochmals erinnert, daß man den Geist jener Zeit und die schauderhafte Verwilderung der Nationen, nur durch die Zeitgenossen selbst genau kennen lerne, z. B. durch Greifenson und Moscherosch. — Wie so ganz anders faßte S. den 30jährigen Krieg im Wallenstein auf, als früher in dem Kalender für Damen! —

gar köstliche Gedanken und glänzende Bilder, doch ist noch das Ringen mit dem Stoffe wahrzunehmen. Das zweite ist im höchsten Grade wichtig, ein großartiger, offenbarer und redlicher Kampf gegen das Christenthum, ein unendlicher Irrthum; doch von einer tief sehnsüchtigen und kräftigen Gemüthspoesie zu einer bewundernswürdigen Lyrik hinaufgehoben. Fast alles was jemals gegen das Christenthum in Prosa und Versen ausgesprochen worden, ist gegen dieses Gedicht gehalten fast nur thörichte Kinderposse; denn wie könnte ein wahrhaftes Gemüth z. B. durch Voltaire's und Parny's frivole Anfeindung des Christenthums zu etwas anderm erregt werden, als zur verachtenden Ablehnung? Hier aber in dem Schillerschen Gedichte ist der Kampf auf die höchste Spitze gestellt, und das ganze Herz mit in das Spiel gezogen. Das Christenthum hat aber keinen Feind zu scheuen, und ein so edler, wie der Geist in diesem Gedichte, steht demselben weit näher als sämmtliche halb und kühl gesinnte Anhänger, wozu noch kommt, daß Schiller selbst für treffliche Widerlegungen seines Gedichtes gesorgt hat durch manche spätere z. B. durch den Geist im Ritter Toggenburg, Grafen von Habsburg, u. s. w.

§. 103.

Wir erwähnen ferner kürzlich folgender beziehungsreichen Momente im Leben des Dichters, dem Leser die leichte weitere Ausführung überlassend: Große und schwere Krankheit, von der S. nie ganz genas, ohne Zweifel jedoch heilsam entscheidend für sein ganzes Leben, obwohl bei jetzt noch fortwährendem innern Kampfe. — Die öffentliche Thätigkeit als Lehrer der Geschichte und Aesthetik in Jena wird dadurch auf immer gehemmt, aber die Sorge für die äußere

Existenz durch das Wohlwollen des damaligen Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann gehoben, ein Umstand der nicht leicht zu oft erzählt werden kann, da sich thätige Neigung dieser Art so selten findet. — „Anmuth und Würde," ein Versuch, den Gürtel der Venus der unbefangnen heitern Griechen philosophisch zu deduciren, und, mit Beseitigung der Natur, alles aus dem reinen Geiste zu entwickeln. — Bekanntschaft mit Goethe, aus welcher erst reiner Umgang, dann edelste Freundschaft wurde. Neue fröhlichere Thätigkeit: Die Horen beginnen mächtig und kühn, sinken aber nach und nach. Philisterei und Gemeinheit treten gegen das Bedeutendste in dem genannten Journal auf, und Goethe und Schiller zeigen sich als Xeniendichter, mit der ganzen Macht ihres überlegnen Geistes. Trotz einzelner Mißgriffe und Irrthümer ein im Ganzen sehr gerechter Kampf von ihrer Seite. — Um diese Zeit 1795 bis etwa 1799 finden wir bei S. die größte poetische Fruchtbarkeit (doch nicht im Drama) — Edler Wetteifer mit G. im Epigramm und der Romanze. Als Blüthe erscheint „Ritter Toggenburg" und „Shakspears Schatten." Jene Ballade ist ein Gedicht, das keiner einzelnen Bildungsperiode, sondern der Poesie selbst angehört, von deren reinem, warmem Hauche es bis in das Tiefste durchdrungen ist. Es ist ein Kunstwerk, das so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiderter Neigung als wahr anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten sprechend. Es ist mehrere Jahre lang fast ganz übersehen worden *), so wie auch wohl die Epigramme nur selten hinreichend geschätzt worden sind.

*) Auch der „Kampf mit dem Drachen" wird, wie es scheint, nur von Wenigen genugsam gewürdigt. Diese Ballade ist schon um deswillen sehr zu achten, da hier das reine Chri-

Die meisten derselben geben den bedeutungsvollen und tiefen Moment, aus dem das Epigramm als Mikrokosmus gebildet wird, so rein und klar wieder, daß wir in der That manche recht weitschichtige philosophische Orationen für sie hingeben dürfen.

§. 104.

Nach allen diesen erfolgreichen Versuchen nach mancherlei Seiten hin, besann sich endlich noch zur rechten Zeit der Dichter wieder auf seinen eigentlichen und höchsten Beruf: das Drama, und er ward — wie niemandem mehr unbekannt sein kann — der Schöpfer des reinen deutschen Trauerspiels.

Das Höchste, was sich auf dem Standpunkte des reinen Reflektirens erreichen läßt, werden wir im Wallenstein zu suchen haben; denn gleichmäßige Haltung und stete Sicherheit in der Darstellung zeichnen dieses Drama vor dem Carlos und den meisten Werken dieser Gattung höchst rühmlich aus. Es ist hier nicht bloß verständige Berechnung und einsichtsvolle Oekonomie zu erkennen, sondern wir finden hier einen so einfachen Tiefsinn in der Organisation des Ganzen, so viel reine Farbengebung in der Charakterisirung der meisten Personen und in ihrer Beziehung auf das gesammte Leben, daß wir das Werk als ein wahrhaftiges ächt deutsches Trauerspiel anzusehen haben, eine wahre Schick-

---

genthum nicht etwa im Conflict mit der Frivolität, dem blößen Witz u. s. w. siegreich geschildert wird (was leicht genug ist) sondern im Verhältniß zu der an sich höchst schätzbaren bloß menschlichen Verständigkeit, die aber, oft nur den Moment und irdische Zwecke vor Augen, Unheil bringen muß, wenn nicht christliche Demuth und strenger Gehorsam, von jeder Sofisterei gereinigt, ihr zur Seite steht.

falsetragödie, die selbst dem Philosophen genügen müßte, indem hier das Schicksal in die Brust des Helden selbst gelegt worden ist, der, so lange er dieser Wallenstein ist und nicht aus sich heraus zu gehen vermag, unrettbar untergehen muß. Von einer Nothwendigkeit, den Frevel zu begehen, ist hier, wie billig, nicht die Rede — der bloße Gedanke ist Lästerung — wohl aber ist W's selbst verschuldetes Unvermögen frei zu sein, die höchste Sklaverei der Willkühr, u. s. w. wenn auch nicht ausgesprochen, doch leise angedeutet worden. Daß er in seinem Falle auch die Schuldlosen mit in das Grab hinein zieht, ist rein tragisch, denn die Folgen der Sünde stehen nicht in der Macht des Menschen, sondern gehören in die Verkettung der Dinge, d. h. dem Schicksale. Es wäre nur zu wünschen, daß die herrlichen Opfer Max und Thekla nicht selbst ihre Schuldlosigkeit und ihr Unglück so häufig anführten, wodurch sie, ständen sie nicht sonst so sehr rein da, allerdings ein wenig verlieren würden. Im Hamlet wird von dem Dichter nie ausgesprochen, daß es die Schuld des Prinzen ist, welche die arme wie zum üppigsten Glück geborene Ophelie in Wahnsinn und Tod herabzieht; aber jeder denkende Zuschauer fühlt es oder spricht es aus, und sein Mitleiden ist nur tiefer, weil die Gegenstände selbst es nicht mit aparten Worten anrufen. — Glaubte Schiller nicht rechnen zu dürfen auf diesen Chor in der Brust des Lesers? oder darf überhaupt der moderne Dichter auf diesen Ersatz des Chors im Leser und Zuschauer selbst nicht rechnen? War er deshalb genöthigt mehr sprechen zu lassen über die eigentliche Absicht? Wir wollen ihn mit Freuden entschuldigen, aber rechtfertigen können wir es nicht, denn Shakspear in reinster Klarheit läßt es stets ruhig darauf ankommen ob der Leser ihm zu folgen im Stande sei oder nicht, da er überzeugt

sein darf alles gethan zu haben, um ihn durch das ganze Stück auf den Standpunkt zu erheben, von wo herab er es überschauen kann. Ein besonderes Aufmerksammachen des Lesers auf einzelne vielleicht schwerere Parthien im Drama findet bei ihm niemals statt. — Ist nun aber auch im Wallenstein zu viel Rede, so wollen wir doch stets gern einräumen, daß sie an sich meistens eine höchst vortreffliche sei, und auch da, wo sie nicht völlig zur Poesie durchgedrungen ist, doch das beste Analogon derselben — wenn es ein solches giebt.

Im Carlos sehen wir meistens nur Organe des Dichters, Repräsentanten der Subjektivität, sogar einige Schatten, die der Wahn erzeugte; im Wallenstein erblicken wir Menschen im eigentlichen Sinne des Worts, festgegründet auf sich selbst und umgeben von der höchsten Kraft und dem Wohllaut der Sprache. So ist denn auch der Fleiß mit dem hier jede Scene, jede Sentenz, ja man darf hinzusetzen, fast jedes einzelne Wort überlegt worden, mit der gebührenden Anerkennung zu betrachten. Mit Einem Wort: es ist hier ein fast vollständiger Sieg über den sehr spröden und schwierigen Stoff erreicht, durch das edle Streben nach einem Ganzen, und wir dürfen die nur seltene Hervorhebung des Einzelnen lediglich als einen schwachen Nachhall einer frühern Bildungsperiode betrachten. — Das Leben in Weimar, der gewaltige Erfolg des Wallenstein gaben S. jetzt eine immer größere Neigung für die Bühne zu wirken, und wir finden in ihm ein schönes Bemühen, sich immer mehr die Ruhe und Klarheit seines großen Freundes anzueignen; ohne doch im mindesten von seiner eignen herrlichen Selbstheit etwas zu verlieren. Er erwiederte die Liebe des Deutschen Publikums mit einer rührenden Innigkeit, doch scheint es als habe sie ihn in einigen Fällen veranlasst, auch

und würde sich selbst durch eine Vergleichung mit der Art, wie Euripides in den hier so nahe liegenden Phönizierinnen dasselbe auffaßte, nicht ergeben. Das Schicksal ist leider in diesem deutschen Trauerspiel keineswegs die ernst gerechte Strafgöttin, die selbst strafend doch nie etwas andres wollen kann als die Lösung des Lebens zur Harmonie, sondern es erscheint wie eine furchtbar kalt ironische, witzig combinirende, gräuliche Furie. — Zum Glück ist es jedoch fast komisch, daß die arme Fürstin von Messina mit höchst grimmigen Worten ausgescholten wird, lediglich weil sie die arme schuldlose Tochter nicht gleich nach der Geburt ins Meer hat werfen lassen, welches doch sehr respektable Orakel und Träume verlangten; wobei es indessen scheint als habe das Schicksal selbst es sich so unbequem als möglich gemacht, ja sogar auf das Unmögliche hingearbeitet, indem ein so frevelhaftes Gebot schlechthin nicht erfüllt werden kann und soll. — Aber freilich; hätte Isabelle das arme Kind wirklich tödten lassen, so wäre der ganze spätere Greuel nicht erfolgt, sie hätte — bloß mit einem Kindesmord auf der Seele — regiert in Frieden, und vermuthlich von ihren beiden Söhnen, — denen es an den köstlichsten und bequemsten Bräuten nicht würde gefehlt haben — noch Kinder und Kindeskinder erleben können. Die kleine Beatrice hat ja nur gebaren werden sollen, um ertränkt zu werden, das Schicksal wäre versöhnt u. s. w. Statt dessen hat die arge ungehorsame Mutter ihr Kind zu retten versucht, und muß dafür nun Strafe leiden.

§. 107.

Will man das obige Wort „es ist zum Glück fast komisch," nicht gelten lassen, so preise man wenigstens mit mir, in dieser einen einzigen Hinsicht, den Leichtsinn des größern Publikums, welcher dergleichen auf der Bühne vor-

getragene traurige Verhältnisse kaum recht anhört, sondern harmlos gelassen denkt, jene Braut sei doch nur eine Art von Nachahmung des Julius von Tarent, und damit gut *).

*) Nur in einem Drama wie diese Braut konnte der Dichter die traurige in sich selbst nichtige Vermischung der Religionen wagen, und es war vielleicht einer der schwächsten Augenblicke seines Lebens als er nach einigen glänzenden doch nicht treffenden Sentenzen über diese Vermischung des völlig Widerstrebenden, dieselbe auch noch durch die örtliche Lage von Messina (!) entschuldigen wollte.

Uebrigens kann jeder, für den die Poesie etwas außerhalb dem Leben liegendes ist, das ganze Drama auf seinem Standpunkte recht wohl genießen, da er ja überhaupt keine innere Wahrheit verlangt. Wer aber (wie z. B. ich) das rein verklärte Leben und dessen wahrhaftige Wahrheit für die eigentliche Poesie hält, und Schönheit, Wahrheit und Sittlichkeit im tiefsten Innern als Eines erkannt hat, der wird sich wohl gefasst halten müssen, daß einige angehende Critici ihn mit Ideen angreifen, die er selbst (vielleicht vor fünf und zwanzig Jahren schon) sich noch besser zu eigen gemacht hatte, späterhin aber als unhaltbar verwarf. Zwar kann derselbe etwa recht gut bewiesen haben, daß er Shakspears Universalität am höchsten schätzt, und daß er sich an dessen Zeichnung der Lady Macbeth, der ältern Töchter Lears u. s. w. nicht minder erfreut als an dem Bilde der Cordelia u. a. weil sie ja alle nur zu einer großen Anschauung der Welt führen, über der die ewige göttliche Weisheit schwebt. (Diese aber, das verlangt er, soll der Dichter selbst gläubig klar erkennen und schauen lassen.) Er kann ferner beweisen, daß er den köstlichsten aller liederlichen Tagediebe Falstaff eben so gut zu genießen wisse als die himmlische Unschuld und Anmuth in der Liebe Fernando's und Miranda's, so wie nicht minder den Katzenberger und den Victor; — es werden sich dennoch immer wol einige muntere schriftstellende Leute finden, die ungestört mit süßlichem oder säuerlichem Lächeln wiederholen, es geschehe doch der Braut v. M. — von deren Grundidee allein hier die Rede war — Unrecht. — Dergleichen nicht hören könnende oder nicht hören wollende Scribenten sind nicht zu curiren.

„plus vis quam sanguinis“ vier kleine Worte, die aber so gewichtig sind, daß sie wol Anspruch machen dürfen, reiflich überdacht zu werden. Alles übrige was dort noch von dem Römischen Rhetor gesagt wird: Primus enim, contento ordine rerum omissa modestia ac pudore verborum, ipsis etiam quibus utitur armis incompositus et studio feriendi plerumque dejectus non pugnat sed rixatur, paßt vielleicht auf keinen Deutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts so wenig, als auf Schiller, bei dem wir stets das Aufgebot der höchsten Kraft und den reinsten edelsten Willen wahrnehmen.

§. 109.

Niemals, wir dürfen es mit Entschiedenheit behaupten, ist der Tod eines Deutschen Dichters in dem Vaterlande so allgemein und innig betrauert worden, als Schillers frühes Scheiden. Wohl können wir, wenn wir sein ganzes Leben und sein nie ruhendes Ringen nach dem was da bleibt und ewig und göttlich ist, betrachten, seinen Tod einen Opfertod nennen für die Wissenschaft und Kunst. Seltene nur starben ihn und Seltene nur werden ihn sterben; doch bei Schiller steht er deutlich von unserer Seele. Ihm ist nichts leicht oder im Schlafe beschеert worden, er hat wachen müssen und kämpfen sein Lebelang, er mußte sich mit allen seinen Kräften stets gewaltig erfassen und zusammennehmen, um das zu leisten was er geleistet hat; dann aber in seiner Vollständigkeit giebt er uns den herrlichsten Beweis, wie viel Großes der Mensch vermag, wenn er vollendet will. So bald ihn einmal eine menschliche Schwäche befällt, so bald er es sich auch einmal bequem machen möchte — in diesen seltenen Fällen ist er gar nicht Schiller mehr. Um ganz Er zu sein, bedurfte er seiner

selbst in seiner vollendeten Ganzheit, und so dürften wir wohl den Tod des Alciden, wie derselbe in dem „Reich der Formen“ gedeutet worden ist, bei unserm Schiller wiederfinden.

Jeder andere Dichter findet als solcher das Leben gewissermaßen schon geschaffen vor sich; aber Schiller wagt nicht, dasselbe als ein Geschenk anzunehmen, sondern wie ein ächter transscendentaler Idealist, erschafft er es erst. Diesen Prozeß des Schaffens schauen wir bei ihm mit an, daher ist so vieles bei ihm Rede, in der herrlichsten Beziehung auf die Poesie; nicht aber immer die Poesie selbst. Er sagt es selbst mit heiligem Ernst aus, daß nur unbestürmt der Himmel freundlich sich hernieder neige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Und ist nicht die Poesie das höchste Glück? oder vielmehr, so wie die Liebe, das Glück selbst?

Nach dieser Ansicht erschien mir schon in sehr früher Zeit unser Dichter als ein großartiger Titan, der mit bewundrungswürdiger, ja fast beispielloser Kraft, der Himmel stürmt. Sind aber, so fahre ich jetzt fort, in dem Bilde verweilend, jene Titanen wirklich in den Himmel hineingedrungen? Wir wissen alle, daß dem nicht also ist. Doch Schiller — hat er den Himmel der Poesie, d. h. hier der reinsten und seligsten Befriedigung endlich erworben? Wir wagen das Bestimmteste Ja, sollten wir auch einräumen müssen, daß dies erst während des Tell und nach demselben sich deutlich zeige, denn auch sein herrlicher Demetrius, der rührendste Torso den wir kennen, lässt uns das stete herrliche Fortschreiten und die erlangte völlige Sicherheit wahrnehmen.

§. 110.

Wir leben in einer Zeit in welcher bekanntlich das große Wort „christlich" durch zu häufigen und oft unpassenden Gebrauch gelitten hat. Und so muß ich es freilich darauf ankommen lassen, ob nicht Manche es überaus seltsam finden werden, wenn ich zum Schlusse dieses Abschnitts Schillern einen christlichen Titan nenne. Als er noch stürmisch befahl, und wie Prometheus das Feuer zu rauben drohte, da konnte ihm jene selige Befriedigung nicht werden, und er hatte oft das Schicksal der alten Titanen; als er aber mit seiner göttlichen Kraft die kindliche Milde vereinigte, da that sich ihm der Himmel von selbst auf, und „aus dem Schooße desselben leicht erbeten, fiel ihm das Glück herab." — Früherhin hatte es sich wol schon in einzelnen Momenten gezeigt, z. B. als er den Ritter Toggenburg gab; jetzt aber war es bleibend da.

So ist denn die Trauer um Schillers Tod*) ein heiliges vaterländisches Gefühl, und gehört mit zu den dauerhaftesten Verbindungsmitteln der sonst wol nach tausend verschiedenen Seiten auseinander treibenden Deutschen. Deshalb möge sie stets rein und stark bleiben, damit sie nicht in das Leere verflattere, sondern Früchte treibe in Wort und That. Jede Nachahmung von S's Einzelnheiten — wie oft versucht und wie oft mislungen — sei fern, aber sein edler

*) Wer etwa an dem oben gebrauchten Wort „Opfertod" Anstand nimmt, wolle sich erinnern, daß auch Goethe in seiner Klage um Schillers Scheiden von ihm sagt:

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

Man vergleiche ferner Beckers Weltgeschichte letzter Theil, von (meinem früh vollendeten unvergeßlichen Freunde) J. G. Woltmann, in dem gehaltvollen Abschnitte über die Literatur der neusten Zeit.

Geist, seine unantastbare Vaterlandsliebe, seine Würde, sein Tiefsinn möge stets lebendig unter uns bleiben.

§. 111.

Christoph August Tiedge, (geb. 1754.) Da dieser sanftgesinnte Dichter besonders durch seine Urania bei einem großen Theil des Publikums eine ausgebreitete Celebrität erworben hat und häufiger gelesen wird als die meisten seiner Zeitgenossen, so halten wir eine ausführliche Kritik über ihn an diesem Orte nicht für zweckmäßig. Selbst wenn wir einige Misverhältnisse in dem Plan des genannten Gedichts nicht verkennen dürfen, so spricht doch überall ein wohlmeinender Geist, der die höchsten Räthsel des Lebens aufzulösen mit redlichem Streben bemüht ist, in sanft harmonischen Versen sich aus. Ist aber diese Lösung wirklich erreicht? Wird der Antwort und Trost suchende Leser sich mit den Gedanken zufrieden stellen, die hier über Gott und Unsterblichkeit gegeben worden? Ist Kant, der in aller rein philosophischer Sphäre so große, auch dann noch genügend, wenn er in Beziehung auf jene höchsten Gegenstände Demonstrationen wagt? oder besteht nicht eben sein Werth in Hinsicht auf die religiöse Welt in der wenigstens leise angedeuteten Ahndung, daß hier nicht demonstrirt werden könne? — Und was wäre auch wohl ein demonstrirter Gott? wäre er nicht am Ende doch fast nur das Werk unsres Verstandes? und möchten wir zu einem solchen demonstrirten Gotte .... beten? Ich gestehe gern, daß ich allem was bloßes reines tiefes Gefühl in Tiedge's Urania ist, bei weitem den Vorzug gebe vor allem was sich Kantischer Speculation nähert, die ja doch nur mit der Confession, daß sie, als solche, nichts von göttlichen Dingen wissen könne, endigen muß. (S. Schillers Worte des Glaubens, und das noch gedie-

genere Gedicht: die Worte des Wahns). — Wollte aber der Dichter einen bloß menschlichen Führer, wie ungleich würdiger als Kant wäre dann hier Luther gewesen! und würde nicht, (um nur Einen Beleg zu geben) dessen Schrift de servo arbitrio ganz andere und erfreulichere Gedankenergebnisse geboten haben? Oder, wenn auch jenes Werk ihm nicht genügt haben sollte, kann denn, um die einfachste und höchst wichtige Frage zu thun — die ächte Willensfreiheit je etwas anderes sein als freie Rückkehr zur seligen Nothwendigkeit? und ist diese letzte nicht ganz die so oft gesuchte höchste Beruhigung? —

Nicht der wackere T. wird diese Fragen misverstehn; ob Andere, muß vielleicht erwartet werden; doch ist zu ausführlicher Erörterung hier freilich kein Raum *).

§. 112.

Als rein elegischer Dichter steht T. gleichfalls sehr achtungswerth und übertrifft gar manche selbst gefeierte Dichter im ernsten Fleiße, dem der technische Bau selbst in einzelnen langathmigen Poesien dieser Gattung wohl gelingt. Unter diesen ist besonders zu nennen „die Schlacht bei Kunersdorf," als eine klar ausgeführte und tief empfundene Elegie im modernen Sinne des Worts. Ein sehr leichter Reim kommt ihm überall zu Hülfe und schließt sich an die zarten Gedanken wohltönend und mit besonderer Feinheit an. Hätten wir viele Dichter wie Tiedge, so würde unsere Sprache gewiß nie in den seltsamen Ruf der Rauhheit gekommen sein, sondern in den der Sanftmuth und Weichheit.

Ob-

*) Im Abschnitt über Luther (Th. I. dieses Werks) findet sich einiges hiehergehörige.

Obwohl man die Charaktere aus der großen Welt, welche sein „Frauenspiegel" aufzeigt — wenn auch nicht als wahr — doch als wirklich anerkennen muß, und die Darstellung der Verderblichkeit einer jeden Gattung von Eitelkeit auf eine nicht geringe Verdienstlichkeit Anspruch machen darf, so glauben wir doch, daß die polemische Stimmung die hier nicht fehlen konnte, weniger geeignet sei für das Talent und die Darstellung dieses Dichters, als die Stoffe die er sich sonst zu wählen pflegt, d. h. insonderheit der elegische Stoff, der, wie wir sagen möchten, die Melodie schon in sich selbst trägt. — Wir finden in der Idee der Weiblichkeit den schönsten Gedanken, der das Leben erhebt und stärkt, besänftigt und harmonisch begränzt, und wir beklagen deshalb, daß die Tendenz des Frauenspiegels nicht zuließ, diesen Gedanken auszuführen, der sonst wohl selbst des größten Dichters werth wäre.

§. 113.

Friedrich v. Matthisson, geb. 1761. Wenn in dem Wesen des Christenthums, der Quelle aller modernen Bildung, die reine Sehnsucht und der Tod als leuchtende Hauptpunkte erscheinen, so ist schon dadurch die ächte Sentimentalität begründet, und wir werden nicht bloß die tiefste Empfindung selbst vorherrschen sehen, sondern es wird auch die reiche Reflexion über die Empfindung, die zarte Wehmuth und die süße Trauer vollkommene Rechtfertigung finden müssen. Wenn wir deshalb fast sämmtliches, so häufig erhobene Geschrei gegen die Sentimentalität als verworren und in das Leere gehend, abweisen, so vergesse man nur nicht, daß jene Sehnsucht stets erhaben und klar und beruhigt, und die Idee des Todes stets als ein Gedanke der Liebe hervortreten müsse. Die Reflexion soll nie in das Endlose

terfahren, der süßesten Trauer sogar eine gewisse christliche Ironie nicht fehlen, und die Wehmuth soll aus einem zapfern Herzen entspringen, denn unsre sinnige Sprache bezeichnet sie selbst schon als einen Muth, dem nur wehe geworden ist. Die Gränzen sind freilich in einzelnen Gedichten dieser Gattung oft nur schwer zu bezeichnen, aber sie sind es doch, und sollte sich auch der Bessere einmal getäuscht finden, so wird seine Freude an einem scheinbar rein sentimentalen, doch wirklich weichlichen Gedichte wenigstens nicht lange dauern. Nur hüte er sich, daß er dann nicht in Ueberstrenge gegen das Weiche überhaupt gerathe, doch ist in solchen Verhältnißen stets zu hoffen, daß sich gar bald die alte sonst so innig geliebte Adrastea wieder einfinde.

Es ist nicht zu verhehlen, daß sich in der Sammlung der Matthissonschen Gedichte einige finden, welche jene oben angedeutete Gränzlinie überschreiten und in das Uebersarte und Haltlose unberuhigt verschwimmen, so wie wir als Gegensatz auch einige andere finden, die durch Künstlichkeit und eine fast ängstliche Marmorglätte, zwar wohl für den Moment imponiren können, später aber erkälten müssen. — In der Mitte zwischen beiden wenig erfreulichen Gattungen findet sich jedoch eine Reihe von wahrhaft köstlichen Gedichten, welche durch ein reines Gefühl für die Natur und die Freundschaft, durch eine tiefe Sehnsucht und sanfte Wehmuth hervorgerufen worden sind. Als Landschaftsmaler ist M. noch unübertroffen, denn er ist in den günstigen Stunden, deren Ergebnisse vor uns liegen, ein Maler-Dichter, nicht bloß ein malerischer; und indem er beide Künste vereinigt, bringt er fortschreitendes Leben in die leicht hingetuschten und doch so fleißig ausgearbeiteten Gemälde hinein. Nur in den Fällen wo er zu viel giebt, beklagen wir uns mit Recht, wollen aber dabei nicht vergessen, daß diese

Klippe überhaupt für die Modernen die gefährlichste sei, weshalb auch das Wort „zu Viel" in dieser Literaturgeschichte so häufig hat vorkommen müssen. Es ist ferner in den meisten Matthissonschen Gedichten eine Melodie der Sprache wahrzunehmen, die ein altes trauriges Vorurtheil, mit dem sich viele Deutsche nur zu lange getragen haben, als sei unsre Sprache nur kraftreich und erhaben, nicht aber sanft und überhaupt musikalisch, von neuem siegreich widerlegt. „Von neuem" sage ich, denn wer sieht nicht, daß jenes Vorurtheil längst durch manche Minnesänger, so wie in der Folgezeit durch Flemming, Klopstock, (in einigen Oden) durch Goethe (fast überall in seinen Werken sobald er gewollt hat und es an der Zeit war) Wilhelm Schlegel und andere hinreichend beseitigt worden ist. Manche Matthissonsche Gedichte sind in sich selbst so musikalisch, daß der ächte Componist nichts weiter zu thun hat, als die in gewisser Hinsicht schon gegebenen Noten auf- oder vielmehr nur abzuschreiben.

In des Dichters prosaischen Schriften finden wir zuweilen einen gewissen Ueberfleiß und Künstlichkeit in den wie mit dem Lineal und Zirkel abgemessenen Perioden, ein Umstand welcher der höhern Behaglichkeit Eintrag thun kann; doch werden wir stets gern zu manchen seiner Erinnerungsblätter zurückkehren, da ihr inneres Leben nicht leicht gestört werden kann und stets zu dem Wunsche veranlasst, daß M. ihrer mehr geben, so wie überhaupt daß er häufiger als in den letzten Jahren geschehen ist, sich als thätiger Theilnehmer an der Gegenwart — wie wenig sie ihm auch in mancher Hinsicht zusagen kann — zeigen möge. Der heitere Lebensabend eines Dichters möge nie ohne Gesang sein, und wie im Leben oft der Abend als der Kern und das Ziel des Tages erscheint, so ist er bei dem Dichter

meistens die beruhigendste Lösung der ganzen bisherigen Thätigkeit, eine Lösung, die aber als solche selbst die heiterste Thätigkeit mit sich bringt.

§. 114.

Johann Gaudenz, Freiherr von Salis (geb. 1762.) Da er durch genaue Freundschaft mit dem vorhergehenden Dichter verbunden ist, so wird er gewöhnlich mit ihm zusammen genannt, und auch wir wollen nicht von dieser hergebrachten Sitte abweichen, da sich allerdings, sowohl im Inhalt als in dem äußern Bau der Gedichte manche Aehnlichkeit auffinden läßt. Daß sie nicht alle gleich anziehend sind, bedarf wol kaum der Erwähnung, doch muß in jedem Fall die Strenge anerkannt werden, mit der er und sein Freund bei der Sammlung verfahren sind. S. kennt im schönsten Sinn des Worts die „Wonne der Thränen" und der süßen Trauer, und wenn wir es auch nicht billigen, daß die Wehmuth, die immer nur leise angedeutet werden sollte, in einem eignen Gedichte gefeiert wird, so ist dafür dem „Mitleiden" ein Gesang gewidmet, der zu den köstlichsten Blüthen unsrer Poesie gehört. Hier, so wie überhaupt in manchem seiner Gedichte, ist die Zartheit des Gefühls mit so edler Einfalt und kräftig rührender Lebendigkeit vereinigt, daß wir uns nicht enthalten können, statt aller andern Beispiele, nur an vier Zeilen in dem Gedichte „das Mitleid" zu erinnern:

Schonst des Siechen Schlaf auf Socken,
Kühlst ihn mit dem Palmenreis,
Trocknest mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Hier ist das einfachste häuslichste Bild, das sich in rührender Anmuth vor unserm Auge bewegt, mit der großartig-

sten Sterbescene zart vereinigt *), und wir wünschten deshalb nur das Beiwort „bang“ einwenig gelindert. Zuweilen ist es sogar nur ein einziges Wort, das bei diesem Dichter die Fülle von Empfindung im Herzen des Lesers hervorruft, und wie aus dem tiefsten Grunde des Gemüthes ertönend, eben deshalb auch das ganze Herz in Anspruch nimmt. Ich meine das „Doch“ in dem Gedichte: Das Grab:

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh u. s. w.

über dessen ganze Bedeutung Jean Paul im Hesperus genügend gesprochen hat.

Es ist als ein bedeutender Verlust anzusehen, daß Sutis seit vielen Jahren gänzlich geschwiegen hat, denn an den Fall, daß er wirklich zu Ende wäre, und sich rein fertig ausgesprochen hätte, glauben wir durchaus nicht bei ihm, dessen Werth wir freudig und lebhaft erkennen.

S. 113.

Valerius Wilhelm Neubeck. Wir besitzen von ihm nur ein einziges größeres Gedicht, und zwar von der beschreibenden Gattung: „Die Gesundbrunnen,“ in welchem der Dichter, der zugleich Arzt ist, eine schöne Fülle von klares Erkenntniß der Natur und liebender Sorgfalt für die Menschen, an den Tag gelegt hat. Es bestehe aus vier Gesängen, deren erster sich mit der Entstehung der Mineralquellen, der zweite mit den vornehmsten, welche Deutschland besitzt, der dritte und vierte mit rein menschlichen und

*) Wer erinnert sich nicht an die Stelle im Macbeth, die das Mitleid, wie ein nacktes neugebornes Kind (like a naked new-born babe) vom Himmel niedersteigend, mahlt.

ärztlichen Vorschriften für die den Brunnen Genießenden beschäftigt. Es kann dem ersten Blicke des oberflächlichen Beschauers scheinen, als eigne sich ein solcher Gegenstand der Poesie nicht an, doch abgerechnet, daß diesen schon mehrere griechische und römische Dichter, die sich nicht selten mit wahrer Lust nach einem bei weitem mehr widerstrebenden Stoffe umsahen und ihn meist glücklich beherrschten, widerlegen können, sollte wenigstens der vielbesprochene Martin Opitz hinreichend bekannt sein, um bedauern zu lassen, mit welcher Gemüthserhebung der ehrwürdige Altvater seinen Vesuvius und Aetna behandelt hat.

Es ist anziehend zu bemerken, mit welcher Kraft und Ueberlegenheit Meinbeck die besonders im ersten Gesange gar sehr bedeutenden Schwierigkeiten des Stoffs wenigstens zum größten Theil überwunden hat, in solchem Maaße, daß wir selbst das glückliche Ringen nicht einmal mehr gewahr werden, sondern gleich die glückliche Besonnenheit selbst sich uns vor die Augen stellt.

A. W. Schlegel hat in der A. L. Z. 1796 eine geistreiche und genaue Beurtheilung des Werkes geliefert, doch scheint die erste Freude über die Erscheinung eines solchen in mancher Hinsicht löblichen Werkes, ihn hier und da zu einiger Ueberschätzung veranlaßt zu haben. Es ist allerdings zu rühmen, daß der naturhistorische Inhalt des ersten Gesanges in das Wunderbare und Epische hinübergespielt worden ist, aber von besonderer Kühnheit kann hier wohl kaum die Rede sein. Hygea erscheint mir hier noch lange nicht göttlich genug, obwohl in ihrer Milde nicht ohne Anmuth. Was ich bei ihr am meisten loben möchte ist ihre rein sittliche Stimmung, der zu folge sie den edlen Willen zu helfen, in des dichtenden Arztes Seele liest, und ihm um deswillen Beistand verspricht. Hie und da könnte

man sogar ein noch tieferes Eindringen in die Natur wünschen; und es würde z. B. das Loblied auf das Eisen noch reicher ausgefallen sein, wenn N. nicht vielleicht den Vorwurf der Mystik gefürchtet hätte, mit dem man so häufig einzelne Ideen neuerer Physiker zu schlagen gemeint hat. Desto liebenswürdiger aber zeigt sich N, sobald er nach der Erklärung des Naturgesetzes der Anziehung, dasselbe sogleich höchst einfach auf die Sympathie sittlicher Wesen anwendet.

Ungern brechen wir ab; und nicht ohne den Wunsch, daß Werke dieser Art, in denen die früheren Deutschen so ausgezeichnet waren, und in denen uns Verstand, Besonnenheit, Naturbefreundeter Geist u. s. w. oft so erfreulich ansprechen, auch aus der Tagesliteratur nicht ganz verschwinden möchten. Sie sind ein treffliches Gegengewicht für so manche neuere Werke, in denen sich taumelnde Trunkenheit als Begeisterung geltend machen möchte, während sie sich dem genauern Blicke doch nur als kernlos und nüchtern zeigt.

§. 116.

Friedrich August Müller. Als Klopstock mit dem Messias und Wieland mit Idris und Oberon hervorgetreten war, so glaubten (scheint es) wol manche Deutsche, es sei nun mit der ganzen Gattung zu Ende, und man brauche eben nichts weiter in derselben zu thun. Der nüchtern korrekte Alxinger konnte freilich diesen Glauben nicht stürzen; man lobte ihn kühl und ehrenhalber, vielleicht um ihm einigermaßen die große Mühe zu belohnen, die er sich gegeben. Gelesen worden ist er wenig. Ungleich talentvoller als er, scheint Friedrich August Müller, der zuerst mit dem „Richard Löwenherz" und „Alfonso" auftrat, und da diese

Gunst erwarben, uns bald darauf mit „Adelbert dem Wilden" einem Heldengedicht in zwölf Gesängen (Leipzig 1793, 2 Bände) beschenkte, das abermals einen Beleg für die oft erwähnte Vergeßlichkeit des deutschen Publikums giebt.

Man wolle nicht glauben, als solle nun hier jener Adelbert besonders erhoben und ungebührlich gepriesen werden, was in keinem Falle gerecht wäre, da die Fehler des Werkes nicht zu verkennen sind. Zuvörderst hat den Verfasser Aristoteles zu sehr genirt, der bekanntlich verlangt, daß die Handlung, die einem epischen Gedicht zum Grunde liegt, eine einzige, vollständige, große, nicht ganz historische, sondern mit Erdichtungen verwebte, durch Charaktere und Sitten belebte und durch das Wunderbare erhöhte Handlung sei. Dieses Wunderbare hat M. nun nicht aufstreiben können, indem die religiösen Mythen der nordischen Völker zu seiner Zeit noch unbekannter waren, als sie jetzt sind, und deshalb nicht füglich in seinem Epos erscheinen konnten, ohne durch weitläufige prosaische Anmerkungen erklärt zu werden. Die Prosopopöie und Allegorie, wie sie z. B. Spenser in der Feenkönigin und Voltaire in der Henriade benutzt haben, verschmähete er mit Recht, denn sie läßt fast immer kalt, wenn sie etwas Ernsthaftes will, und ist nur etwa im komischen Heldengedichte parodisch anzuwenden. Dann dürfte guter Erfolg zu hoffen sein.

Nun suchte der Verfasser dennoch nach dem Wunderbaren, und fand allerdings, daß die ersten Zeiten des Christenthums, so wie auch das Mittelalter nicht arm sind an Riesen, Zauberern, Geistern, Feen, Gnomen u. s. w., aber er wagte nicht, von diesen Wundergeschichten aus den Zeiten des Königs Arthus und Karls des Großen Gebrauch zu machen, weil dazu eine „unerschöpfliche Laune, sehr viel Welt- und Menschenkenntniß (!) eine unverwelkliche blü-

hende Einbildungskraft und vortreffliche Diction gehöre," die, wie er selbst sagt, er nicht besitze.

Fast abgemüht durch fruchtloses Umherschauen, glaubte er endlich, es bliebe ihm nichts übrig als die spätere Ritterwelt mit ihrem wunderbaren Heroismus, ihrer kühnen Religiosität, ihrer tiefen Freundschaft und überschwenglichen Liebe. Und hier nun war er auf gutem Wege, hätte er nur an jenes Große des Mittelalters vollständig geglaubt, und vergessend jede störende Einwirkung der kühlen Mitwelt, sich einem noch ernstern Studium desselben hingegeben. So aber findet er in jener Religiosität nur zu rasch die Schwärmerei, und er weiß für jene Freundschaft und Liebe kein andres Wort, als daß sie eben enthusiastisch gewesen sei, bei welchem Worte man selten ein halbes Lächeln zu vermeiden pflegt. Es ist aber vor allen Dingen nöthig, daß der Dichter an das vollkommen glaube, was er uns darstellt, indem dem halben Glauben des Autors immer nur, wie billig, der halbe Glaube des Lesers begegnet. Hätte er sich zur Ganzheit in der Ansicht des Mittelalters emporgeschwungen, er würde bei ruhigem Suchen in ihm manches wahrhaft Große und Wundbare schon gefunden haben, welches er jetzt nur ahndet. — Man vergesse indessen nicht, daß hier weniger M., als seine Zeit angeklagt wird, die für das Studium des Mittelalters noch weniger sorgte als die jetzige.

Ferner ist dem Verfasser nicht geglückt in das Gewühl von Begebenheiten, die hier vor unsern Augen sich entwickeln, Einheit zu bringen, so wie denn auch die Haupthandlung zu oft in den Hintergrund tritt, und von der Menge und dem Geräusch der Episoden fast überwältigt und überschrien wird.

§. 117.

Ferner ist der Dichter unglücklich in der Zeichnung des Lasters, das er gewöhnlich nur in kolossaler Starrheit hinzustellen weiß, ohne es lebendig und klar zu machen. Es wird hier keineswegs eine nüchterne Motivirung verlangt, die alles erklären würde, sondern nur klare Darstellung des Wesens des unsittlichen, das als etwas rein Negatives, hier leider zu etwas durchaus Positivem hat gemacht werden sollen. So ist denn fast jede Boshaftigkeit, die nur in einem Wörterbuch zu finden ist, jeder Frevel und Greuel, und eine bis zur schauerlichen Widrigkeit gehende Wollust auf den Abt Gregor gehäuft, so daß dieser Mann von der Bürde, die ihm der Dichter aufgeladen, fast erdrückt, kaum mehr recht auftreten kann. Der M. sagt selbst in der Nachrede zu seinem Gedichte: „Einige Stellen wird man im Adelbert gefunden haben, welche die Sitten vieler Klöster der damaligen Zeit und einen Wollüstling mit starken Farben schildern. Der Verfasser würde es sehr bedauern wenn diese Stellen als die loci lactiores seines Gedichtes angesehn werden könnten. Er ist der Meinung, man müsse das Wohlgefallen des Künstlers an der richtigen Zeichnung und Farbenmischung wohl unterscheiden von dem Wohlgefallen oder Mißfallen des Menschen an dem geschilderten Gegenstande, und glaubt den Vorwurf nicht zu verdienen, in solchen Scenen, wo der Schwelger Gregor handelnd auftritt, mit gefälligem Pinsel und reizenden Farben anlockend gemalt zu haben.“ (Schl. d. W. S. 477). Geben wir dies alles in Beziehung auf den wackern M. auch gern zu, so kann doch eine vollkommene Rechtfertigung in diesen Worten unmöglich gefunden werden, denn wenn auch nicht Reiz und Anlockung hervorgebracht werden soll, wie leicht eingeräumt werden mag, so wird sie — dennoch nicht selten

bei verwöhnten Lesern wider Willen des Vf. erreicht, der sich hier mit leiseren und keuscheren Andeutung hätte begnügen sollen. Bei Andern entsteht doch nothwendig das peinliche Gefühl des Ekels, den der Dichter nicht in sein heiligstes Reich aufnehmen soll.

Endlich, um von dem Besondern auf das Allgemeine zu kommen, ist bei dem Vf. der Begriff des romantischen Epos, sollte er auch klar in seiner Seele gelegen haben, nicht zur reinen Erscheinung gekommen; denn es fehlt die überschauende Ironie und der gelassene Weltsinn, von denen allein die Romantik getragen werden kann. Wir Modernen haben keinen Ernst, ohne daß der Scherz uns das mildernde Angenehme ihn versüßen und beruhigen müßte, und nur dann, wenn dem also ist, dürfen wir uns mit Stolz als Moderne erblicken, und den wunderlichen Neid gegen die Alten aufgeben. Nähmen wir aber die Alten lediglich in ihrem plastischen, bei ihnen wohl begränzten Ernste nach, so kann uns selbst das schönste Talent nicht immer vor der Starrheit und Ungeschmeidigkeit retten. Als rein Moderne, d. h. in der höchsten Vollendung, zeigen sich auch in dieser Hinsicht: Shakspear, und nach ihm, dem niemand gleich ist, Cervantes. Wir wissen nicht, ob M. diese Dichter genau gekannt habe, wohl aber, daß ein so wohlbegabter Dichter wohl werth gewesen wäre, sie ganz zu kennen, um, durch sie geleitet, zu erfahren, was seinem Adelbert noch fehle. Dieses Gedicht geht in seinem einseitigen Ernst so weit, daß wir auch nicht einmal eine einzige durchaus fröhliche Person in demselben finden, nicht einmal den Schatten des Falstaff, Sancho, oder auch nur des Kasperl, nach denen man sich gar oft genugsam sehnen möchte.

§. 118.

Möge dieser Tadel nicht zu streng erscheinen. Unserer

Ansicht nach verdient nur der geistreiche Dichter, daß man streng mit ihm verfahre; den schlechten kann man oft mit einigen Zeilen oder einigen Scherzen abthun. Wer vom Pyrrhus, König von Epirus, sagt, es sei schade, daß er siegend gewissermaßen doch auch verloren, und kein sieg-reiches Ende genommen habe, der ehrt ihn. Von den Wolskern und Aequern, selbst von ihren ersten Feldherrn läßt sich dergleichen eben nicht sagen. M. darf nicht mit Pyrrhus verglichen werden, aber auch nicht minder, als den unbedeutenden Aequern. Er steht etwa in der Mitte, und verdient ruhige Beachtung.

Und was ist denn nun das Löbliche im Adelbert? Es mögs ganz kurz aufgefaßt werden: Eine von jenen Wolken hervorleuchtende wackere Gesinnung, vortreffliche Darstellung mancher einzelnen Parthien, z. B. der Zweikämpfe und Auftritte, eine wohlgemessene und wohltönende Diction, und ein fast immer leichter und angenehmer Reim, der dem Gedichte nicht selten eine besondere Anmuth und Zierlichkeit giebt.

Ganz besonders scheint M. durch den großen Gedanken der Freundschaft entzündet worden zu sein, und alles was in seinem Gedichte auf dieselbe Bezug hat, steht in glücklicher Lebendigkeit da. Die Liebe spielt dagegen gewöhnlich nur eine untergeordnete, weniger genügende Rolle.

Der frühe Tod des Dichters ist allerdings sehr zu beklagen, denn ein kräftiger Frühling ist mit ihm in das Grab gegangen, der nach und nach sich wahrscheinlich zur Anmuth und Klarheit würde ausgebildet haben.

§. 119.

Johann Baptist v. Alxinger (geb. 1765. gest. 1798). Er wandte sein gesammtes Leben an die Verfertigung von

zwei Rittergedichten „Dookin von Mainz“ und „Blomberis,“ und lieferte etwas ganz so gutes und etwas ganz so Verfehltes, als man nur immer mit einseitig kühler Verständigkeit und mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poesie liefern kann. Auf ihn wenigstens zum Theil anwendbar (vielleicht auch durch die Lektüre seiner nüchternen Gedichte entstanden) ist das bekannte Schillersche Epigramm, in welchem eine gewisse Tadelfreiheit auch als Produkt der Ohnmacht angegeben wird. Ganz ohnmächtig ist A. wohl nicht zu nennen; aber nachahmend und fast immer nur nachahmend lähmte er die eigne Kraft, und wo die gehemmt ist, helfen selbst die gefeiltesten Verse dem Dichter nicht zum Leben.

§. 120.

Ludwig Throbal Kosegarten. Er fehlte auf eine sehr verschiedene Weise und mit imponirendem Erfolg, doch giebt auch er zu mancher betrübenden Betrachtung Anlaß; denn obwol mit großer Liebe für die Poesie, lebhafter Phantasie und bei steter Bemühung fortzuschreiten, hat er dennoch nur wenig eigne Gedichte gegeben, die einen reinen Genuß gewähren können. Fast alles ist bei ihm krankhaft und krampfhaft, oft mühsames Flattern in das Wilde, pathetischer Ausdruck der exaltirten Unbefriedigtheit, oft nur Deklamation, und um so leerer, je mehr scheinbare Fülle. Gemüthliche Einfachheit ist diesem Schriftsteller oft so fremde, daß er sie sogar einmal, als er sie von außen her erhielt, mit unschonender Hand vertilgte.

So hat er z. B. nicht lassen können, das köstlich einfache Gedicht: „Natalien's Neujahrswunsch an sich selbst“ (im dritten Theil von Jean Pauls Blumen-Frucht- und Dornenstücken) auf seine Weise zuzurichten, und mit erhitzt

schwülstigem Pathos zu umgeben. Ueberhaupt bietet K. oft ein warnendes Beispiel, wie weit selbst bei talentvollen Jünglingen und Männern die schimmerreiche Wörter- und Beiwörter-Poesie führen könne, und es ist Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, da besonders bei noch haltlosen Schülern dergleichen wohlfeil zu erreichender sogenannter Reichthum als etwas Erhabenes zu gelten pflegt. — Fragt nur manche Jünglinge, wie ihnen das Gedicht „die Harmonie der Sphären" gefalle, welches also beginnt:

Horch, wie orgelt, wie braust die Aeolsharfe der Schöpfung!
Droben und drunten und rings tönet ihr bebendes Gold,
Helios Flammengeschoß, Selenens silberner Bogen,
Hesperus Stralengespann klirren im sphärischen Tanz,
u. s. w.

und sie werden mit Feuer erklären, das sei überaus erhaben und wunderschön. Jenen Jünglingen — nicht alle sind Bewunderer; manchen geht die reine Schönheit früh auf — kann man das verzeihen, da zu hoffen ist, sie werden vielleicht in wenigen Jahren schon die wahre Erhabenheit besser kennen; wenn aber ein Mann, ein berühmter Mann, dergleichen zu wiederholten malen drucken läßt, so darf man ihn mit Recht anklagen, daß er den Geschmack verderben helfe.

Ferner giebt er nicht selten statt der Darstellung und Beschreibung fast nur Namen, die durch andere Namen und — Titel verstärkt werden sollen. Z. B. in dem Gedicht an die Liebe:

O Liebe, Bund der Herzen, —
— Medeenhad des Alters u. s. w.

Setzt sich, wer dergleichen für Poesie hält, nicht der Gefahr aus, befragt zu werden, ob er sich dann nicht genöthigt sehe,

auch etwa folgendes dafür anzuerkennen: „Karl der Sechste, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, Hungarn, Böhmen, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund" u. s. w. — denn werden nicht hier die Titel eben so gründlich und bei weitem einfacher vorgetragen als in jenem Gedichte die Titel und Aemter der Liebe?

Jedes Beiwort, das nicht zur mimischen Lebendigkeit nothwendig ist, ist eben deshalb häßlich, und weit entfernt, daß die Ueberzahl von Beiwörtern den Reichthum des Dichters bekunden sollte, zeigt sie gerade von dessen Unvermögen wahrhaft zu mahlen, so wie denn überhaupt wol nichts leichter ist als Beiwort auf Beiwort zu häufen. Manche Kosegartenschen Gedichte schwimmen in einem Strom von Beiwörtern, oder vielmehr es schlagen die Wellen dieses Stromes darüber zusammen, und verhüllen sie.

§. 121.

Zu strenge auch nur scheinen ist ein betrübender Gedanke, und so sei mir erlaubt hier zu wiederholen, daß ein so wohlbegabter Dichter wie K. unmöglich auf die gewöhnliche Weise, als: er sei ein recht feuriger Poet, strauchle wol einmal, doch ubi plurima nitent u. s. w. charakterisirt werden konnte. Gerade an Männern wie er muß gezeigt werden, was als stete Warnung nützlich sein kann, daß selbst kraftreiche Naturen fallen, wenn sie ohne Klarheit und Demuth im Streben nach der Schönheit, dieselbe endlich fast nur in Wörtern und Sachen, als solchen, ohne tiefere poetische Beziehung suchen. — Fern aber sei es, die wirklichen Verdienste, welche K. dennoch hat, verschweigen zu wollen, sondern mit Freude werde erkannt, daß wenn er einmal in einer glücklichen Stunde, seiner gewöhnlichen

Malerkünste vergessend, das reinere und tiefere Gefühl bescheiden ausspricht, das Ergebniß ein wahrhaft erfreuliches und dauerhaftes sei. — Auch verdient den Umstand Aufmerksamkeit, daß er der Erste war, der die Deutschen, die sich zum Theil um nichts weniger bekümmern als um Deutschland, die Insel Rügen (this precious stone set in the silver-sea dürfte man hier fast dem alten Gaunt im Richard II. nachsprechen, obwohl er freilich, wie bekannt, nur das reiche Britten-Eiland also bezeichnet) in ihren einzelnen Schönheiten poetisch näher zu bringen suchte. — Welch ein Gedanke! — Jahrtausende hatte der Hertha-See und Hain feierlich geschwiegen und gerauscht, und Stubbenkammer und Arkona in reiner Hoheit auf das unendliche Meer herabgesehen; und kein Dichter, keiner von allen, hatte das Herrliche besungen; da mußte Kosegarten Prediger in Altenkirchen werden, um den lieben Deutschen zu erzählen was er gesehn! —

Wir müssen ihn ferner loben für die Mittheilung einiger nordischer Volkslieder, die in ihrer oft schroffen Natur voll tiefer Wahrheit sind, und die Wirkung auf das Gemüth nie verfehlen werden. Ferner hat K. große Verdienste um die Geschichte einzelner Parthien der englischen Poesie, so wie um die Literatur der Legenden, von denen er manche mit zartem Sinn wieder erzählt hat.

§. 122.

Karl Heinrich Heydenreich, geb. 1763. gest. 1801. Eines der strengsten Urtheile, das nur je ausgesprochen sein kann, enthielten über ihn die Xenien, welche geradezu erklärten, daß er in der Poesie herzlos mit Worten geklingelt habe, und nun in der Philosophie es pfäffisch so forttreibe. Wirklich gleichen auch manche Gedichte H's nur dem tönenden

Erz

Erz und der klingenden Schelle, und selbst das berühmteste, „an die Wollust" hat nur eine gewisse starre Schauerlichkeit, der das innere Leben mangelt. In den zahlreichen philosophischen Schriften des Verfassers liegen ohne Zweifel einzelne ächte Goldkörner, aber unter einer Menge von Ungehörigem und Unbedeutendem. Fast alles ist in die Breite gezerrt, und in unsäglichen Wiederholungen ausgeführt, was kaum einmal gesagt zu werden verdiente. Der Fluch, welcher H. drückte, und seine Anlagen verderbte, heißt: Buchmacherei.

Der bloße Gedanke an dieses lähmende Handwerk ist so betrübend, daß wir, um uns schnell wieder zu erfreuen, zu einem desto gediegnern Autor übergehen wollen.

§. 124.

Johann Georg Schlosser, geb. 1739 zu Frankfurt am Main, gest. daselbst 1799. Kräftige Tüchtigkeit des Charakters, die er in allen Verhältnissen des Lebens zu seinen Mitbürgern, Verwandten, Freunden, Gegnern; zur Wissenschaft, Kunst und Literatur zeigte, wird stets hochachtungswürdig bleiben, sollte sie auch in einzelnen Momenten in Sprödigkeit und Schroffheit übergegangen sein. Er widersetzte sich eben sowohl der brausenden oder zerfließenden Ueberschwenglichkeit einiger hypergenialen Autoren, als der nüchternen unklaren Aufklärerei andrer; der steifen, nur mit Worten und auswendig gelernten Halbbegriffen ausgestopften Pedanterie, wie der vorlauten Seichtigkeit, welche damals sogar das Studium der Alten für entbehrlich erklärte. Seine kleinen Schriften werden, wie es scheint, heut zu Tage so selten gelesen, daß es wohl billig ist, auf dieselben, welche von 1779 bis 85 erschienen (seine späteren Aufsätze sind leider nicht gesammelt) von neuem aufmerk-

sam zu machen. Sie sind, bei einzelnen bedeutenden Irrthümern, schon als reines Bild des vortrefflichen, von aller Menschenfurcht befreiten, mit dem Mark des Alterthums genährten Mannes sehr schätzbar, und die Fülle von Wahrheit und Tiefe, die wir bei ihm häufiger finden als jene Irrthümer, sollte billig jetzt nicht so im verborgnen liegen als sie zu liegen scheint. Zur genauern Kenntniß Schlossers hat auch der günstige Umstand beigetragen, daß er ein naher Verwandter Goethe's und einer der genausten Freunde F. H. Jacobi's war.

§. 125.

Johannes Müller, geb. 1752, gest. 1809. Ist noch immer nicht bloß als einer unsrer größten Historiker zu betrachten, sondern es möchte dies auch wohl in Beziehung auf die Neu-Europäischen Geschichtschreiber überhaupt gelten: denn wenn er auch in einzelnen Beziehungen übertroffen sein mag, so ist doch der Umfang seiner Kenntnisse, der künstlerische Bau des vorhandenen Stoffs zu einem stattlichen Ganzen, die stete Beziehung des Provinziellen zu dem gesammten Lande, und des Landes zur Welt, so wie nicht minder sein vielberühmter Styl u. s. w. sein unbestreitbares Eigenthum, und in diesem Verein eine besonders rühmliche Seltenheit. In seinen Werken ist fast jede Redeform gemessen und kräftig, und der ganze Vortrag zieht an durch Concinnität und einfache Gediegenheit. Sehr selten nur bemerken wir falschen Schimmer oder Prunk der Rede; die edeleinfache Form scheint sich meistens von selbst anzubieten und den sinnigen Inhalt auf die anspruchloseste Weise zu begränzen, während jene ruhige Klarheit und Sicherheit vorwaltet, die ihren Zweck nicht verfehlen kann das gesammte Gemüth des Zuhörers in Anspruch zu nehmen.

Dennoch scheint der Dualismus, der sich zuweilen in M's Leben zeigt, auch zuweilen, bei näherer Ansicht, in seinen Schriften zu walten; und nicht alles ist nothwendig was die Farbe desselben trägt. Mögen wir immerhin und gewiß mit völligem Recht die Kraft seines Styls hochachten; mit dem des Tacitus sollen wir ihn, dünkt mich, nicht zusammen stellen. Bei M. ist er doch meistens von außen hergekommen und dann mit der löblichsten Sorgfalt ausgebildet; er verträgt sich größtentheils mit dem Inhalt recht wohl; aber in manchen Kapiteln, ja Büchern (z. B. bei der Darstellung des Costnitzer Conciliums, ist er ungehörig und erscheint wie ein (sonst interessanter) Riese in einer steifen Prunk-Gesellschaft, seiner selbst fast überdrüßig. Bei Tacitus ist der Styl rein natürlich, aber mit Freiheit künstlerisch ausgebildet, und stets nothwendig, wovon wir uns augenblicklich überzeugen können, wenn wir ihn uns nur einmal genau in der Schreibart des Livius denken wollen, die, so löblich sie an sich ist, hier völlig unpassend und schwach auftreten würde. Bei M. ist eine andere Wahl des Styls doch als möglich zu betrachten, denn er hat sie gewählt, und zwar nach langer löblicher Prüfung. Was er gewählt ist meistens für ihn das Beste; aber auch das Löblichst-Erworbene ist doch nicht ursprünglich genialer Eigenthum. Es wäre jedoch offenbar zu hart, Müller's Styl als eine Art von Raub anzusehn; wer so die Keule des Hercules zu schwingen weiß wie er, der ist zwar deshalb noch kein Hercules, aber selbst dieser würde sie ihm ohne Zweifel gern leihen.

Noch wichtiger dünkt uns der Mangel an tiefsinnig deutscher Philosophie, den wir bei M. rügen müssen, obwohl wir gern hinzusetzen, daß er stets gründlich zu denken bemüht war. Aber auch die Vernachlässigung der rein ab-

strakten Speculation rächet sich, besonders in Deutschland, das nun einmal so glücklich ist, einen Leibnih, Kant und Fichte gehabt zu haben, weshalb unser Maaßstab ein ganz anderer ist als bei unsern Töchtervölkern und den Romanischen Nationen.

Ueber M's Leben sagen wir nichts, da der Schriften über dasselbe genug sind, und wir seine letzten Lebensjahre lieber ganz vergessen möchten. Desto glücklicher ist es, daß wir nach seinem Tode auch mit einer sehr anziehenden Sammlung von Briefen beschenkt worden sind, die wir theils als lehrreich und bedeutsam, theils als Rührung und Mitleid erweckend auszeichnen dürfen. Ganz vorzüglich sind hier die Briefe an seinen Bruder zu nennen, die, wie es scheint, auch jetzt noch nicht genug bekannt geworden sind.

§. 126.

Georg Forster. Es ist eine nicht neue doch sehr wahre Bemerkung, an die man nur zu oft erinnert wird, daß die meisten bedeutenden Schriftsteller der Deutschen — leiblich kränklich waren und kränklich sind. Ihre Thätigkeit waltet nicht da draußen in dem freibewegten Leben, nicht in der erhebenden Frische der Berge oder der beruhigenden Kühle der Wälder, sondern in dem stillen, beengten Zimmer, das sie sich dann (und wohl mit großem Recht, wenn ihnen nichts anderes übrig bleibt) so angenehm als möglich auszuschmücken suchen. Die nächste Folge davon ist, daß man auch in ihren Schriften Stubenluft athmet, die sich dann oft mit unbehaglichem Gewicht auf die Flügel der Seele legt, deren Zartheit keinen Druck erdulden mag. Belege für diese Bemerkung anzuführen, wäre wohl sehr überflüssig, da sie sich ohnehin nur zu häufig aufdrängen; darum möge hier kein Name genannt werden.

Um so mehr aber ist es anzuerkennen, wenn uns ein deutscher Schriftsteller in vollständiger Gesundheit begegnet, und man ist schon um deswillen geneigt, ihm für jenen Vorzug manches etwa anderweitig Mangelnde zu übersehen oder zu vergeben. Ein solcher — wenigstens größtentheils — gesunder Autor ist Georg Forster, ein Mann, aus dessen Schriften man gar wol merken kann, auch ohne daß eben viel davon die Rede ist, daß er die Welt nicht bloß umschiffte, sondern auch erkannte. Wir besitzen in ihm einen unsrer ausgezeichnetsten Prosaiker, dem als Stylisten in seiner Sphäre (abgesehen von dem Inhalt seiner Schriften) nicht viel mehr fehlt als .... fleißige Leser, die sich über den Styl gern unterrichten lassen wollen. Die Anzahl der letztern war, den Zeugnissen der Litteraturgeschichte zufolge, nie größer als in der Kindheit unsrer neuen Litteratur, und hat mit dem Fortschreiten derselben abgenommen, was sich freilich nicht ohne besondre Misbilligung erzählen läßt.

Diejenigen Kritiker, welche sich nicht eher zufrieden geben können, als bis sie die sämmtlichen Autoren in die gehörigen, meist engen Fächer gebracht und gewissermaßen beigesetzt haben, kommen bei Forster in eine nicht geringe Verlegenheit, weil er sich nun einmal nicht wohl rubriciren läßt, und mit genialischer Willkühr jede ihm voreilig gesetzte Schranke überspringt.

Wäre nur das Wort: „Vermischte Wissenschaften" oder „Vielseitigkeit" durch Misbrauch nicht so ganz um seine bessere Bedeutung gekommen, so dürfte man sagen, Forster sei ein wahrhafter Virtuose in jener vielseitigen und vermischten Wissenschaftlichkeit. Da aber jener Misbrauch in der That so tief gewirkt hat, daß man, trotz aller Verwahrung, bei jenen Worten sich dennoch eine unerquickliche encyclopädistische Halbwisserei zu denken pflegt, so

ist es wohl besser, in Beziehung auf Forster an die wissenschaftliche und gemüthliche Bildung für die Gesellschaft zu erinnern. Wenn schon die wahrhaftige Humanität und lautere Liebe, ohne welche alle gesellige Cultur ein eitler Tand ist, die Furcht beseitigt, es möge auch bei jener Bestrebung einige Seichtigkeit nicht wohl zu vermeiden sein, so fällt diese Furcht doch um so mehr weg, indem wir vernehmen, was es denn sei, worauf F. am meisten dringt, und was er am innigsten rühmt: Vaterlandsliebe, allgemeine Entsagung, große Selbstverläugnung, Unabhängigkeit von leblosen Dingen, Einfalt in den Sitten, Strenge der Gesetze (S. F's kleine Schriften, Th. VI. S. 358 ff.) — wem solches Treffliche die Brust erfüllt, der möge sich unbedenklich den Fluthen des bewegtesten Lebens überlassen (falls sie ihn reizen und er dort wirken zu können glaubt) er wird nicht untersinken, er möge sich den vermischtesten Wissenschaften hingeben, und von Blüthe zu Blüthe, von Frucht zu Frucht eilen, wie könnte ihn je das Oberflächliche erfreuen? wie könnte er jemals seicht erscheinen?

Doch freilich, wer die gebahnte Heerstraße verläßt und das sichere Geländer, an dem es sich gemächlich wandelt, ist oft in Gefahr zu irren, und, weil er ein vollständiger Mensch ist, auch wol einen Irrthum mit ganzer Seele zu umfassen. Forster hat nicht selten geirrt, besonders in seinen politischen Schriften, deren Beurtheilung nicht hierher gehört. Keine halbe oder Drei-Viertel-Wahrheit, wie sie sich ihm genugsam bot, hätte ihn retten können; wohl aber die ganze, und wenn es überhaupt ein Buch geben kann, aus dem sich eine solche politisch-historische Wahrheit lernen läßt, so hätte Niemand mehr verdient sein Lehrer zu sein, als Tacitus, der tiefste unter den genial-prophetischen Historikern. In ihm hätte er befriedigende Antwort gefunden auf gar

manche Frage, die der denkende Mensch an seine Zeit richten kann, er wäre vielleicht durch ihn sich selbst gerettet worden, und hätte den Irrthum seiner spätern Jahre nicht so schwer büßen müssen. Doch eben um der tiefen Leiden willen, die ihm jener Irrthum gab, und die er so männlich bestand, lasset uns dem trefflich gesinnten Manne nicht zürnen, der alles was er wollte und that, ganz wollte und that, und sein Leben wendete an die Idee, mochte sie auch nicht die beglückende sein.

§. 127.

Forster hat ferner gar sehr geirrt, als er sich einer schimmerreichen ausländischen Philosophie anheim gab, als er von Fremden borgte, was er unendlich besser in seinem eignen starken und freien Geiste selbst hätte erzeugen können, und nur dieser letztere in seiner männlich kühnen Wehrhaftigkeit konnte ihn schützen, daß jene unweise Weisheit nicht weiter drang als bis in die Vorhöfe seines Innern, und daß sich dieses in jugendlicher und frischer Stärke erhielt. Dennoch hat er nicht hindern können, daß manches Unheil daraus hervorging, z. B. die unglücklich verkehrte Ansicht vom Christianismus, wobei indeß der Trost gelten mag, daß die Sünde der Feder nicht immer Sünde des Gemüths sei, ferner die aus jener traurigen Ansicht fließende irrige Meinung von der frühern deutschen Vergangenheit, die denn doch wol bei weitem kräftiger und besser dasteht, als die so eben vorüber gegangene bodenlos skeptische, ferner das halbe Misbehagen an manchen aus jener Zeit herstammenden, jetzt endlich als großartig gedachte und ausgeführte anerkannten Gemälden, und andern Kunstwerken, u. s. w.

Ueberhaupt ist F. ohne entschiedene Sicherheit im ästhetischen Urtheil. Nicht etwa deswegen, weil ihn keine Vollkommenheit der Darstellung mit einem Stoff ausso-

nen konnte, der sein Zartgefühl verletzte, seine Sittlichkeit beleidigte, oder seinen Geist unbefriedigt ließ, nicht deswegen, weil er stets im Künstler den großen und edeln Menschen bewundern wollte; denn alle diese Forderungen sind gar sehr rechtmäßig, oder können es wenigstens sein wenn sie sich selbst verstehen, und (wie bei F. gewiß der Fall war) auf eine Einigkeit der Gesammtkräfte im Menschen hindeuten, die durch nichts Vereinzeltes und durch keine Virtuosität im Einzelnen befriedigt werden mag, wenn wir deutlich erkannt haben, daß Schönheit ohne Sittlichkeit zu den gemüthlosen Träumen der willkührlich trotzigen Uebermodernen gehört. — Sondern deswegen ist F. ohne Sicherheit im Schönheitsurtheil, weil er in der Mitte steht zwischen reiner Natürlichkeit und künstlerischer Bildung, weil es ihm an milder und freier Hingebung an die Religion fehlte, deren Göttliches in der Erscheinung des Christenthums er nur schwach ahndete, weil sein historischer Sinn durch seine Zeit getrübt worden war, der er eine bei weitem größere Bedeutung beilegt, als ihr zukommt. (Tacitus würde manche der von F. angestaunten Menschen mit zwei bis drei einfachen oder vielleicht epigrammatischen Zeilen abgefertigt haben.) Indessen ist auch in dieser Hinsicht Forstern viel zu verzeihn und für Vieles zu danken. Er gab uns zu einer Zeit, wo niemand an Indien und Indische Poesie dachte, die Sakontala, ein köstliches tiefansprechendes Werk, zu dem man stets mit neuer Liebe zurück kehrt. — Und wie einfach gedacht, und wahr ist nicht so mancher einzelne Spruch Forsters über die nothwendigen Eigenschaften des Künstlers! — „Der Künstler (heißt es einmal in seinen „Ansichten") der nur für Bewunderung arbeitet, ist kaum noch der Bewunderung werth, ihn muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstge-

nuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eignen Werken bereitet, es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann." Wie hoch steht F. über dem bloßen Fachgelehrten, der an die Möglichkeit einer vereinzelten Wissenschaft glaubend, die alte Allegorie vom Tode im Buchstaben ewig erneuert! Denn grade die Wiedervereinigung aller im innern Wesen verknüpften und nur jetzt willkührlich getrennten Wissenschaften war ihm das herrlichste Ziel, und von diesem Gesichtspunkte aus erscheint uns das, was vorhin als „gesellige Bildung" angegeben worden ist, als das rühmlichste Ziel des Gelehrten.

Es ist nicht schwer, unter der Fülle von Gedanken, die dieser reiche, aber stets — vermissende, nicht glückliche Geist mittheilte, gar viele, vielleicht die Hälfte, als unhaltbar zu zeigen; aber abgerechnet, daß auch seine Irrthümer oft wichtig und lehrreich sind, bleibt ihm noch genug was eine tüchtige Dauer beurkundet, weil es überhaupt vom Geist geboren und folglich Geist ist.

(Vergl. Charakteristiken und Kritiken Th. I. S. 88. bis 131, woraus hier manches benutzt; anderes aber, als irrig scheinend, in sein Gegentheil versetzt worden ist. Man darf überhaupt wol annehmen, daß der sehr geistreiche Verfasser jenes Aufsatzes, jetzt schon ganz anders über F. denken werde, als im Jahr 1796, wo er seine Bemerkungen über ihn zum erstenmale mittheilte.)

§. 128.

Karl Philipp Moritz, geb. 1757. gest. 1793.

Ueber seine in mannigfacher Beziehung höchst armselig verlebte Knabenzeit hat er uns selbst in dem eben so abste-

ßenden als anziehenden Anton Reiser hinlängliche Auskunft gegeben; und eine gewisse Zerknicktheit, bei welcher manche Momente des Uebermuths sehr wohl bestehen können, ist ihm fast immer geblieben. Im Besitz vorzüglicher Anlagen, die ihm besonders zu dem leichten Auffassen der äußern Umrisse der Kunst (weit weniger der Wissenschaft) behülflich waren, und bei der Gabe das rasch Erlernte in einem angenehmen Vortrage wiederzugeben, hat dieser Schriftsteller dennoch nur wenig wahrhaft Bedeutendes und Bleibendes geleistet; weil es ihm an jener höhern wissenschaftlichen Anstrengung, so wie nicht minder an jenem tiefern philosophischen und religiösen Geiste fehlte, der allein das Feste und Unwandelbare ergreifen läßt.

Moritz war Grammatiker, Rhetor, Romanen- und Liederdichter, Verfasser von Predigten, Kritiker, Reisebeschreiber, Antiquar, Kinderschriftsteller u. s. w., aber fast alles nur halb, und so giebt er den Beleg für die alte Wahrheit, daß wohl ächtes Genie die Anschauung und das Vermögen zu urtheilen stärkt und nährt; hingegen ein leichtes, wenn auch an sich schätzbares, doch isolirtes Talent nur den Verstand schmückt, oft aber auch schwächt. Das Vorzüglichste unter dem was M. geleistet, läßt sich nicht in einem einzelnen Werke finden, sondern in zerstreuten Andeutungen, z. B. über das Wesen der Schönheit und des Styls. Was den letztern betriffe, so haben sowohl seine Vorträge über denselben, als auch seine eigne Darstellung selbst unbezweifelte Verdienste, und er gehört mit zu den wenigen seiner Zeit, die sich nie von falschem Schimmer und hochtönender Wortfülle bestechen ließen, sondern die Schönheit des Styls lediglich in der ruhigen Klarheit und innigen Lebendigkeit suchten. Als Kritiker aber fehlt ihm auch hier die nöthige Ruhe, und aus Liebe für Goethe's Styl im Werther,

wird er bitter feindlich gegen Schillers — allerdings mancher gerechten Rüge unterworfne — frühere Darstellungsweise, in der er fast nur geschmacklose Uebertreibung findet. Hätte er jedoch seine ganze Kraft zusammen genommen, um Redner und Darsteller zu werden, so würde er in der — freilich nicht großen — Sphäre des von ihm erkannten vielleicht musterhaft geworden sein. So aber ist alles nur isolirt-fragmentarisch geblieben, und man muß die genügenden Stellen oft mühsam in seinen Reisen nach England und Italien, Anton Reiser, Andreas Hartknopf u. s. w. zusammen suchen.

Der Nekrolog vom Jahre 1793 giebt eine sehr ausführliche Darstellung des Lebens und Wirkens dieses Mannes; doch ist dasselbe leider mit engem Geiste aufgefaßt und in ein falsches Licht gestellt. Nach diesem sehr ungeeigneten, aber überaus ungenirten Darsteller sollen Moritzens sämmtliche Seelenkräfte mit Ausnahme der Phantasie sehr gering gewesen sein, während gerade die Phantasie bei ihm nur reproducirend war, und fast nie selbstschöpferisch erschienen ist. Sein Unglück war eben eine reiche Ausstattung mit Talenten bei dem Mangel an Kraft sie auch nur theilweise auszubilden und zu vertiefen. Durch Unglück und Selbstverschuldung geschwächt, konnte er keine Wissenschaft gründlich erfassen, doch im Vertrauen auf seine Anlagen wagte er mit ihr und der Kunst zu spielen, und wie ein solches Unternehmen an dem Unternehmer selbst sich räche, das lehrt die Literaturhistorie aller Völker durch eine nur zu große Menge von Beispielen.

§. 129.

Adolph, Franz, Friedrich, Ludwig, Freiherr von Knigge (geb. 1752, gest. 1796.) Dieser auch heut zu Tage noch

unvergeſſene Schriftſteller beſchenkte die Deutſchen mit mehreren Romanen, in welchen, wie häufig verſichert worden iſt, eine Fülle von Witz und Menſchenkenntniß waltete. Ja als er endlich gar die „Reiſe nach Braunſchweig“ lieferte, erfreute der „Amtmann Waumann,“ beſonders auf der Redoute, faſt ſämmtliche Mitglieder der Leihbibliotheken. Gewiß nicht ganz mit Unrecht, denn in einzelnen Parthien des Buchs herrſcht wirklich ein tüchtig derber Witz, der es doppelt bedauern läſſt, daß der Geiſt des Ganzen ein nicht poetiſcher, ja der Poeſie widerſtrebender iſt. — Als Hauptwerk Knigge's hat aber faſt immer die ſehr ausführliche Schrift „über den Umgang mit Menſchen“ gegolten, welche in frühern Zeiten für einen Sammelplatz des Scharfſinnes und der pſychologiſchen Genauigkeit gehalten wurde. Ich kann meine Meinung von dieſem Buche nicht beſſer ausſprechen, als ſie bereits in meinem Roman Otto (Bremen 1810. S. 170.) mitgetheilt worden iſt: „Der Verfaſſer hat die Menſchen ſo leicht überſehbar rangirt, daß es nun eine recht bequeme Sache iſt, mit ihnen umzugehen. Wie ein guter Gärtner die Kartoffeln von den Rüben und die Bohnen von dem Spargel ſondert, ſo hat jener Autor es mit den Menſchen gemacht, und es iſt wirklich mit einigem Vergnügen verbunden, zwiſchen dieſen Menſchenbeeten herumzugehen und zu wiſſen wie man mit ihnen daran iſt. Nur dürfte es nicht ohne ſpaßhaften Zank ablaufen, wenn einmal zwei junge Menſchen, entſchloſſen mit einander umzugehn, ſich beide zugleich aus jenem Buche inſtruirten, und wechſelſeitig ſich in die Karte ſehend, gleiche Luſt in ſich fühlten, ihre Menſchenkenntniß an einander zu verſuchen und zu vergrößern.“

— Die Lebensklugheit welche in den meiſten Lehrbüchern im Allgemeinen gelehrt wird, iſt nicht viel mehr als eine von der Oberfläche geſchöpfte Anweiſung, wie man mit

gemeiner Macht durch die Welt kommen kann, es sei nun durch Drängen, Winden, Schleichen oder Trippeln. Von einer Lebenswissenschaft, die, in Verbindung mit reiner Lebenskunst, allein zum Frieden führt, ist hier nicht die Rede, und was von höher Lebensklugheit, die leider nicht selten Lebenslist und Lebenspfiffigkeit wird, an den Tag kommt, ist längst in manchen französischen Romanen und Memoiren besser zu lesen, ohne daß wir uns versucht fühlten die Franzosen um jene Schriften zu beneiden. Mehr Verstand findet sich freilich in dem Knigge'schen Buch, das die Menschen kennen lehren soll, doch fehlt auch hier das ächte, leitende Prinzip; und — daß man ohne selbst ein tüchtiger Mensch zu sein, ohne Menschenliebe und geselligen Geist, ohne religiöse Tiefe und Ironie, ohne das Talent zu sehen, gar nicht vermöge Menschen kennen zu lernen; hätte wohl vor allen Dingen eingeschärft werden sollen.

§ 130.

Anton Wall (Heyne). Im Anfange der achtziger Jahre, einer an Laune nicht eben reichen Zeit, gab er einige Schriften, deren man sich gar wohl erfreuen muß, da sie fast durchgängig den Charakter des Angenehmen tragen und zwar so entschieden, daß der Aesthetiker ganz gelassen auf manche frühere Schriften dieses Dichters hinzeigen dürfte, sagend dort sei es vorhanden. In dieser Hinsicht stehen seine „Bagatellen," an denen jedoch der ausländische Titel und ein wenig ausländischer Faunensinn getadelt werden muß, noch leidlich frisch und munter da. Aber fast unbedingt rühmen darf und soll man die beiden Lustspiele: „Die beiden Billets" und „der Stammbaum," freundliche Diminutiv-Dramen, die sich in der That mit stehenden Lettern geschrieben haben. Dieser Vater Märten, dieser Görge, dieses Röschen, dieser überaus ergötzliche Barbier Schnaps sind

Personen, die im Lustspiel nicht leicht zu häufig wieder kehren können. Wie ist unter den beiden Liebenden alles so lieb und gut, so naiv kräftig und traulich, wie offen die Ironie, daß Göge in Hinsicht des praktischen Verstandes tief unter Röschen steht, wie angenehm die bequeme und gutmüthige Vornirtheit des Alten, wie alles so wahrhaft deutsch idyllisch. Und nun vollends, da der Wolf diesem idyllischen Gemälde nicht fehlen durfte; welch ein witziger, spaßhafter, und bei aller Spaßhaftigkeit doch so bedenklicher Wolf tritt hier in der Person des Schnaps auf! Man möchte wünschen, daß geistreiche Lustspieldichter diese beiden Lustspiele in langer Reihe fortsetzten, so wie unser Goethe durch seinen „Bürgergeneral" den ersten erfreulichen Anfang damit gemacht hat.

Aber welches unselige Schicksal, das hier nicht enthüllt werden kann, waltete über dem Verfasser so heiterer Schriften! Er verfiel in eine dunkle Schweigsamkeit, die fast zwölf Jahre dauerte. Schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben, daß sich der kranke Kranke jemals wieder dem deutschen Publikum nähern würde, als plötzlich, im Jahre 1799, Amathonte, ein persisches Mährchen, von ihm erzählt, von neuem die noch ergötzbaren Deutschen um ihn versammelte. Es hätte bei weitem weniger der Erwartung entsprechen können und man würde ihm dennoch gern zugehört haben, schon um deswillen, weil er doch endlich einmal wieder Lust bekommen hatte zu erzählen. Aber es zeigte auch in der That einiges von der alten guten Laune, und das „Lamm unter den Wölfen," das gleich darauf folgte, wußte sich nicht minder ergötzlich zu machen. Doch nun war es auch mit der Freude vorbei, denn, „Adelheid und Amar" „Korane" und „Murad" trugen fast nur seinen Namen auf dem Titelblatt, und brachten gar wenig mit von dem,

was man einst an ihm geliebt hatte. Besonders war es betrübt zu bemerken, daß der sonst so harmlose Schriftsteller, sich jetzt oftmals mit der Polemik gegen das befaßte, was man so eben „die neuere Aesthetik" nannte, welche Bemühung nothwendig sehr unglücklich und breit ausfallen mußte, da er von dem, was er angriff, vielleicht nur vom Hörensagen etwas wußte, und die ganze Sache ihn gar nicht sonderlich anging. Es scheint überhaupt, als sei ihm jene unergötzliche Polemik nur von außen hergekommen, und etwa durch einige irritirte mittelmäßige Schriftsteller, die gern seinen geachteten Namen für und bei sich haben wollten, aufgedrungen oder aufgeschwatzt worden, wobei man vielleicht ein nicht schweres Spiel hatte, da er wol schwerlich das Talent besaß, ein entschiedenes Nein auszusprechen.

Wie dem auch sein mag; gern hätte man ihm jene leblosen Bücher vergeben, und gewiß hätte seine bessere Natur sich bald von jener gehaltlosen Bemühung losgesagt, doch fiel er, öffentlichen Nachrichten zufolge, bald nachher leider von neuem in jenen frühern Zustand zurück, was nur zu glaublich ist, da wir seit dem Jahre 1801 kein neues Werk von ihm erhalten haben. Seitdem ward alles wieder still von ihm, so still, daß auch nicht ein einziges Wort zu vernehmen war, aus dem die entferntern Deutschen einige Beruhigung über seine Lage hätten schöpfen können, bis wir endlich 1821 die Nachricht von seinem sanften Tode erhielten.

Lasset uns bei der hier nothwendigen Erinnerung auch an einige seiner verfehlten Schriften nicht vergessen, was er einst, von Gesundheit und Jugend begünstigt, geleistet hat und nicht für unbedeutend und unscheinbar halten, was so harmlos und fröhlich ist.

§. 131.

Lasset uns zu zwei größeren, ja unvergleichbar größeren Schriftstellern übergehen, die in sich selbst ruhend und gesichert, für alle Zeit erfreulich erscheinen.

Friedrich Heinrich Jacobi (geb. 1743, gest. 1819.). Da es sehr schwer ist, in der Darstellung der Verdienste eines Mannes, den man ganz besonders liebt und dessen man fast täglich mit Innigkeit gedenkt, sich selbst zu genügen, wenn man dabei — wegen des beschränkten Raumes einer Literaturgeschichte — doch nicht alles über ihn würde sagen können was man gern sagen möchte, so scheint es am zweckmäßigsten, über ihn gerade nur das Allernöthwendigste zu sagen; oder, wenn man lieber will, nur das von neuem anregende.

Unter allem literarischen Unglück und unter allen literarischen Sünden, ist vielleicht keines und keine größer, als das Nicht-heilig-genug-halten der Schriftstellerei von Seiten der Schriftsteller selbst. Daraus geht natürlich hervor der Mangel an edlem Stolz, der dann wieder den Mangel an edler Demuth verursacht u. s. w. Das Verhältniß der Schriftsteller zu den Lesern ist dadurch nicht selten ganz verkehrt worden, denn da die Autoren größtentheils darthaten, daß sie ihre eigene Thätigkeit keinesweges für heilig oder auch nur für besonders wichtig hielten, so glaubten auch die Leser nicht mehr nöthig zu haben, sich zu einer beträchtlichen Andacht und Hochachtung für die gelesenen und noch zu lesenden hinauf zu schrauben. Es ward ein cordiales, ungenirtes Verhältniß auf Du und Du, das, wenn der Leser darnach ist, etwas recht Angenehmes haben kann; wie sich aber einmal die Zeit gestaltet hat, nicht eben süße Früchte trägt. Ohne Zweifel haben die Schriftsteller die erste Schuld; doch, wie sich von selbst versteht, — nicht alle, und zu

die,

diesen zum Glück nie aussterbenden Ausnahmen gehört auch auf die rühmlichste Weise Jacobi. Man darf von ihm sagen, daß er nie auch nur ein Blatt geschrieben, ohne vorher völlig gesammelt zu sein, ohne sich im Besitz seiner ganzen Wesenheit zu fühlen, und in der Harmonie seines Innern. — Was er vermochte, hat er wirklich geleistet: das ist nur ein kleines Wort; von wie vielen aber dürfen wir es sagen?

Zweitens. Um selbst etwas zu sein, ist das erste Requisit die freie liebende Anerkennung des andern, der eben, indem wir ihn also anerkennen, der unsrige wird und mit zu uns gehört. Wenige Schriftsteller haben so eifrig und unablässig nach der Gerechtigkeit, Billigkeit und Milde gestrebt wie er. — Um ein guter Redner und Schriftsteller zu werden, ist billig, daß man auch ein guter Hörer und Leser sei; ja wir sollen wenn wir die ersten Aemter bekleiden, die letzteren stets zu gleicher Zeit verwalten, und, wie sich abermals von selbst versteht, das wichtige „Prüfet alles und das Gute behaltet" nimmer vergessen. Jacobi hatte sich fast vierzig Lebensjahre als Leser und Sprecher, Hörer und Briefschreiber genügt, und den heiligen „Druck," den Verbreiter des Gedankens über allen Raum und die Zeit hin, vielleicht sogar gescheuet, bis er endlich mit der aus wenigen Blättern bestehenden Schrift „Etwas das Lessing gesagt hat" hervortrat. Da er nun einmal die Hand an den Pflug gelegt, so durfte er ihn nicht wieder loslassen, und im edlen Kampfe um und für Lessing, den er nebst Hamann, Herder und Goethe doch wohl unter allen Mitlebenden am besten verstanden hatte, ward er endlich zu einem vollständigen Schriftsteller.

§. 132.

Wir wollen mit diesem Lobe keineswegs gesagt haben,

als sei es für alle Schriftsteller wohlgethan, bis zum acht und dreißigsten oder vierzigsten Lebensjahre mit dem Drucken lassen zu warten, da, wie im Reich der Natur so im Leben, die höchste und schönste Mannigfaltigkeit waltet und walten soll. Abgerechnet aber, daß die Warnung „hetze Dich nicht in schlimmer Zeit" nie genug einzuschärfen ist, die freilich jede Lebensperiode treffen kann, müssen wir klagen, daß so manche talentvolle Deutsche, in der Jugend löblich kühn, mitunter auch wohl ein wenig brausend auftretend, nach ein paar Jahren schon, wo sie billig noch viel besser schreiben sollten, ermüden, die ganze Sache — gut sein lassen, und fast wie der Rauch im Winde gar bald unsichtbar werden. — Wie anders einst! Wann schrieb Cervantes seinen Don Quixote, wann Shakspear den Romeo? im männlichen Alter. Wie anders hie und da zum Glück auch noch! Wann schrieb z. B. Goethe den tragischsten Roman „die Wahlverwandschaften? dem Greisenalter nahe. Fangt deshalb in Gottesnamen im — funfzehnten Jahre an, wenn euch der Geist treibt; aber vergesst nicht, euch späterhin, wo möglich, von Jahr zu Jahr zu übertreffen.

Drittens. Es giebt bekanntlich in dem Kranze der dem Menschen erreichbaren Tugenden eine, die wir mit dem kleinen wohlklingenden Worte „Treue" bezeichnen. Sie ist im Leben wie in der Schriftstellerei der Beweis der Aechtheit, und gäbe es Grade in der Nothwendigkeit, so möchte sie wol einen der höchsten einnehmen. Was wir einmal erkannt haben mit Sicherheit und Klarheit, sollen wir uns nicht nehmen lassen, und wenn auch eine halbe Welt dagegen redete, oder, nach Gelegenheit, witzelte. Wir sollen uns nicht irre machen lassen, wenn unsere Liebe und Treue für das deutlich eingesehene Gute, Wahre und Schöne, in der Welt, —

was man so obenhin die Welt nennt — für einen Irrthum erklärt wird, u. s. w. Auch ist dieses Verhältniß gegen eine feindliche Welthälfte für den starken Mann nicht eben sehr schwer zu ertragen, denn der ächten Liebe und Treue kommt gewöhnlich eine ächt behagliche Lebensironie mit Schild und Schwerdt und Pfeil und Bogen gern zu Hülfe. Bei weitem schwerer aber ist es, auch dann noch in gelassener Treue und edler Haltung zu verbleiben, wenn es mit der Mehrheit schon dahin gekommen ist, daß sie das Vortreffliche gänzlich ignorirt und nicht einmal historisch wahrnimmt. Jacobi würde schon ein vortrefflicher Schriftsteller genannt zu werden verdienen, wenn er auch nur, wie er wirklich gethan, den selbstgenügsamen Hochmuth der Philosophie, wie sie sich so häufig in Deutschland gebehrdete, niedergeschlagen, und ihre nothwendigen Gränzen bezeichnet hätte. Dazu war ohne Zweifel das ausgezeichnetste philosophische Talent und die größte Kenntniß aller Philosophien nöthig, damit einmal sonnenhell werde, was sie leisten könne und was nicht. Da er nun ferner im Sinn Luthers, der ja bekanntlich die entscheidenden Worte geschrieben: „Alle Dinge stehen im Glauben, die wir weder sehen noch begreifen können. Wer dieselben will sichtbar, scheinlich und begreiflich machen, der hat Herzeleid zum Lohne. Der Herr mehre Euch und Anderen den Glauben" — da er, sage ich, in diesem Geiste fortfuhr, so hätte man glauben sollen, ihm müsse wohl viel Liebe und Freude auf seiner schriftstellerischen Laufbahn begegnet sein; dem war aber mit nichten also. Anfangs hatte man sehr gescholten und mit Bequemlichkeit viel von Mystik und Schwärmerei gesprochen, doch fanden sich auch einige noch pfiffigere Leute, welche geradezu erklärten, es könne alles was J. der doch sonst leidlich vernünftig sei, über den Glauben gesagt, gar nicht dessen

Ernst sein, so wie ja denn überhaupt die ganze Sache durch die neue Aufklärung hinreichend abgemacht sei. Begreiflich ist dieses Nichtverstehen-können gar wohl, und wir dürfen uns dabei nur an die oben im Abschnitt über Hamann angeführten Worte aus dessen „Apologie des Buchstabens H." erinnern. Späterhin hörte man auf zu schelten, vergaß aber Jacobi fast ganz. Nur Wenige erkannten ihn damals; wie wenige, davon giebt unter andern Jean Paul Nachricht, der im ersten Bande seiner unsichtbaren Loge (die er etwa um das Jahr 91 und 92 schrieb) „Jacobische Gedanken" nennend, folgende Anmerkung für nöthig hielt, die auch schon des kurzen guten Urtheils wegen hier mitgetheilt werden möge: „Friederich Jacobi in Düsseldorf. Wer in seinem Woldemar — das Beste was noch über und gegen die Encyklopädie geschrieben worden — oder seinem Allwill — wodurch er die Stürme des Gefühls mit dem Sonnenschein der Principien ausgleichet — oder seinem Spinoza und Hume — das Beste, womit die Kantische Philosophie zu rechtfertigen und zu ertragen ist — nichts bewundert als die zu große Gedrungenheit (die Wirkung der ältesten Bekanntschaft mit allen Systemen) oder den Tiefsinn oder die Phantasie oder gewisse Züge, die gewisse seltenere Menschen haben: der versäumt noch etwas größeres zu bewundern — die Kälte womit das deutsche Publikum alle Werke schätzt, die man mehr als einmal lesen muß. (S. das angeführte Werk, Th. I. S. 234. f., nach der ersten Auflage vom Jahre 1793.)

§. 133.

Wäre dieses letzte Urtheil im ganzen Umfang gegründet, so dürfte man auch sagen, das Publikum lese überhaupt nur das Nichtlesenswerthe, denn wer würde in

Abrede stellen, daß ein Buch welches nicht werth wäre zum zweitenmale gelesen zu werden, auch nicht Einmal gelesen werden sollte. Wir wollen deshalb wie billig ein solches Wort nicht zu — wörtlich nehmen, sondern uns lieber (mit Kent im Lear) erinnern, daß der Zorn, besonders der edle für einen dritten, seine „Vorrechte" habe. In jedem Falle ist es jetzt auch in Beziehung auf Jacobi besser geworden, besonders seitdem Schlegel und Fichte den großen Werth des Mannes zur Sprache gebracht haben. Anfangs freilich (1796) machte es sich Friedrich Schlegel in der Recension des Woldemar ein wenig bequem, und übte dabei mitunter einen Witz, der, an sich nicht ganz übel, bei dieser Gelegenheit unstatthaft war; allein gerade diese Scherze gefielen manchen am besten, und erschienen 1812 und späterhin alle von neuem und zwar in den Schriften mancher berühmten Autoren, welche gegen Jacobi's Werk „von den göttlichen Dingen und deren Offenbarung" gerichtet waren. Ein wenig Witz, dachte man mit Recht, ziere den ganzen Menschen, und da die eigene Kasse fast erschöpft war, so borgte man; hätte aber freilich nicht vergessen sollen, den Humor-Verleiher zu nennen. Das seltsamste dabei war, daß gerade um diese Zeit F. Schlegel in einer Beurtheilung der genannten Schrift, obwohl in sehr wichtigen Ansichten von Jacobi verschieden, seine innige Verehrung und Liebe für den Mann unumwunden aussprach.

Ich selbst glaube für jetzt am kürzesten zum Ziele zu gelangen, wenn ich in Beziehung auf die Hauptpunkte in den Jacobischen Schriften — Matthias Claudius als den besten Erklärer und hie und da Berichtiger nenne. — Sodann mag es gar wohl verstattet sein, diejenigen unter meinen lieben Mitschriftstellern, welche etwa bisher versäumt haben sollten, Jacobi's Styl mit gebührender Genauig-

keit zu betrachten, auf denselben, der ein ganz absonderlich stattlicher ist, von neuem aufmerksam zu machen. Daß hier nicht von Nachahmenwollen die Rede sei, bedarf wohl kaum des Zusatzes, indem ich ja stets vor aller Nachahmung redlich gewarnt, und — mit besserm Rechte als Cato auf die Zerstörung Karthago's dringend — alle meine bescheidenen Reden mit dem Wunsch der gänzlichen Ausrottung des deutschen Nachahmungstriebes schließen möchte. Aber lernen, recht Tüchtiges lernen kann man durch das genaue Studium des Jacobischen Styls; und dieses unermüdliche Lernenwollen steht dem Deutschen gar wohl an.

Endlich wollen wir noch bemerken, was ohnehin schon eine alte Klage ist, daß selbst manche sehr treffliche deutsche Denker ein wenig unbeholfen auftreten, wenn sie ihre philosophischen Ansichten in dialogischer Form geben. An dieser Klippe ist — um nur Ein Beispiel zu geben — selbst der mit einer Fülle von Scharfsinn und den reichsten Kenntnissen ausgestattete Solger fast gescheitert; wenigstens muß ich mir immer erst seine gehaltvollen Schriften in einen einfachen Einzel-Vortrag übersetzen, um sie ganz zu genießen. Sollte dies auch bei Jacobi der Fall sein? Meines Erachtens nicht, denn hier ist wahrhaft lebendiger Dialog. Das vielberühmte, mit Lessing wirklich gehaltene Gespräch hat wenigstens eine mimische Beweglichkeit und Raschheit, von der wir wohl schwerlich viele Beispiele in unserm Schriftwesen finden möchten.

§. 134.

Jean Paul Friedrich Richter, geb. 1763.

Zuvörderst möchte ich hier, und mit noch erhöheter Wärme wiederholen, was zu Anfang des Abschnittes über Jacobi ausgesprochen wurde, sodann hindeuten auf Eini-

ges was ich früher über Richter oder einzelne seiner Werke geschrieben habe, (z. B. die Recension des Titan, und der Flegeljahre in der „Latona") endlich auf alle die Punkte, welche in den „Umrissen" und in gegenwärtiger Schrift sich auf ihn beziehen, um mich zu rechtfertigen über die Kürze mit der hier wird über ihn gesprochen werden. Es möge in Beziehung auf ihn das Publikum und die Kritik hauptsächlich nur angeregt werden. Das ist freilich längst geschehen; aber — sollte es auch befremdend klingen — sehr viel ist bis jetzt nicht dabei heraus gekommen. Meint ihr etwa, es genüge zu sagen, Jean Paul sei ein vortrefflicher Kopf, seine Phantasie leuchte in den buntesten Farben, als Humorist habe er Meisterliches geleistet? Andere unterbrechen euch, und rufen, mit dem Jean Paul'schen Humor könnten sie sich nicht vertragen; der sei bei Swift und Yorik viel besser (im Herzen lieben die meisten den eben so wenig); Andere erzählen, sie erinnerten sich noch recht gut, wie sie einst in ihrer Jugend bei der unsichtbaren Loge und dem Hesperus süße Thränen geweint, wie anmuthig die Naturschilderungen seien, und wie rührend die Sterbescenen. Um das innere Wesen und die Organisation jener trefflichen Werke haben sie sich aber nie sonderlich bekümmert, setzen auch wohl, kecker werdend, hinzu, dessen bedürfe es nicht, das sei ja eben Jean Pauls schwache Seite. Ja es giebt einige, die geradezu erklären, (denn das Klügste wie das Thörichtste auszusprechen, kostet ja doch nur — Athem) zum Blättern sei er gut genug, zum Lesen kaum, zum Studieren durchaus nicht. Die Meisten glauben, seitdem sie den Hesperus gelesen, der ihnen mit Recht sehr wohl gefallen, seien sie mit Jean Paul fertig; Siebenkäs hat freilich wohl noch manche treffliche Freunde gefunden; wie wenige aber kennen den trefflichsten der Richter-

schen Romane „Titan," dieses wahre Blüthen- und Fruchtwerk, diesen Titan-Hesperus, und Hesperus-Titan, oder (falls ihr die zweite Sylbe des Titels der Aufschrift betonen wollt,) diesen zur völligen Klarheit gelangten genialen Titan. Selbst den überaus ergötzlich leichten, d. h. seine tiefe Sinnigkeit überall anmuthig umhüllenden Roman mit dem überderben Titel „Flegeljahre" hat man fast unbegreiflicher Weise nur selten in das Auge gefasst. „Fibels" Existenz wissen gleichfalls nur wenige, und wenn diese dann die Antrittsprogramme im Morgenblatt, und die Fragmente in den Almanachen, in die J. P. zuweilen einige Blüthen hineinschneien lässt, obenhin betrachtet und gelobt haben, so meinen sie, es sei genug, und er schreibe auch wohl sonst nichts weiter.

§. 135.

Die höchst bedeutende zweite Auflage des Siebenkäs (in der z. B. gleich Anfangs das Bild Lenettens bei weitem deutlicher und anmuthiger vor uns tritt) hat noch, so viel ich weiß, niemand öffentlich mit der ersten Auflage verglichen. Aber freilich, da wir ja durchaus wissen müssen, was in Altona und Triest, Memel und Saarbrück über die Bühnenbretter gegangen ist, welches sich auch gut lesen ließe, wäre es nur nicht meistens so geistarm vorgetragen, da wir ferner nicht ruhig schlafen könnten, wenn wir die Anzeigen von hundert funfzig Almanachen und für etwa 6 Wochen berechneten Romanen vermisseten, so ist nicht immer Raum vorhanden zur Beurtheilung klassischer Werke *). Mögen sich die behelfen.

*) Daß wir auch einige größtentheils löbliche und verdienstliche Unterhaltungsblätter und Zeitungen haben, kann Niemand bezweifeln; bei der enormen Vielseitigkeit und Buntheit aber, nach der andere streben, ist es auffallend, daß man nicht noch —

Wichtig ist die Geschichte der Kritik der Richterschen Werke. Anfangs: Todtenstille, fast zwölf Jahre. Dann zwei gutmüthige Recensionen in der A. L. Z.; voll Lob für einzelnes Ernste, Sanfte und Innige; dann leichtsinniger Tadel dieses Ernsten und sogenannt Sentimentalen, doch mit eindringlich fröhlicher Hervorhebung des herrlichen Humors (im Athenäum). Der Dichter hat ferner das große Unglück gehabt, einmal in die Mode zu kommen, dann wieder aus ihr heraus, wieder hinein, und abermals heraus, bis er endlich die höchste Feuerprobe bestanden, und über alle Mode weg gehoben worden ist. So könnte nun füglich das fröhlichste und unbefangenste Studium seiner Schriften erst recht beginnen. Was ließe sich hier alles noch lernen und welcher Genuß stände bevor! Es ist die Welt, die er vor uns ausbreitet, und wie könnten wir hier kritisch zusammen stellen! Zuvörderst die Ideen, welche wie Städten seine Werke tragen, — die lebendige Natur in den verschiedenartigsten Darstellungen, — die Decorationen — (hiebei ein Extrablatt „Jean Paul'sche Geographie"). — Die Personen: hier finden wir fast alle Stände: Fürsten und

---

viel weiter geht. Warum erzählt man uns nicht, daß der muntere Gürge auf der letzten Kirmes als der anmuthigste Tänzer geglänzt; leider aber auch am meisten getrunken habe, woraus abermals hervor gehe, daß das Aesthetische nicht immer mit dem Moralischen Hand in Hand wandle. Daß der Schulmeister in Grünau neulich beim Orgelspiel falsche Töne hervorgebracht, ist dem Manne frei hingegangen, denn die Bauern haben es nicht bemerkt und keine Zeitung hat ihn gestraft. So wartet im Gegentheil noch die große Virtuosität des Amtmanns X. im Kegelspiel auf den gebührenden Ruhmeskranz, und das zu feine Tuch zum Ornat des Predigers Y. auf ein Warnungszeichen, denn, obwohl man nicht richten will, bleibt die Sache in unsern knappen Zeiten (auch Knappenzeiten giebt es) doch einigermaßen bedenklich.

Fürstinnen, Minister und Ministerinnen, Generale und deren Töchter, Officiere, Geistliche, (in großer Anzahl. — Welch eine Stufenfolge selbst nur von Spener im Titan bis zum Kirchenrath Glanz und Frühprediger Flachs in den Flegeljahren!) Dichter, Musiker, Maler, Aerzte, Juristen, Bibliothekare, Gerichtsschreiber, Schulmeister, Bauern, Bettler u. s. w. u. s. w. Wo findet sich in den Englischen Romanen ein solcher Reichthum? und ist nicht dieser Jean Paulsche Reichthum, weit entfernt ein bloß materieller zu sein, ein wahrhaft lebendiger, geistiger, sich stets neu erzeugender? — Ist nicht endlich, um dem Wesen der Poesie selbst näher zu treten, der ächte dynamische Verein von Begeisterung und Ironie, ohne welchen es überhaupt keine Dichtkunst giebt, in manchen seiner reiferen Werke wirklich vorhanden? — Sollte nicht endlich auch noch die Schätzung seiner wissenschaftlichen Werke, der Aesthetik und Erziehungslehre ein frischeres Leben gewinnen dürfen? oder sollte sie nicht vielmehr bei Vielen erst noch recht angehen müssen? Sollten wir nicht ferner zum Behuf einer Theorie des komischen Styls die sämmtlichen Jean Paulschen Werke als Hauptbücher zu betrachten haben? oder sind wir es noch immer nicht satt geworden, von seiner seltsam krausen, bunten Darstellungsweise in's Gelag hinein zu reden? Ich meine, es sei wohl Zeit, sich auch in dieser Hinsicht zu dem Bessern zu entschließen.

Doch ich wollte ja nur durch einige Andeutungen anregen, und so sei es für dieses mal genug.

§. 136.

Helfreich Peter Sturz (geb. 1747, gest. 1779.) Seine Schriften, welche im Jahre 1786 in zwei Sammlungen erschienen sind, verdienen zur Hälfte etwa, die Vergessen-

heit nicht, worein sie bei der Mehrheit des heutigen Publikums, das meistens nur nach dem Neuen und Naheliegenden greift, gesunken zu sein scheinen, denn wenn wir auch unumwunden erklären müssen, daß es ihm an Geistestiefe und Gemüthsinnigkeit fehlt, so darf uns dies doch nicht abhalten, ihn von Seiten der Form zu den ausgezeichneten Prosaikern seiner Zeit zu rechnen. Sein Styl ist leicht fließend, kunstlos und gewandt, welches sich am klarsten zeigt, da der Inhalt mancher seiner Aufsätze, z. B. seiner Briefe aus England und Frankreich, nothwendig größtentheils veraltet sein muß, weil sie bereits im Jahre 1768 verfaßt wurden und die geistige Physiognomie der Bewohner jener Länder seitdem so oft gewechselt hat; dennoch wird man jene Briefe der lebendigen Darstellung wegen auch jetzt noch mit nicht geringem Interesse lesen. Am anziehendsten erscheint seine Schreibart in den kurzen Charakteristiken, z. B. Garrik's, Pitt's, Klopstock's, J. J. Rousseau's, und Samuel Forte's in denen manches auch historisch wichtig genug ist, um auch jetzt noch anzuziehen, während freilich der Leser in steter Thätigkeit (des Sichtens, Ablehnens u. s. w.) erhalten wird, denn schwerlich wird er öfter als zur Hälfte, hie und da auch wol gar nicht beistimmen können. — Der Verf. selbst sagt mit großer Bescheidenheit in der Vorrede zu seinen Schriften (vom Jahr 1779): „Es sind Kleinigkeiten, hingeworfen in Erhohlungsstunden von ernsthafteren Geschäften, und sie mögen ihren Tag mitflattern unter den Ephemeren dieser Zeit."

Unter Sturzens Gedichten, deren sich nur vier finden, zeigt das letzte: „Die Königswahl" von nicht geringen Anlagen für die versificirte epigrammatische Erzählung, und läßt am meisten bedauern, daß er diese Gattung nicht fleißiger angebaut hat. Der kurze Schluß jener Erzählung

möge auch hier einen Platz finden, da er allerdings mit manchem goldnen Spruche des Pythagoras wetteifern darf:

Jüngling, soll dich Ruhmes Lorbeer schmücken,
Folg dem Weisen den kein Tadel schreckt,
Und dem Pöbel kehre stolz den Rücken.

§. 137.

Ludwig Heinrich von Nicolay. (geb. 1737.)

Wir wissen alle, daß es in Deutschland Berühmtheiten für Jahre, ja sogar für Monate giebt, an denen jedoch das Publikum während dieser Zeit feurigen Antheil nimmt; aber es finden sich auch Berühmtheiten, die bloß von Recensenten und guten Freunden künstlich gemacht worden sind, und zu denen das Publikum weder ja noch nein, sondern ohne sich zu kümmern, gar nichts sagt. Eine solche künstliche Celebrität hatte Nicolay. Man wußte daß dieser Mann sehr wichtige Staatsämter bekleidet, daß er seit 1770 in Petersburg zuerst als Bibliothekar, dann als Staatsrath, Chef und Director der Academie der Wissenschaften, und Geheimerath gelebt und gewirkt, dann aber sich zurückgezogen habe auf sein Finnisches Landgut, dessen Grundriß er selbst mit wahrhafter Gutmüthigkeit mitgetheilt; dabei vernahm man ferner, daß er sich in allen Erholungsstunden am liebsten mit den Deutschen Musen beschäftige, und man schickte sich deshalb an, ihn nach Kräften zu loben. — So lobte man denn was zu loben war: Correktheit der Sprache und leichten Reim; aber man übersah das fehlende Leben. — Nur wer das Wesen der Satire ganz verkennt, möchte hier in dieser Erzählung Satire suchen; ich theile bloß mit wie es sich etwa mag begeben haben. Ich unterließ nicht, die 8 Bände seiner Gedichte und vermischten prosaischen Schriften (Berlin 1792 bis 1810) durchzusehen, habe aber weder

in seinen versificirten „Briefen" noch „Elegien," weder in seinen „Aleinens Inseln," noch in „Gryphon und Orille," weder in „Cerbin und Bella," noch in seinem „Zauberbecher" u. s. w. wahrhaftes poetisches Leben gefunden. — Das könnte jedoch allenfalls mit Stillschweigen übergangen werden, da diese Gedichte der Vergessenheit zueilen, leider aber muß ich Eines nennen, das gar viel Leben, aber ein höchst unpoetisches hat, und vielleicht das Einzige ist, das von dem Publikum gekannt und hie und da nicht wenig geliebt wird. Es hat die Aufschrift „die drei Buckligen" und ist sogar zu einem Ballet verarbeitet, dessen ich mich aus meiner frühen Jugend noch gar wohl erinnere. In diesem Gedichte wird uns zugemuthet, über eine frech sinnliche Gattin und deren noch frecheres Kammermädchen, ferner über den schauerlichen Erstickungstod dreier unglücklicher Buckligen und endlich über den Mord des gleichfalls buckligen und mit hergebrachten Farben als plump und garstig geschilderten Ehemanns behaglich zu lachen, ein Ansinnen, das wir keineswegs zu erfüllen im Stande sind. Wir glauben sehr gern, daß diese Geschichte dem Dichter selbst über den Kopf gewachsen ist, und daß er sich keineswegs die Unsittlichkeit deutlich gedacht hat, die doch darin liegt; aber wenn es ihm, dem Schreibenden, auch an diesem Takt mangelte, den man stets wünschen aber vielleicht nicht immer fordern kann, so fehlte er doch auch gegen die nöthige Behutsamkeit. Und diese läßt sich verlangen.

§. 138.

Aloys Blumauer (geb. 1755, gest. 1798.)

Es begegnen uns, wie wir schon früher bemerkten, in der neuern Literatur nicht ganz selten, außer dem rein poetischen Humor, den man mit Recht den Welthumor genannt

hat, auch noch gar manche mindere Gattungen des Witzes; und ganz von allem dem abgesehen, wollen wir selbst den reinen Scherz, der nichts sein will als Scherz, hochhalten und lieben. Weit unter diesem und doch noch immer leidlich angenehm zeigt sich der reine Spaß (man verstatte die Unterscheidung von Scherz, obwohl hier die Untersuchung nicht weiter fortgeführt werden kann.) In dieser reinen Scherz- und Spaßhinsicht verdienen einzelne Partien in der travestirten Aeneis Lob, welches durch die leichte Beweglichkeit des Versmaaßes und der fließenden Reime noch beträchtlich erhöht wird. Besonders rege ist Blumauers Kraft in den beiden ersten Gesängen, wo sich hie und da sogar eine wahrhaft komische Begeisterung zeigt, und es würde in der That von einer kalten Grämlichkeit zeigen, die wir nie sollen an uns kommen lassen, wenn uns nicht Aeneas „im rothdamastnen Armstuhl," der „Infantin" (Infandum, regina, iubes renovare dolorem) erzählend, ein kleines behagliches Lächeln abgewönne. Ueberhaupt ruht nun einmal auf dem frommen Aeneas, (obwohl wir ihm keineswegs allen Heldenmuth absprechen, und noch weniger mit St. Evremont glauben, er sei nur tüchtig einen neuen Mönchsorden zu errichten) der Unsegen, daß er fast sämmtliche rege Phantasien zur Travestie anreizt *); am meisten

*) Scarrons travestirte Aeneide ist zuweilen freilich noch roher als die von Blumauer; dennoch findet sich auch hier manche angenehme Naivetät und harmloser Scherz, z. B. bei dem Besuch den der Held in der Unterwelt abstattet, wo es unter andern heißt:

Là j'ai vu l'ombre d'un cocher,
Qui avec l'ombre d'une brosse
Nettoyoit l'ombre d'une carosse.

(Hier sah ich auch den Schatten eines Kutschers,
Der mit dem Schatten einer Bürste
Den Schatten eines Wagens säuberte.)

wohl weil er mit der Frömmigkeit einigen Prunk treibt und doch mitunter sehr unfromm auftritt. — — In den spätern Gesängen wird aber Blumauers Gedicht leider nur zu oft roh, und — es bietet sich kein passenderes Wort — sumpfig und dumpfig, wobei wir die Belege sparen können.

Ueberhaupt hat Blumauers unläugbar komisches Talent zuweilen an einer gewissen Gattung von Rohheit eine unangenehme Begleiterin. Sollte es eines Beweises für dieses Urtheil bedürfen, so würden wir außer anderm auf ein gewisses Gedicht hindeuten, bei dessen bloßer Ueberschrift schon alle Musen und Grazien, wie erschreckt, davon fliehen müssen.

§. 139.

Johann Christoph Friedrich Haug (geb. 1761.) Es gab eine Zeit, wo es die Deutschen Aesthetiker sehr beunruhigte, daß ihre landesmännischen Dichter fast immer nur mit großen und ernsten Werken sich befaßten; aber in Hinsicht des Tändelns und Scherzens bei weitem nicht mit unsern westlichen Nachbaren sich messen könnten. Haug darf sie beruhigen, denn wir besitzen von ihm eine sehr beträchtliche Anzahl von Sinngedichten, die wir unbedenklich den bessern Französischen gegenüber stellen können, und — von aller Vergleichung abgesehen — durch ächte Behaglichkeit harmlos erfreuen. Nur möchten wir wünschen, daß er seine sonst leichthingaukelnde, angenehme Satire nicht auch zuweilen gegen gewisse sehr schätzbare Philosophen richtete, die er in der That mehr schätzen würde, wenn er sie besser kennte. Am liebsten ist uns sein Scherz, wenn er mit rein unschuldigen, doch in ihrer Schuldlosigkeit komischen Gegenständen, die er bequem übersehen kann, zu thun hat, z. B. mit Herrn Wahl's großer Nase, die er auf eine größtentheils sehr ergötzliche Weise in hundert Sinngedichten verherrlicht, und

der dankbaren Mit- und Nachwelt zur fröhlichen Beschauung dargeboten hat. — Es giebt eine Gattung von Scherz, den man immerhin den bequem-angenehmen nennen mag. In diesem hat sich Haug ganz besonders ausgezeichnet, und es würde einen unverständigen Hochmuth verrathen, diese Art des Witzes nur wegwerfend behandeln zu wollen. Das Einzige, was sich etwa mit einigem Rechte dagegen sagen ließe, wäre, daß sie sich im flüchtigen Gespräch doch noch besser ausnehme, als im ruhig festen Druck. Um so mehr ist indessen Haug auf Mannigfaltigkeit bedacht gewesen.

§. 140.

Klamer Schmidt. Eine feurige Liebe für die Poesie ist auch bei nur mäßigem Talent nicht selten als Stellvertreterin der Muse erschienen, doch bedarf es wohl kaum des Zusatzes, daß ein solches Feuer durchaus rein und stets dauernd sein müsse, um jemals auch nur mit leidlicher Würde eine solche Stelle vertreten zu können. Kl. Schmidt hat jene Liebe, wenn auch vielleicht nicht immer gleich feurig, doch stets besessen und vor dem Andrang mancher ungünstigen Zeiten zu bewahren gewußt; — und wenn das Leben selbst, wie die Tugend, zu einer guten Gewohnheit werden kann, so mag es auch in einzelnen Fällen das Dichten sein können, da es, wie das Gebet, gleichsam ein geistiges Athemschöpfen ist. Unter seinen Gedichten hat vielleicht keines so viel theilnehmende Freunde gefunden als das alte, vielleicht älteste:

„Selbst Engel Gottes weinen
Wo Liebende sich trennen"

das theils durch seine anspruchlose Herzlichkeit, theils durch die ihm zu Hülfe kommende rührende Musik Anklang gefunden hat. Aehnliche Rührung, doch mit männlicher Fassung vereint, wohnt in dem Gedicht „an mein Euphon,"

das

das indeſſen, wie es ſcheint, faſt übersehen worden iſt. — Die Auswahl aus Klopſtocks Briefen, welche von S. herrührt, können wir nicht ganz billigen, da manches, was eine gewiſſe vornehme Geringſchätzung von Hypochondrie und übler Laune bei K. hervorbrachte, beſſer verhüllt geblieben wäre.

§. 141.

Wohl könnten hier noch manche Charakteriſtiken einzelner merkwürdiger Dichter und Dichterinnen und Rhetoren gegeben werden, aber der Raum zwingt uns, nur folgende, und zwar mit wenigen raſchen Zügen, an uns vorüber gehen zu laſſen:

Joachim Chriſtian Blum, deſſen „Spaziergänge" zur Begleitung einluden, da ſanftes Gefühl ſie bezeichnet, das nur leider durch ein faſt ängſtliches Streben nach Correctheit hie und da erkältet wird. Tiefe Eigenthümlichkeit fehlt.

Franz Xaver Bronner, deſſen Fiſchenidyllen ein friſcheres Leben hauchen als manche der Geßneriſchen Schäferidyllen. Das grundloſe Element des Waſſers tritt freilich nicht genug hervor; doch ſelbſt die bloße Ahnung deſſelben und die glückliche Schilderung einzelner Schiffer und Fiſcherbeſchäftigungen, giebt den Gemälden eine anſprechende Kraft. Bronners Selbſtbiographie iſt ſelbſt ein Idyll, und zwar ein größtentheils erfreuliches, raſch hingeworfenes, und dennoch leider faſt überſehen oder vergeſſen.

Overbeck. Er iſt mit vollen Ehren jener Zahl von deutſchen Sängern beizugeſellen, denen es gelingt, ihre reine Geſinnung und ein Gemüth, gleichmäßig geſtimmt für milden Ernſt, ſo wie für milde Freude, in ſanft tönenden und richtig gemeſſenen Worten auszuſprechen. Mir ſelbſt, ich geſtehe es gern, würde er ſchon werth ſein, wenn er auch nur das Eine ſanftmüthige d. h. muthig-ſanfte Lied gedichtet hätte:

— Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?

denn es ist ein Lied, das jeden Bessere genießend selbst mitdichtet, und das ohne Zweifel noch hundert oder auch tausend Jahren dieselben also fragenden und also antwortenden Leser finden wird.

Friedrich Gedike. Es kann nicht erwartet werden, daß er hier als Schulmann im besten Sinne dieses Wortes geschildert werde, da dies ohnehin bereits in der 1808 zu Berlin erschienenen Biographie des rastlos thätigen Mannes versucht worden ist. In seinen Gedichten (bei denen der sonders sein höchster Liebling Horaz ihm als Muster vorschwebte) ist manches Mervige und Feurige; andere leiden jedoch am Ueberfluß schmückender Worte, so wie seine Prosa, im Ganzen recht eindringlich zu sein, durch zu sehr gehäufte Bilder sich zuweilen selbst schwächen mußte. Am individuellsten, kräftigsten und sanftesten erscheint er in manchen kleinen Gelegenheitsgedichten, und den „Blättern der Liebe," die als einen werthen Nachlaß ich der obengenannten Lebensbeschreibung beigefügt habe.

§. 142.

A. F. E. Langbein. In manchen seiner Gedichte erfreut eine offene Gesinnung, heitere Menschenfreundlichkeit und harmloser Scherz; in einzelnen versificirten Legenden und Erzählungen tritt sogar wahrhaft poetisches Talent in leichter Farbengebung und sicherm Verfolgen des Ziels hervor, z. B. in dem „Kirchenbau zu Achen," (wo der Teufel als ein betriegenwollender Betrogener, eine wahrhaft ergötzliche Rolle spielt) im „Hemd des Glücklichen," und einigen andern. Ungleich geringhaltiger sind seine Romane und Erzählungen, da hier die einzelnen leidlichen Scherze nicht

selten viel zu sehr in das Breite gehen, und die Charakteristik nichts hervorstechendes hat. L. scheint des Metrums und des Reims zu bedürfen, und es ist wahrhaft schätzbar, daß er auch jetzt noch, dem Greisenalter nahe, in manchen Liedern und Gelegenheitsgedichten (z. B. in einem an den ehrwürdigen Sprachforscher Wolke) wie ein rein fröhlicher Jüngling aufzutreten im Stande ist.

J. D. Falk. Das fast über alle Wolken hinausgehende Lob, welches ihm bei seinem ersten Auftreten Wieland schenkte, wirkte sowohl für ihn als in der Meinung des Publikums ungünstig, da manche sich die Gelegenheit zu bequemen Späßen nicht wollten rauben lassen. Wirklich sank er aber auch bis etwa 1802 auf die bedenklichste Weise, da er sich dann endlich wieder zusammenraffte, und manches Würdigere leistete. Es ist indessen sehr schwer eine fast verscherzte Zuneigung wieder zu gewinnen, und so mag es gekommen sein, daß selbst sein „Schmid von Apolda," eine (mit Ausnahme weniger zu grellen Zeilen) vortreffliche Groteske und ähnliche Stücke dieser Art fast übersehen worden sind.

Die rastlose menschenfreundliche Thätigkeit, in welcher wir jetzt Falk sehen, ist ganz geeignet, ihm die Liebe der Deutschen von neuem zu erwerben, und auf immer zu sichern.

§. 143.

C. G. von Brinkmann. Seine Gedichte, meistentheils Epigramme, bezeichnen größtentheils einen im ächten Sinne denkenden Geist, der sich zuweilen sogar mit Glück in die Tiefen des Lebens versenkt und muthig ausspricht was er dort gefunden. Dennoch ist er, wie es scheint, nicht häufig gelesen, und mit Auszeichnung betrachtet worden;

der dankbaren Mit- und Nachwelt zur fröhlichen Beschauung dargeboten hat. — Es giebt eine Gattung von Scherz, den man immerhin den bequem-angenehmen nennen mag. In diesem hat sich Haug ganz besonders ausgezeichnet, und es würde einen unverständigen Hochmuth verrathen, diese Art des Witzes nur wegwerfend behandeln zu wollen. Das Einzige, was sich etwa mit einigem Rechte dagegen sagen ließe, wäre, daß sie sich im flüchtigen Gespräch doch noch besser ausnehme, als im ruhig festen Druck. Um so mehr ist indessen Haug auf Mannigfaltigkeit bedacht gewesen.

§. 140.

Klamer Schmidt. Eine feurige Liebe für die Poesie ist auch bei nur mäßigem Talent nicht selten als Stellvertreterin der Muse erschienen, doch bedarf es wohl kaum des Zusatzes, daß ein solches Feuer durchaus rein und stets dauernd sein müsse, um jemals auch nur mit leidlicher Würde eine solche Stelle vertreten zu können. Kl. Schmidt hat jene Liebe, wenn auch vielleicht nicht immer gleich feurig, doch stets besessen und vor dem Andrang mancher ungünstigen Zeiten zu bewahren gewußt; — und wenn das Leben selbst, wie die Tugend, zu einer guten Gewohnheit werden kann, so mag es auch in einzelnen Fällen das Dichten sein können, da es, wie das Gebet, gleichsam ein geistiges Athemschöpfen ist. Unter seinen Gedichten hat vielleicht keines so viel theilnehmende Freunde gefunden als das alte, vielleicht älteste:

„Selbst Engel Gottes weinen
Wo Liebende sich trennen"

das theils durch seine anspruchlose Herzlichkeit, theils durch die ihm zu Hülfe kommende rührende Musik Anklang gefunden hat. Aehnliche Rührung, doch mit männlicher Fassung vereint, wohnt in dem Gedicht „an mein Euphon,"

das

das indessen, wie es scheint, fast übersehen worden ist. — Die Auswahl aus Klopstocks Briefen, welche von S. herrührt, können wir nicht ganz billigen, da manches, was eine gewisse vornehme Geringschätzung von Hypochondrie und übler Laune bei K. hervorbrachte, besser verhüllt geblieben wäre.

§. 141.

Wohl könnten hier noch manche Charakteristiken einzelner merkwürdiger Dichter und Dichterinnen und Rhetoren gegeben werden, aber der Raum zwingt uns, nur folgende, und zwar mit wenigen raschen Zügen, an uns vorüber gehen zu lassen:

Joachim Christian Blum, dessen „Spaziergänge" zur Begleitung einluden, da sanftes Gefühl sie bezeichnet, das nur leider durch ein fast ängstliches Streben nach Correctheit hie und da erkältet wird. Diese Eigenthümlichkeit fehlt.

Franz Xaver Bronner, dessen Fischeridyllen ein frischeres Leben hauchen als manche der Geßnerischen Schäferidyllen. Das grundlose Element des Wassers tritt freilich nicht genug hervor; doch selbst die bloße Ahnung desselben und die glückliche Schilderung einzelner Schiffer und Fischerbeschäftigungen, giebt den Gemälden eine ansprechende Kraft. Bronners Selbstbiographie ist selbst ein Idyll, und zwar ein größtentheils erfreuliches, rasch hingeworfenes, und dennoch leider fast übersehen oder vergessen.

Overbeck. Er ist mit vollen Ehren jener Zahl von deutschen Sängern beizugesellen, denen es gelingt, ihre reine Gesinnung und ein Gemüth, gleichmäßig gestimmt für milden Ernst, so wie für milde Freude, in sanft tönenden und richtig gemessenen Worten auszusprechen. Mir selbst, ich gestehe es gern, würde er schon werth sein, wenn er auch nur das Eine sanftmüthige d. h. muthig-sanfte Lied gedichtet hätte:

— Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?

denn es ist ein Lied, das jeden Bessere genießend selbst mit dichtet, und das ohne Zweifel noch hundert oder auch tausend Jahren dieselben also fragenden und also antworten den Leser finden wird.

Friedrich Gedike. Es kann nicht erwartet werden, daß er hier als Schulmann im besten Sinne dieses Wortes geschildert werde, da dies ohnehin bereits in der 1808 zu Berlin erschienenen Biographie des rastlos thätigen Mannes versucht worden ist. In seinen Gedichten (bei denen besonders sein höchster Liebling Horaz ihm als Muster vorschwebte) ist manches Derbige und Feurige; andere leiden je doch am Ueberfluß schmückender Worte, so wie seine Prosa, im Streben recht eindringlich zu sein, durch zu sehr gehäufte Bilder sich zuweilen selbst schwächen mußte. Am individuellsten, kräftigsten und sanftesten erscheint er in manchen kleinen Gelegenheitsgedichten, und den „Blättern der Liebe," die als einen werthen Nachlaß ich der obengenannten Lebensbeschreibung beigefügt habe.

§. 142.

A. F. E. Langbein. In manchen seiner Gedichte erfreut eine offene Gesinnung, heitere Menschenfreundlichkeit und harmloser Scherz; in einzelnen versificirten Legenden und Erzählungen tritt sogar wahrhaft poetisches Talent in leichter Farbengebung und sicherm Verfolgen des Ziels hervor, z. B. in dem „Kirchenbau zu Achen," (wo der Teufel als ein betriegenwollender Betrogener, eine wahrhaft ergötzliche Rolle spielt) im „Hemd des Glücklichen," und einigen andern. Ungleich geringhaltiger sind seine Romane und Erzählungen, da hier die einzelnen leidlichen Scherze nicht

seinen viel zu sehr in das Breite gehen, und die Charaktere sind nichts hervorstechendes hat. Er scheint des Metrums und des Reims zu bedürfen, und es ist wahrhaft schade, daß er auch jetzt noch, dem Greisenalter nahe, in manchen Liedern und Gelegenheitsgedichten (z. B. in einem an den ehrwürdigen Sprachforscher Wolke) wie ein rein fröhlicher Jüngling aufzutreten im Stande ist.

J. D. Falk. Das fast über alle Wolken hinausgehende Lob, welches ihm bei seinem ersten Auftreten Wieland schenkte, wirkte sowohl für ihn als in der Meinung des Publikums ungünstig, da manche sich die Gelegenheit zu den neuen Späßen nicht wollten rauben lassen. Wirklich sank er aber auch bis etwa 1802 auf die bedenklichste Weise, da er sich dann endlich wieder zusammenraffte, und manches Würdigere leistete. Es ist indessen sehr schwer eine fast verscherzte Zuneigung wieder zu gewinnen, und so mag es gekommen sein, daß selbst sein „Schmid von Apolda," eine (mit Ausnahme weniger zu grellen Zeilen) vortreffliche Erzählung und ähnliche Stücke dieser Art fast übersehen worden sind.

Die rastlose menschenfreundliche Thätigkeit, in welcher wir jetzt Falk sehen, ist ganz geeignet, ihm die Liebe der Deutschen von neuem zu erwerben, und auf immer zu sichern.

S. 143.

C. G. von Brinkmann. Seine Gedichte, meistentheils Epigramme, bezeichnen größtentheils einen im ächten Sinne denkenden Geist, der sich zuweilen sogar mit Glück in die Tiefen des Lebens versenkt und muthig ausspricht was er dort gefunden. Dennoch ist er, wie es scheint, nicht häufig gelesen, und mit Auszeichnung betrachtet worden;

keinesweges als scheue man in Deutschland das tiefere Denken, sondern vielmehr weil er die Kunst nicht verstand, das Würdige auch harmlos angenehm erscheinen zu lassen, ein Anspruch, den man an den Epigrammendichter mit ganz besonderm Rechte macht. — Ist nicht z. B. in den wenigen aber köstlichen Sinngedichten des Wandsbecker Boten stets der tiefste Sinn (der gedankenlose Blätterer wird freilich nichts davon gewahr) und ergötzen sie nicht zu gleicher Zeit durch die ehrlichste Naivetät und Schalkhaftigkeit? Das ist freilich nicht jedem Epigrammatiker gegeben; aber einigen Ersatz soll er doch dafür bieten; wenigstens soll jedes Epigramm — und spräche es den Mittelpunkt des Lebens und des Wissens aus — leicht erscheinen.

Schmidt (gewöhnlich bezeichnet nach seinem Wohnorte Werneuchen, einem Dorfe in der Mittelmark in der Mitte des Weges von Berlin nach Freienwalde). Die Genügsamkeit ist bekanntlich eine herrliche Tugend, denn nur der wahrhaft Reiche ist genügsam, weil er besitzt und liebt, während jeder andere Reichthum, der noch begehrt, arm ist. Aber diese Tugend hört auf eine zu sein, sobald sie — auf die Tugend selbst gerichtet ist, oder, um deutlicher zu reden, sobald wir, mit unsrer eignen Tugend begnügt, nicht mehr sonderlich weiter wollen. Dasselbe gilt in Beziehung auf die Genügsamkeit in der Lebensansicht, in so weit sie zur Poesie führen soll, wo dann leicht erfolgen mag, daß wir etwa eine an sich schätzbare und nützliche, muntere und rothwangige — Magd für die Göttin der Poesie selbst halten. Die Anwendung auf Schmidts Gedichte ist leicht, und seit Goethes trefflicher Parodie *) ist die ganze Sache in Beziehung

*) Und dennoch ist in dieser mit Recht bewunderten und immer von neuem ergötzenden Parodie einiges Bedenkliche, z. B.:

auf E. so ziemlich in das Reine gebracht. — Nur möge noch bemerkt werden, wie gar schön es sei, daß doch selbst die kleinste Ader von Poesie für den Besitzer etwas so wohlthätiges habe, daß er selbst mitten im Sturme ein kleines Paradies in sich und um sich fühlen kann, wovon der engherzige Philister auch nicht die kleinste Ahnung erschwingt.

§. 144.

Wenden wir uns jetzt wieder zu einigen Schriftstellern, bei denen die ungebundene Rede entweder ganz, oder doch theilweise vorherrscht.

Benedikte Naubert. Der Name dieser Schriftstellerin war eine lange Zeit unbekannt, obwohl mehrere ihrer historisch-romantischen Darstellungen ein zahlreiches und befreundetes Publikum gefunden hatten. Unter ihren Romanen erwarb besondere Gunst: Thekla von Thurn, eine Erzählung, die in der Erfindung zwar nur eine beengte Fantasie, doch in der Ausführung Besonnenheit, Klarheit, und wenigstens

Laß den Witzling uns bekichern,
Glücklich wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Michel
Guten Abend bieten kann.
— Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: Gestern Abend
War doch Vetter Michel da.

Was wäre an solcher Gesinnung zu tadeln? Ist es denn nicht wirklich gar wohlthuend, wenn wir dem Freunde einen guten Abend bieten können, und fühlen wir uns nicht sanft erwärmt bei dem bloßen Gedanken, daß ein solcher Edler uns treue bleibt? Die muthwillige Miene der Verse entscheidet hier eben so wenig, als der unmusikalische Name des edlen Vetters. Mir ist deshalb wahrscheinlich, daß in jenen Zeilen, wie dies ganz Goethes Billigkeit gemäß wäre, das einzelne Leidliche in S's Gedichten hat anerkannt werden sollen.

Hause zu bleiben *). (S. die Vorrede zum Quintus Fixlein), so wird man auch einräumen müssen, daß S. gleichfalls auf gutem Wege war, als er — und nicht ohne Glück versuchte — dem Leser sein Haus oder Zimmer angenehm zu machen, denn die Hausscheu (Oekophobie) ist stets, besonders aber bei den Frauen, eine höchst widerliche Krankheit. — Nur vergesse man bei der Lektüre v. S's Schriften jenes klefere genialische Werk, dessen in der obigen Parentheſe gedacht wurde, weil es sonst gar leicht um die Genügsamkeit des Lesers gethan wäre. Mit hundert andern neuern Schriften verglichen, z. B. mit den ästhetischen Compositionen aus Gift, Schwefel, Pechflammen und Branntwein, die sich für außerordentlich antiphiliströs halten, weil sie auf jeder Seite gegen die Philister schelten, die sich durch nichts mehr erquickt fühlen als durch dergleichen blindes Getobe — oder mit den falsch-elegischen Bettelbriefen an die Natur und das Leben, — oder mit den nachgelallten Künstromanen, deren Muse sich aus den letzten Katalogen der Gemälde-Galerien Raths erholt hat, u. s. w. — mit solchen Produktionen verglichen, behalten die „häuslichen Gemälde" einen ausgezeichneten Werth.

§. 146.

Herrmann Gottfried Demme. Es ist ein altes, aber gutes Wort, daß was von Herzen kommt, auch wieder zu

*) Da jetzt (1823) bekanntlich fast Keiner mehr zu Hause bleibt, sondern beinah alles ausgeht, und immer ausgeht, so wird vielleicht bald fast Niemand mehr den andern in seiner Wohnung antreffen, und ein großer Theil des Publikums sich auf einer Wanderschaft ins Blaue hinein befinden. Vielleicht wird man dann nicht mehr so oft die Tugend zur Noth machen, sondern die Noth zur Tugend erheben und häuslich werden, um nur bald wieder — häufiger ausgehen und Besuche geben zu können.

Herzen geht, wobei man noch als betrübten Gegensatz hinzufügen sollte, daß alles, was das Herz nur heuchelt, selbst nicht einmal denen gefallen könne, die sonst etwa selbst im Herzen und im Leben unwahr sind, oder wol gar auf die Geschicklichkeit in diesem Unwahrsein sich etwas zu Gute thun. In den wenigen Schriften mit welchen Demme das deutsche Publikum beschenkt hat, tritt überall der erste Fall ein, denn überall spricht das Herz wirklich, und zwar ein stilles, wohlwollendes, das in sich selbst Bescheid weiß, und auch in der umgebenden Welt eine freundliche Heimath gefunden hat. Es ist genug, auf das Werk: „Pächter Martin und sein Vater" hinzudeuten, um das einfache Urtheil zu belegen.

§. 147.

J. P. Hebel. Es scheint zweckmäßig diesen Dichter in Demme's Nachbarschaft zu nennen, indem was von diesem gilt, auch auf ihn den sonst weit Ueberragenden anzuwenden ist. In ihm wohnt eine tiefere Milde und Gemüthlichkeit, die in den Allemannischen Gedichten nicht selten in rein poetischem Feuer leuchtet, wogegen freilich andere seiner Lieder sich in einer gewissen Beengtheit bewegen und einförmig werden. Die Allemannische Sprache selbst, in ihrer vocalenreichen Lieblichkeit und innerlich fröhlichen Unschuld, umgiebt den herzigen Inhalt der meisten dieser Lieder auf die anschmiegendste Weise. Besonders erfreulich ist bei H. die Vereinigung jener Gemüthlichkeit mit kindlicher Naivetät und gelindem Witz. Das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" ist hier mit besonderer Auszeichnung zu nennen, denn es übertrifft fast sämmtliche neudeutsche Bücher für das Volk, an denen wir einen so reichen — Unsegen haben.

schichten auftrat, desto mehr aber nachher als das wahre Selbstgefühl in ihm an den Tag kam, und Luft und Bahn sich machte. Da schuf er kühn den Erasmus Schleicher, ein Buch, das interessant wird, weil nicht etwa, wie gewöhnlich, bloß ein Theil der Welt, sondern die ganze auf dem Kopfe steht, während die Füße munter in der Luft schwebt, wobei es zum Glücke keinem der so Situirten einfällt, er befinde sich in einer unnatürlichen Lage. Wer kennt nicht den Hasper a Spada, in welchem tausend Fahnen der Cramerschen Deutschheit wehen, ein Buch, das ordentlich dröhnt vom Pferdegetrapp, Lanzensplittern, fallenden Burgen, Rittern und Jungfrauen, ein Buch, in welchem das Heranmahen des Weltgerichtes selbst auf dem Titelkupfer vermuthet wird, weshalb denn auch die Helden (unter denen Bomsen wohl die meisten Herzen gewonnen haben dürfte) durch großartige Flüche und anderweitige kolossale Redensarten, so wie nicht minder durch eine perennirende Betrunkenheit jene Schauer abzuwehren oder doch wenigstens zu lindern bemühe sind: wer hat sich nicht erlabt an den entsetzlichen Schlägen und Stößen, welche in diesem Werke den Böswichtern zugetheilt werden, und an den übervollen, die Blätter alle fast durchweichenden Humpen, mit denen hier die Tugend und die Tapferkeit belohnt wird, die auch billig mit nichts Geringerm vorlieb nehmen soll.

Selbst die zartesten Damen haben sich durch diese und ähnliche Werke nicht wenig erfreut gefühlt, und unser geliebter Jean Paul, der es drucken ließ, ist gewiß nicht allein, sondern wir alle sind Zeugen gewesen, wie oft es ehedem in den Leihbibliotheken hieß: „Eine Rittergeschichte für meine Mamsell.“

Cramers Phantasie war damals eine rastlos schaffende, wobei sie es freilich nicht sehr genau nahm mit dem, was

sie schaffte, so wie denn auch sein Geist noch weniger sich der Mühe unterziehen mochte, das auf das Gerathewohl Producirte ebenmäßig zu gestalten und auszubilden daß das Einzelne sich zum Ganzen ründe. Dennoch soll jene schöpferische Kraft der Phantasie auch bei ihm ernstlich anerkannt werden, möge sie sich auch bei diesem Geschäft nicht ohne Rohheit gebehrden; am wenigsten aber sollten diejenigen unter unsern neusten Poeten in dieser Hinsicht hoffärthig thun, deren halb erborgte, dünne Schattenphantasie nichts anders hervor zu bringen vermag, als einen Klang in das Leere hin, oft sogar nur einen Wiederklang vom Wiederklang.

Leider aber hielt sich C. nicht lange auf der Stufe der Rohheit auf welcher er uns den Kasper a Spada, den kühnen Raugrafen Adolf von Düssel u. s. w. geschenkt hatte; er sank immer tiefer, gab uns das schon einmal Gegebene von neuem, und in einer wo möglich noch formlosern Form, bis er endlich selbst das Allergemeinste nicht mehr verschmähte und dadurch auch den geduldigsten Leser zurückscheuchte.

Fassen wir das gesammte schriftstellerische Leben C's als ein Ganzes auf, so geht aus demselben eine einfache und wichtige Lehre hervor, und zwar folgende: der gute, offene, aber rohe und verworrene Kopf kann eine Zeitlang wol die Masse des Publikums erfreuen, denn er stellt etwas hin das ein wirkliches Etwas ist, und besonders im Spiegel gutmüthiger Ironie leicht als Naivetät erscheinen kann, so wie er sich denn auch rühmen darf, daß ihm der trockene und gelehrteere Kopf seine Gedanken- und Phantasie-Sprünge nicht nachmachen kann. Fängt er aber nicht bald und mit Eifer an, sich nach wahrer Bildung umzusehen, läßt er sich wohl gar in einer für Genialität ausgegebenen Ungenirtheit sorglos hingehen, so tritt die gerecht waltende

häufig wiederkehrenden Oster- und Michaelismessen nahmen seine Kraft dergestalt in Anspruch, daß er sich zuweilen mit bloßer Fingerfertigkeit begnügen mußte.

§. 150.

Ungleich höher steht August Lafontaine (geb. 1758) an Gelehrsamkeit und Menschenkenntniß, geselliger Bildung und Styl; nicht aber an Phantasie; und — nur auf andere Weise — des wahrhaft poetischen Gehaltes (mit seltenen Ausnahmen) gleichfalls ermangelnd. Einzelne Charaktere waren in „Flaming" der „Familie Halden" und ähnlichen Werken früherer Zeit, leicht und angenehm gezeichnet und erregten Interesse, wenigstens so lange sie noch neu waren; doch wurde der Genuß durch das nicht seltene Hinaufschrauben an sich guter oder leidlicher Empfindungen bis zur Krampfhaftigkeit, nicht selten gestört. Zuweilen machte es sich L. auch schon damals mit der Charakteristik viel zu leicht, und schien uns wohl gar zuzumuthen, wir sollten uns durch Redensarten wie „sehnende Augen, theure Heilige, wonnendes Lächeln der Liebe, Engel hinter dem durchsichtigen Schleier eines sterblichen Mädchen-Körpers u. s. w." bestechen lassen zu glauben, es stehe nun eine solche Gestalt wirklich vor uns, während der Dichter doch nicht gestaltet hatte. Dennoch blieb einzelnes Löbliche: Offene redliche Gesinnung, einige wohl erfundene Situationen, beachtenswerthe Bemerkungen, leichter Styl u. s. w. Späterhin da L. immer mehr und mehr zu schreiben anfing, fand der Tadel stets weitern Spielraum. Es wiederholte sich manches auf eine nur obenhin veränderte Weise, mehrere Charaktervollen wurden stehend, und überhaupt vieles stereotypisch. Man konnte mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen, was es für eine Bewandtniß habe mit seinen Landedelleuten, bejahrten Husarenobristen,

sten, Schiffskapitainen, Rittmeistern und Wachtmeistern, man kannte seine Minister als höchst bedenkliche Charaktere, und versprach sich von seinen Kammerjunkern nie viel Gutes. Es war ihnen allen ihre Wandelbahn ein für allemal angewiesen, sie brachten wenig oder gar nichts Neues mit, und der Styl ward immer farbloser und zerschnittener. — Es bedarf hier weiter keiner Ausführlichkeit, da die Kritik längst (nur zuweilen zu bitter) ihr Amt verwaltet hat. Nie aber möge die Summe von Talent vergessen werden, mit welcher L. einst auftrat, und das einzelne Gute und Angenehme was er wirklich geleistet hat. Vieles vereinte sich um seine Anlagen nicht zur Reife kommen zu lassen, und vor allem scheint der Heißhunger des früherhin fast trunken zujauchzenden Publikums dem gern schenkenden Schriftsteller manches abgelockt zu haben mit dem er jetzt gewiß selbst unzufrieden ist *). Es scheint diese Vielbeschäftigtheit auch besonders dem Scherz und der Laune geschadet zu haben, die sich bei L. angenehmer zeigte, als bisher anerkannt worden sein möchte. Leider wurde sie aber auch nur zu bald von der Sentimentalität überflügelt, in der sich L. nie recht frei bewegt, weshalb man seine frühere oft recht harmlose Scherzhaftigkeit darüber fast ganz vergaß.

§ 151.

Noch wären hier manche Romanschreibende Mitbewerber um die Gunst des Publikums zu nennen, aber es ge-

*) Die zu große Herbigkeit und Säure bei der Beurtheilung L's in der „schönen Literatur Deutschlands" möchte wohl ihren Grund finden in den meist tadelnswerthen Romanen, mit denen uns L. im Jahr 1811 beschenkte. Der Eindruck den diese (so wie andere vom Jahr 10, 9 und 8) erregten, konnte bei dem Kritiker der gerade 1811 schrieb, wohl nicht anders als ungünstig wirken.

nüge, nur Folgender zu gedenken. — Veit Weber, mit dem wahren Namen Leonhard Wächter, zeigte wenigstens mehr Kenntniß des deutschen Mittelalters als die meisten seiner Zeitgenossen, doch war sie freilich bei weitem nicht hinreichend, um ein treues Gemälde zu liefern. Dennoch bleibt sein Streben, dem zuweilen Phantasie zu Hülfe kommt, löblich und einige seiner frühern Gemälde, z. B. „der Müller des Schwarzthals" sollten auch heute nicht übersehen werden, denn obwol nicht frei von dem Fehler der Grellheit, wohnt ihnen doch lebendiges Leben bei.

A. G. Meißner hatte in seinen Skizzen einige helle Frühlingsblicke, aber sobald er ausführlich werden möchte, wird er über alle Gebühr breit, und sein deutscher Alcibiades ist im Inhalt und in der Form gehaltlos und zerflossen. Späterhin ward sein Styl immer pretiöser, und ob er gleich interessante Criminalgeschichten erzählte, ließ ihn doch das Publikum fast allein.

Ignaz Feßler'n schien es zuwider, mit so manchem seiner Collegen dem Puppenspieler in Goethe's Jahrmarktsfest nachzusprechen:

Die Tugend ist das höchste Gut,
Das Laster weh dem Menschen thut,

denn mit dergleichen Sentenzen ist ohne das Vermögen der Darstellung nicht viel geholfen. Er wählte sich deshalb zum Stoff seiner Darstellung sehr vornehme und gewaltige Charaktere aus der Geschichte, z. B. Alexander den Großen, Themistokles, Attila u. s. w. Aber diese riesenartigen Männer wurden ihm zu mächtig und wuchsen ihm über den Kopf. Ohnehin nahm das größere Publikum wenig Notiz davon, da es sich längst mit leichterer Nahrung hatte begnügen lernen.

Etwas ganz Apartes wollte haben und erreichte wirk-

lich Heinrich Zschocke. Er benutzte das Interesse des Publikums für geheime Gesellschaften und deren etwanige Schauerlichkeiten, und führte die solidesten Leser, denen dergleichen in der Wirklichkeit ohne Zweifel höchst fatal würde gewesen sein, in die Gesellschaft der „schwarzen Brüder" und der „Männer der Finsterniß" ein, wo sie lernen konnten, daß es .... gar viele Leute giebt, die nicht recht wissen was sie wollen, und schwermüthelnd-seichte Klügelei für ächte Philosophie halten. Alles aber überstralte Abelino der große Bandit, (der sich seltsamer Weise mit einem A geschrieben hatte) durch Süßlichkeit und Graulichkeit, Blumen und Todtenköpfe, Verschwörungen auf allen Straßen Venedigs, und trübselige Monologe. Dieser Bandit ging bald von einer dialogisirten Novelle auf das Theater über, ließ sich dort einige Jahre anstaunen, und zog sich dann bescheiden in den Hintergrund der Leihbibliotheken zurück.

Nicht mindere Geschicklichkeit zeigte Grosse, der bald mit „Dolchen" gleich auf dem Titelblatt alles in Schrecken setzte, bald mit „zerbrochenen Ringen" geheimes Grauen hervorrief. Da er aber dennoch seiner Sache nicht ganz gewiß schien, so fand er für gut, bald als zierlicher Marquis von G., bald als feierlicher Grand von Spanien, und Graf von Vargas aufzutreten. Die Mehrheit der deutschen Kritiker — sonst schlagfertig genug — wollte doch nicht gern mit so vornehmen südlichen Personen in den gewöhnlichen fast gröblichen Zank gerathen, sondern benahm sich artig und mit Umsicht, bis endlich nach abgelegtem Marquisat und Grafenthum die Polemik bessern Fortgang bekam.

Ueber die mannigfaltigen Richtungen, welche späterhin der deutsche Roman empfing, findet sich in den „Umrissen" einige Auskunft.

§. 152.

Betrachten wir jetzt von neuem das deutsche Theater, für welches besonders seit Schröder ein großer Eifer bei Schreibenden, Spielenden, und Zuschauenden erweckt worden war, so begegnen uns hier manche schriftstellerisch berühmt gewordene Namen:

Friedrich Wilhelm Großmann, Schauspieler, meistens in Hannover. Die Deutschen freuten sich gar sehr, in ihm einen neuen dramatischen Dichter auftreten zu sehn, der so recht natürlich und populär schreibe, und dabei doch Lessings Dramaturgie studiert habe, welches letztere man wenigstens aus Höflichkeit vermuthete, da er jenes Werk so oft im Munde führte. In der That hatte G. eine gewisse Gattung von leichtbeweglichem Talent, die Lieblingsthemata eines Theils des Publikums zu erspähen und zu seinem Vortheile zu benutzen. In der Oper „Adelheid von Veltheim" war gute Laune sichtbar, und das sinnliche Vergnügen als die Haupttendenz nicht sehr verschleiert worden. Die wohlbekannte Arie „Monseigneur, voyez nos larmes, laissez vous donc attendrir, wobei noch mit der fremden Sprache einiger Scherz getrieben ward, schien — an das Publikum selbst gerichtet zu sein, das sich auch nicht unempfindlich zeigte.

In dem Lustspiele „Henriette, oder: Sie ist schon verheirathet," wurde der mit Recht ersehnte Nationalstolz als bereits wirklich vorhanden betrachtet und insonderheit dem militärischen Stolze überaus gehuldigt. Wäre es nur auf eine bessere Weise geschehen! aber man war nun einmal mitten in der Uebergutmüthigkeit, verzieh den Mangel jeder künstlerischen Beziehung und nahm selbst mit dem starr gezeichneten Stolze und der polternden Polemik vorlieb. — Aerger geht es her in dem Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln," dessen ökonomisch-moralische und pole-

misch-politische Absicht eine geraume Zeit gar sehr gefiel. Der edle freie Bürgerstolz kann in seiner Reinheit nie genug geehrt werden und soll wie billig auch auf der Bühne in volltönender Sprache auftreten; was aber hier gegeben wird, ist ein hochmüthiges Zerrbild mit einzelnen Ausbrüchen nicht etwa von kühner Satire, sondern von unsittlich-rohem Hasse gegen den Adel. Dennoch hat sich das Stück fast dreißig Jahre auf unsern Bühnen erhalten, mehrere Auflagen und Nachdrücke erlebt, und ist nicht selten in Unterrichtsanstalten zur Uebung in das Französische übersetzt worden, damit doch auch die Jugend erfahre wie sich dergleichen Grobheiten in der fremden Sprache ausnehmen. — Großmanns letzte literarische Handlung war ein Akt der Dankbarkeit gegen Lessing, von dem er leider bei weitem nicht genug gelernt hatte. Dennoch liebte er ihn mit großer Leidenschaft und erklärte deshalb dem vaterländischen Publikum, es sei heilige Pflicht, dem edlen und geistreichen Abgeschiedenen ein Denkmal zu errichten. Er ward wegen dieser patriotischen Idee mit Recht gar sehr gerühmt; als es aber endlich an dem war, daß man die Beiträge, welche denn doch zu besagtem Monument vor allen Dingen erfordert wurden, einliefern sollte, siehe da wiederholte es sich wie geschrieben steht: Es hatte der eine ein Weib zu nehmen, der andere einen Ochsen zu kaufen, der dritte war nicht zu Hause und besah ein Landgut u. s. w. Es kamen so wenig nahmhafte Summen ein, daß man unmöglich davon ein Denkmal für Lessing errichten konnte; eher vielleicht ein satirisches auf einen gewissen Theil des sichtbaren Publikums, bei dessen Anblick man nur durch das im tiefsten Herzen angeschaute und erkannte edle Deutschland sich trösten und beruhigen kann und soll. In fröhlicher Stimmung darf man auch wohl das ganze

Unternehmen für ein Epigramm halten, das ja, nach der Erklärung mancher Theoretiker, eine in nichts aufgelöste Erwartung bieten soll.

§. 153.

F. W. Ziegler ist seit etwa vierzig Jahren für die Bühne thätig, und zeigte oft löblichen Fleiß für die Charakteristik und Anordnung der zu Einem Ganzen hinwollenden Scenen. Sein Talent ist nicht glänzend, aber er weiß damit Haus zu halten, er kann fast nie tief rühren, selten nur ergötzen, eine gewisse Trockenheit ist oft kaum nothdürftig verhüllt, dem strengen Arbeiter gelingt die Grazie nicht, und die Eleganz wird oft nur vergeblich versucht. Dennoch bleibt ihm der Ruhm eines reinen Strebens und ehrbarer Ausdauer. Seine Dramen „Mathilde von Giesbach," „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person," „Weiberlaunen und Männerschwäche," „die Freunde," u. s. w. sind wie es scheint rein vergessen; doch hat in neueren Zeiten das Schauspiel „Partheienwuth," das sich wenigstens durch solide Kenntniß der geschilderten Zeit und einzelne wohlberechnete Charaktere auszeichnet, viel Glück gemacht und Zeugniß gegeben, daß der Verfasser, trotz seines Alters, doch nicht alt geworden ist. Geringhaltiger ist das Lustspiel „die vier Temperamente," schon um der meistens mechanischen und oberflächlichen Handhabung dieses bedenklichen Gegenstandes willen. Es ist nicht zu zweifeln, daß bei Z. gründliche Vorstudien vorangingen, doch ist der Stoff gleichsam mitten unter der Arbeit kalt geworden, wodurch die Behandlung hie und da etwas Chrienartiges bekommen hat.

§. 154.

Johann Friedrich Jünger geb. 1755, (nach Andern 1759) gest. 1797.

Den Beifall des Publikums erwerben und fesseln für mehrere Jahrzehnte, ist ohne Zweifel etwas Bedeutendes und kann nicht ohne das Aufgebot mannigfaltiger Kräfte erreicht werden; aber wir finden eben nichts außerordentliches darin, durch einige in einem leichten Dialog verfaßte Komödien, besonders wenn die Kunst geübter Schauspieler dazukommt, auf ein paar Jahre etwa, so ziemlich zu gefallen. Jünger ist nicht reich an Erfindung; aber was er gefunden weiß er oft pikant zu benutzen, komische Situationen finden sich wirklich, aber der Gesammt-Geist seiner Stücke ist oft ärmlich, zuweilen sogar widrig (z. B. in dem „Kleid aus Lion"). Wir müssen ferner gestehen, daß die ohnehin nur mittelmäßige Ader von Witz, die sich durch seine Stücke schlängelt, zur Hälfte wenigstens nicht ihm angehört, sondern Moliere'n, Destouches, Marivaux u. s. w. — In einigen seiner Lustspiele findet sich eine gewisse Gattung von Unsittlichkeit, die unsere alten Vorfahren durch ein gar nicht vornehmes, sondern übelklingendes, doch kräftiges Wort ausdrückten. Es heißt: „Löffelei." —

Es ist mir nicht unbekannt, daß der Purist Campe durch das genannte Wort die angenehme „Galanterie" hat in's Deutsche übersetzen wollen; doch ist dies, wie billig, keinesweges angenommen worden, da sich wohl schwerlich ein größerer Misgriff im Wörtertausch denken läßt. Die früheren deutschen Dichter haben in dieser Hinsicht nur selten gefehlt, und wenn auch ihre Galanterie zuweilen etwas Steifes hatte, so war sie doch meistens ächt und wahr; jene leichte, fatal-bequeme Löffelei ist gerade die eigentliche Antigalanterie.

§. 155.

Leonhard Ferdinand Huber, geb. 1764, gest. 1804. Eine an- und aufstrebende Natur, mit einer seltsamen doch

anziehenden Mischung von etwas deutscher, mehr englischer und vieler französischer Bildung, voll moralisch-ästhetischer Rechtlichkeit, in so weit er auf seinem Standpunkte dieselbe erfassen konnte. Freilich ermangelte er der eigentlich gelehrten Bildung, sein Geist war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Logik und Philosophie und wir müssen ihm sogar einen bedeutenden Umfang und besondere Tiefe des Geistes absprechen; doch wenn sich dieser Mangel durch irgend etwas ersetzen oder verhüllen lässt, so könnte man in der That bei Huber zuweilen in in Versuchung kommen, jene höheren Ansprüche auf einige Zeit zu vergessen. Man fand bei ihm ein redliches, durch Leiden gestärktes, liebevoll klares Gemüth, den eigentlichen Boden auf dem allein die Poesie sich erzeugen kann, die nie mit einem unreinen oder schwächlichen Herzen sich vertragen mag, man erkannte in ihm einen Anflug von Witz und Scharfsinn, einige gute leitende ästhetische Ansichten, einen Styl, der anfangs freilich von Mühseligkeit erkältet, sich in den letzten Jahren zu mehrerer Freiheit hindurch arbeitete u. s. w.

Von einer gewissen wenn auch nicht ausgezeichneten doch nicht häufig gefundenen Lebensbildung zeigen einige seiner Erzählungen, in denen manche der bedeutendsten Verhältnisse der Liebe und Ehe auf eine anziehende Weise dargestellt worden sind. Einige derselben sind gewissermaßen als Variationen von Werthers Leiden (welches Werk H. mit Recht sehr schätzte) zu betrachten, und allerdings darf man nur auf eine leidliche Weise die Charaktere der drei Hauptpersonen in dem genannten Roman vertauschen, um eine neue Erzählung zu bekommen, die freilich tief unter Werther stehen, doch immer noch anziehendes haben wird.

Unter seinen Schauspielen hat die meiste Celebrität das

von getragen „das heimliche Gericht," nicht sowohl wegen seines innern Werthes, — denn der bessere Kritiker, den einzelne glückliche, durch kalte Rechnenkunst jedoch herabgezogene Situationen nicht befriedigen können, mußte bald finden, daß es nicht aus einem poetischen Gemüthe, sondern nur aus einer kühlen und einseitigen Reflexion hervorgegangen sei, und dem Haufen hat es nichts anders als Langeweile geben können — sondern wegen der steten Lobeserhebungen, mit denen die Freunde es ausstatteten und wegen des Umstandes, daß Huber, der sonst nur mit sehr gemäßigter Neigung an seine Jugendarbeiten dachte, sich auf den Titelblättern fast aller seiner Schriften als den Verfasser jenes Drama's nannte. Späterhin übersetzte und bearbeitete er manche neuere französische Lustspiele, unter denen jedoch nur wenige ausgezeichnete sind.

Als Kritiker steht H. auf einer gewissen Stufe mit Auszeichnung und Sicherheit. Was Goethe vor dem Wilhelm Meister schrieb, hat vielleicht kein mit ihm gleichzeitiger gedruckter Kritiker mit solcher Sinnigkeit aufgefasst als er; dann gingen freilich manche Misverständnisse an, doch ist ihm nachzurühmen, daß er nie nachließ und stets bemüht war zuzulernen. Eine besonders in den letzten Lebensjahren nach zu vielen Seiten hin fahrende literarische Thätigkeit hemmte ihn jedoch, was deshalb mit einem bedeutsamen Warnungszeichen hier angeführt werden möge *).

§. 156.

C. F. Bretzner. Dieser wohlmeinende Schriftsteller, der als solcher nicht viel mehr wollte als dem Publikum ge-

*) Eine Darstellung seines anziehenden Lebens erschien 1806; meine eigene Ansicht ausführlicher als hier der Raum verstattete, findet sich in der Latona (Berlin 1811. S. 101. bis 131.

fallen, hütete sich in seinen Dramen besonders vor allem was man etwa dramatische Kunst nennt; und strebte dagegen so ganz und gar nach der Natürlichkeit, daß die Natur selbst nicht mitkommen konnte, sondern, mit seinen Schauspielen verglichen, immer etwas Phantastisches und Ueberschwengliches behielt. Er gleicht producirend etwa dem Maler von Ubeda, der, nach dem Bericht des Cervantes im Don Quixote, auf die etwanige Frage was er arbeite, gelassen zu erwiedern pflegte: „Was daraus wird." Seine Lustspiele, z. B. „der argwöhnische Liebhaber," haben eine gewisse ehrliche Rohheit mit einzelnen glücklichen oder pikanten Situationen und muntern Einfällen durchflochten, doch erreicht leider zuweilen jene Roheit eine gewisse — kolossale Entsetzlichkeit, z. B. im „Räuschgen," wo die Ueberderbheit sich dergestalt behaglich laufen läßt, daß es schwer ist, die eigne Behaglichkeit dabei zu retten, da das zehnjährige (!!) sehr verliebte Mädchen, welches mitten hindurch hüpft (vielleicht die geistige Mutter der Kotzebueschen Gurli) seine Künste nur vergeblich aufbietet. — Dennoch ist nicht zu billigen, daß das Publikum, wie es scheint, die sämmtlichen Bretznerischen Komödien in die literarische Polterkammer geworfen hat, denn es wäre nicht unmöglich, aus manchem seiner Stücke, wenn man etwa ein Drittel desselben verwürfe und den Rest verfeinerte, etwas Gutes zu machen.

Bretzner zeigte einen nicht geringen Eifer für die deutsche Oper und Operette, ein Streben, das allerdings zu loben sein würde, wenn die Kraft nur einigermaßen mit dem guten Willen Hand in Hand gegangen wäre. Da die Deutschen aber in Hinsicht der genannten Dichtungsgattung fast gar keine Wahl haben, sondern vorlieb nehmen müssen mit dem, was eben da ist, so fand man sich aufgelegt, ihm selbst für die sehr mangelhaften Sachen zu danken, die er

geben konnte. Sein „Irrwisch oder das wüthende Heer" sein „Apfeldieb" u. a. sind ehedem beliebt gewesen, besonders um jener Bravourarien willen, die fast nur aus Rouladen und Trillern bestehen, und bei denen die angestrengte Stimme der Sängerin an jene hüpfenden Geister in einem arabischen Märchen erinnert, welche auf der Spitze einer Nähnadel tanzen müssen.

Ein andres ist es mit der „Entführung aus dem Serail," die ohne Musik nur einer übelgebauten Lehmhütte gleicht, durch Mozarts Kunst aber zu einem herrlichen Feenpalast umgewandelt worden ist. Durch ihn blühet hier die tiefe und zarte Neigung des Abendlandes neben der farbig leuchtenden Pracht der Orients, die glühende Leidenschaft und Eifersucht neben dem gaukelnden Scherz und der muthigen Lebensfreudigkeit, und in dem letzten Duett ist selbst der Tod zu einem festlich schönen Triumphgesange geworden, der doch in seiner Festlichkeit wieder so milde ist, und so rührend sanft das Heiligste im menschlichen Gemüthe löset. Mit einem Wort: Wir haben hier eine Oper erhalten, die wir mit stolzer Freudigkeit und inniger Ueberzeugung Shakspears Romeo und Julie fast gleich setzen dürfen.

B. ist freilich an allem diesem Herrlichen sehr unschuldig, doch hat er wenigstens (das Lob klingt freilich übel) nicht zu sehr gestört. Auch wollen wir ihm als einen witzigen Einfall nachrühmen, daß er seinen Bassa als ungeliebten Liebhaber nie singen, sondern stets in purer blanker breiter Prosa reden lässt; doch ist freilich nicht zu läugnen, daß dieses Gelungene — eine zweckmäßig fortdauernde Aposiopese — ohne sonderliche Schwierigkeit zu erreichen war.

§. 157.

Emanuel Schikaneder. Es gehört keine besondere

Scharfsichtigkeit dazu, um in diesem Schriftsteller eine große Menge von Ungebührlichkeiten, Rohheiten, Sünden gegen die Sprache, und seltsam tönenden falschen Reimen wahrzunehmen. Zweckmäßiger dürfte es jedoch sein, auch einmal (um recht popular zu reden) den Spieß umzukehren, und zu fragen, woher es wohl komme, daß seine Oper „die Zauberflöte" ein so ungemeines fast beispielloses Aufsehn und Interesse in Deutschland erregt, ein Beifall der sich auch in Frankreich, wenn gleich nur nach verjüngtem Maaßstabe, geäußert hat. Wenn wir nämlich die Oper als ein Feenkind aus dem Lande der Romantik betrachten, so möchten wohl wenige Kinder anzutreffen sein die in jenem Lande so munter schwebten als die genannte Production. Sei es, daß der Vf. es durch bewußtloses Talent wie durch einen Zufall traf, oder daß wirkliche Klarheit ihn leitete, die man ihm gewöhnlich (und wohl mit Recht) nicht zuzutrauen pflegt; genug daß er wirklich getroffen. Schon Herder, der oft überstrenge, — und z. B. den Don Juan gänzlich misverstehende — räumt ihm in seiner Adrastea etwas Aehnliches ein, und Goethe hat bekanntlich eine Fortsetzung jenes Werkes begonnen, woraus deutlich genug hervorgeht, wie werth ihm dasselbe sein müsse. Es lohnt deshalb sehr die Mühe, jene Oper näher zu betrachten, deren Charakter sich als derbe und rohe Freiheit nach allen Seiten hin beurkundet.

Man hat von dem Text der Zauberflöte sehr mannigfaltige und seltsame Auslegungen versucht, die als Uebungen des Scharfsinns nicht übel sein mögen; zum Theil aber auch, mit Beisetzung aller dieser Auslegungen, die ganze Oper als das bizarrste Gemisch von Albernheiten, und alle jene milden Kritiken, und um so mehr, wenn sie geistreich waren, durchaus verworfen, weil, wie man meinte, bei der-

gleichen Versen, die fast nur aus schwülstigem Unsinn oder gemeinen Fadaisen bestehen, an gar nichts Geistreiches zu denken sei. Die Gutmüthigern stimmten dahin, daß man, des allen ungeachtet, an diesem wunderlichen Wirrwar sich nicht übel ergötze, und zuweilen wohl gar von ganzem Herzen lachen müsse, daß man überhaupt in eine Art von poetischer Träumerei versetzt werde, daß einem zu Muthe werde, als schwimme man etwa in lauem Wasser u. s. w.

In der That liegt der Reiz jener Oper nicht ganz allein in der Musik, indem wir deren Vortrefflichkeit bei der bloßen Aufführung in einem Concerte nicht so vollständig genießen, als selbst bei einer nur mäßig guten Aufführung der Oper selbst. Und was ist es denn nun das uns in diesem Schauspiel anzieht? Unmöglich können es die überaus schlechten Reime sein die den Verfasser fast tückisch verfolgen, oder die meist platten Späße des Papageno, oder die noch platteren weiberhassenden Gemeinsprüche des Sarastro, oder die Inkonsequenz des Tamino u. s. w. Die Quelle jener Ergötzung liegt tiefer, denn sie geht hervor aus der Anschauung der nicht ohne Kühnheit hingeworfenen Umrisse des Ganzen, die uns gleichsam einladen, sie mit kräftigern und anmuthigern Figuren zu erfüllen als die sind, welche die unsichere Feder des Verfassers oft nur auf gut Glück hinwarf. Denn Absichtlosigkeit ist allerdings das Schicksal, das über diesem Stücke schwebt. Allein gerade durch diese Absichtlosigkeit ist auch dem Zuschauer die Freiheit gegeben, mit Lust zu deuten die schwankenden Formen, und aus den wenigen glücklicher gediehenen Keimen eine neue Schöpfung spielend selbst hervor zu rufen. So daß also der Dichter, wenn auch sein Werk wie es jetzt ist, nicht dichterisch wäre, den Zuschauer dichterisch machte, was einem ganz talentlosen Autor nie gelingen kann. —

Ist aber erst das erreicht, wie leicht ließe sich dann der steife Dialog geschmeidig machen, den Versen die Härte benehmen, einzelne Platitüden zum Epigramm umbilden, und den moralischen Gesängen eine Ahndung vom Erhabenen geben. Tamino's unbeholfene Sentimentalität würde eben durch ihre Wunderlichkeit interessant werden, und sein Verhältniß zu der ein wenig feisten Naivetät des Papageno fast einen Hauch von Poesie bekommen. Ueberhaupt ist nicht zu läugnen, daß in diesem Verhältnisse, auch ohne jene angedeutete Metamorphose, etwas anziehend Ironisches liege, das kein ganz prosaischer Geist würde haben bilden können, indem es wohl gar zuweilen an die unnachahmlich erfundene Verbindung Don Quixote's und Sancho's erinnern dürfte. Erinnern, sag' ich, nur aus weitester Ferne erinnern, denn daß hier auch nicht die mindeste Vergleichung des beschränkten und verworrenen Sch. mit dem großartig klar und poetisch ausgebildeten Spanier statt finden könne, braucht wol kaum bemerkt zu werden. —

§. 158.

Daß die Königin der Nacht mit wenigem Anstand und vielem Pathos fait von der Erhabenheit zu machen strebt, ist gar nicht übel satirisch gedacht, denn sie imponirt nur durch ihre dunkle formlose Verworrenheit, deren einzelne Punkte man nicht zählen kann, welches sich aber um so besser macht, je mehr dünne glasartige Durchsichtigkeit in der theophilanthropischen Aufklärung des Sarastro, ihres Gegensatzes, zu finden ist. Diese kokettirende Aufklärungswuth, einzeln genommen, kann ihn zwar nicht anders als langweilig machen, allein in dem Verhältniß zu den andern Personen die ihn meistens ohne es zu wissen und zu wollen parodiren, nimmt sie sich recht artig aus und verfehlt den bezweckten (?) Eindruck keinesweges. Die Priester, deren Oberer

er ist, machen ihm gleichfalls nicht wenig Ehre, da sie wohl zu wissen scheinen, welch eine schwierige Sache es ist, sich aus der Nacht des dichterischen Aberglaubens hervorzuarbeiten, und wie sauer man es sich muß werden lassen, ehe man sich ein klein wenig erleuchtet fühlt. Nur begreift man nicht, wie diese unmaaßen modernen Naturen sich mit der Anbetung der Isis befassen können, da sie doch wie billig alle Mystik verbannen, und statt dergleichen feierliche Possen in dem heiligen Hain vorzunehmen, sich lieber zu der Herausgabe irgend einer theophilanthropischen Monatsschrift oder moralischen Theaterzeitung anschicken sollten, die Papageno nachher, zum köstlichen Divertissement aller noch ergötzbaren Zuhörer, ein wenig persifliren könnte. Da nun aber durch diesen geheimnißvollen Götzendienst jene Charaktere gleichsam wieder aufgehoben und zerstört worden sind, so läßt diese seltsame Idee des Verfassers abermals manche Muthmaßungen zu, in denen ich meinen Lesern nicht vorgreifen mag.

Hier dürfen auch die „Genien" nicht vergessen werden, da sie bei ihrer drolligen Gutmüthigkeit eine kleine gutmüthige Erwähnung wohl verdienen möchten. Einige Zweideutigkeit in ihren Dienstverhältnissen abgerechnet, sind es leidlich brave Jungen; nicht eben flüchtige fantastische Wesen, mit denen sich hier auch nichts anfangen ließe. Sie lassen sich den Tamino, die Pamina und den Papageno wohl angelegen sein: dem erstern geben sie gute Lehren, zeigen sich der Aufklärung sehr gewogen und freuen sich, daß nun der Aberglaube bald schwinden und der weise Mann siegen werde; die zweite retten sie vom Selbstmorde, indem sie versichern, daß ihr Jüngling vor Gram vergehen würde, sollte er dies gefährliche Manoeuvre mit ansehen, dem dritten entreißen sie sogar den Strick, zu dem er in der Perturbation seines Gemüths gegriffen hatte; äußern aber dabei

den niederschlagenden, mit nichten aufgeklärten Satz: man lebe nur einmal. Die Hauptsache aber ist: Sie bringen Essen und Trinken: hier erblicken wir den Gipfel ihres humanen Charakters und des Stücks. Sie ahnden, daß die armen Pilger, da sie einmal dem bizarren prüfungslustigen Saraſtro in die Hände gefallen sind, gar manche harte Probe bestehen, ja sogar, der Veränderung wegen, einmal durch Feuer und Wasser gehen sollen, wozu sie Kraft und Stärkung nöthig haben. Deshalb versorgen sie denn auch, den sonst beliebten Brownischen Aerzten gleich, die Liebenden mit Fleisch und Wein. Freilich genießt Tamino, wie ein unartiger Kranker, nichts von dem allen, dafür ergeht es ihm aber auch bei weitem schlimmer als dem Papageno, der doch in der That über das Ganze durch seinen halbschierigen Spaß die Oberhand behält. Jenem kommt indeß auch seine japanisch-prinzliche Vornehmheit (die ihn leider dem Scherze unzugänglich macht) zu Hülfe; ja ihm müssen sogar Freunde und Feinde dienen, indem die Flöte der nächtlichen Königin ihm selbst dann noch Nutzen bringt, wenn er bereits mit dem Tageskönig vertraut worden ist.

Noch verdient bei Saraſtro das Summum des prosaischen Sinnes bemerkt zu werden, sein Weiberhaß, der sich an dem unmilden Gemeinplatze labt: „Ein Mann muß euer Führer sein; denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus ihrem Wirkungskreis zu schreiten.“ Wie aber oft der erhitzte Schüler den Meister noch übertrifft, so auch Tamino, der, nicht ohne consistente Plattheit, in Beziehung auf die drei nächtlichen Damen, den Spruch fallen läßt: „Ein Weiser prüft und achtet nicht was der gemeine Pöbel (!) spricht,“ worauf vielleicht nicht ganz unbillig die gewichtige Antwort hätte fallen können, welche die Königin Elisabeth einst dem Grafen Essex ertheilte. Es ist nicht zu verkennen, daß S. hie-

bei,

bei, wenn auch abermals bewußtlos, einige satirische Streiche gegen seinen eignen Helden geführt habe.

Da wir Papageno eine Art von Truffaldin werden sollte, wovon er wenigstens einigen leidlichen Beischmack hat, so scheint es mit dem Mohren Monostratos auf einen bösen Narren abgesehen zu sein, doch ist diese Absicht nicht eben zur glücklichen Erscheinung gekommen. Man könnte — durch so Manches im Stück zur Derbheit verführt — sagen, er sei im ästhetischen Backofen plötzlich umgeschlagen, oder, in einem andern betrübten Gleichnisse, in der romantischen Garküche ein wenig verkocht worden, so daß auch das einzige Individuelle in ihm, seine africanische Liebe, sich ziemlich unangenehm mache *).

Wie man aber von so manchem mit Müh und Noth zusammengearbeiteten Schauspiel nur etwa sagen kann, es habe einige interessante Einzelnheiten, so nicht von jener Oper, die eben durch die Umrisse des Ganzen anzieht, während das Einzelne gar nicht sonderlich ausgefallen ist. Und so ist denn Mozart wahren Lobes würdig, daß er gerade diesen Text gewählt, um ihn durch seine tiefsinnig heitere Zaubermusik zu verklären.

§. 159.

Wer etwa durch dieses Urtheil zu sehr überrascht wird, möge nur an Figaro's Hochzeit denken und er wird inne werden, daß M. nie eine ungünstigere Wahl traf, als da er dieses Intriguenstück komponirte. Beaumarchais Lustspiel ist kalt-lächelnd, ruchlos-fein, halb-romantisch, halb-phantastisch (schon um deswillen ohne Poesie und Phan-

*) Es mag erwähnt werden, daß einige dieser Bemerkungen über S. und die Zauberflöte bereits im Jahre 1802 geschrieben worden sind.

taste) leicht, gewandt und witzig-pikant. Es hat indessen eine nicht geringe Bedeutung, da es den Maaßstab angiebt, wie weit es die Franzosen in der romantischen Poesie bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gebracht hatten. Es gewährt einen eigenen Genuß, die Gräfin Almaviva mit — Schillers Gräfin von Savoyen, und den Cherubin mit — Göthe's Mignon zu vergleichen. Ja sollte es noch Deutsche geben, die in ihrem ganzen Leben niemals stolz gewesen sind, so müßten sie es wenigstens in dem Augenblicke werden, wenn der Gedanke einer solchen Vergleichung sie durchblitzt.

Was hat nun Mozart für dieses Stück gethan, als er den Zauberstab seiner Tonkunst an dasselbe legte? Er hat sich mit einer so schuldlosen Genialität benommen, daß er schon um deswillen den Beinamen eines „Kind-Engels," den unser Jean Paul ihm giebt, verdienen würde; wobei wir jedoch nicht vergessen wollen, daß dieser Kind-Engel auch ein wahrhafter Riese sein konnte, wenn es galt, Erde, Himmel und Hölle zusammen zu fassen, wie im Don Juan geschehen. Aber im Figaro wandelte er alles vom Dichter gegebene um. — Die Ruchlosigkeit des Ganzen ward durch ihn zur genialen Lebensfreiheit, der schneidende Witz zum gemüthlichen Humor, die Lüsternheit zur Sehnsucht, die Grundlagen des Stückes: List, Sinnlichkeit und Sündigenwollen hat er ganz zerrissen, und statt dessen (wenn wir so sagen dürfen) mit einem farbigen Blüthen-Regen fast sämmtliche Personen eingehüllt und endlich gar entsühnt.

Wir könnten den Beweis durch das ganze Stück führen; aber es sei genug an einigen wenigen Belegen für unsere Ansicht. Kann der Cherubin, wie ihn Beaumarchais schilderte, seine Gefühle in solchen Tönen aussagen als Mozart ihm in der ersten Arie: Non so piu cosa son,

cosa faccio" u. s. w. geliehen hat? Gewiß nicht. Was ihn quält ist eine verbrecherische Leidenschaft, die sich in ganz andern Klängen auszusprechen pflegt. Was Mozart ihn singen ließ, wäre fast geeignet auch aus — Mignons Munde zu tönen, doch bedarf es wohl des Zusatzes nicht, daß dann die unbedeutenden Worte erst in bedeutende verwandelt werden müßten.

Man sehe ferner das Duett zwischen dem Grafen und Susannen „Crudel, perche fin' ora far mi languir così" (Akt III. S. 16.) und das Briefduett zwischen der Gräfin und Susanna: „Che soave Zeffiretto" u. s. w. (Akt. III. S. 20.)

Ist nun der Text auf frivolem (Herzens) Grund und Boden erzeugt, so entwuchs die Musik einem mildheitern, in den mannigfaltigsten Farben leuchtenden, machtvoll unschuldigen Gemüth. Dadurch entsteht freilich ein Kampf zwischen Musik und Text, aber ein erfreulicher, denn dieser Kampf wird in jedem Augenblicke zum Siege des Vortrefflichen über das Frivole.

Sollen wir ein Gleichniß geben, so würden wir sagen: Das reine göttliche Feuer ächter Kunst löscht auch das Salzwasser pfiffiger Prosa aus. Nur wenn das Salzwasser — frei strömt, d. h. hie und da in dem Text den keine Musik begleitet, kann uns unheimlich zu Muthe werden; doch giebt es Rettung in dem wohlbekannten, einfach-zweckmäßigen Mittel: — dann nicht zu hören.

Oder sollen wir ein Gleichniß aus den alten Mythen hernehmen, so wollen wir sagen, Mozart sei hier ein fröhlich-weiser Herkules, der den erdgebornen Feind nicht auf der Erde besiegt, die diesem Kräfte leihen würde; sondern in den Lüften, wo Er herrscht. Aber, indem er hier siegt, vernichtet er den Besiegten nicht, sondern haucht ihm nur ein neues Leben ein.

§. 160.

August Wilhelm Iffland, geb. 1759. gest. 1814. Bei dem oft wahrgenommenen Streben der Deutschen nach der Mitte hin, bei ihrer Neigung zu intensiver Gedrängtheit u. s. w. gedeiht bei ihnen unter anderm Guten ganz besonders das Familienleben, dessen tief ernste und anmuthig-fröhliche Idee sie nicht selten rein auffassen und praktisch darstellen. Was war natürlicher, als daß endlich auch ein Schriftsteller aufstand, der wenigstens eine Ahnung dieser Idee auf der deutschen Bühne anschaulich zu machen suchte, und was war billiger als daß die Deutschen ein solches Streben anerkannten? Ifflands Muse war die Sehnsucht nach der Stille, nach heiterer Begränzung, nach dem redlich Ernsten; und die mannigfach bunt auch sein eigenes Leben spielte und wechselte: jenes Sehnen und Ahnden blieb dennoch stets in ihm. Wir müssen dies annehmen, weil wir sonst manche seiner Dramen als Erzeugnisse des bloßen Zufalls betrachten müßten, ein Gedanke der durchaus unhaltbar ist. Für die Tragödie fehlte es ihm an Tiefe und Umfang der Phantasie, für das Lustspiel an schaffender Kraft, leichtem Scherz, und muthwilliger Beweglichkeit; und so bauete er sich bescheiden ein Haus (oft waren es nur Hütten) in der Mitte zwischen beiden großen Gattungen der dramatischen Poesie, und nannte es Familiengemälde. Da er selbst bekanntlich höchst ausgezeichnet war als mimischer Darsteller in einer gewissen Sphäre, so fühlte er sich gar bald hier heimisch, und ein gebildeter Geist, mannigfaltige Erfahrungen, wie sie ein reiches, raschbewegtes Leben zu geben pflegt, mäßiger Witz und ein gewisser haushälterischer Humor kamen ihm dabei zu Hülfe. Was dennoch entschieden arm und dürftig war, konnte (das wußte der Mime gar wohl) durch die Bühnendarstellung leicht verhüllt werden.

In gewisser Hinsicht ist Iffland als Erfinder, wenigstens als der erste und beste Erneuerer dieser Gattung des Drama's zu betrachten. Es ist mir nicht unbekannt, daß sich schon in gar frühen Zeiten und gar alten Dichtern Hindeutungen und Richtungen auf das Familien-Gemälde finden und wir dürfen hier z. B. Euripides Alceste, Terenzens Brüder u. s. w. nennen. Ferner wissen wir recht wohl, daß manche Englische Dramatiker des achtzehnten Jahrhunderts ähnliche Andeutungen haben, daß endlich Goldoni in einigen Stücken, besonders aber in seinem „Familienvater," Diderot in seinem „natürlichen Sohn" und dem „Hausvater," und Beaumarchais in der „Eugenie" gänzlich auf ein Familiengemälde hinarbeiteten. Was nun jene Alten betrifft, so werde nur erinnert, daß einzelne Andeutungen hier nicht entscheiden können, und in Beziehung auf jene Neueren, daß ihnen solche Arbeiten fast ganz misslungen sind. Den letzten Satz zu beweisen wird man uns wohl erlassen, wenn man sich der treffenden Bemerkungen von A. W. Schlegel über jene Schriftsteller, (deren sonstigen Werth wir nicht verkennen) erinnern will. Jene Familien, welche Goldoni, Beaumarchais und Diderot schilderten, schweben, unsers Bedünkens, größtentheils entweder in der leeren Luft, und zeigen sich erhitzt und phantastisch, was eine Familie nie sein darf, oder sie sind so flach und so locker in sich selbst, daß wir sie gewissermaßen nur als Titularfamilien ansehen können.

Ganz anders, ernster und wichtiger alles nehmend, erscheint unser Iffland, und zwar besonders rein bei seinem ersten Auftreten als Dichter der „Jäger." Hier ist eine wirkliche Familie, d. h. ein kleiner Staat, den Religion, freie Liebe und nothwendiges Gesetz zusammenknüpft. Der Vater ist ein vortrefflicher Unterthan seines geliebten Landes-

schosten; doch in seinem Hause ist er selbst ein strenger und geliebter Herr. Die Mutter, der Sohn, die Pflegetochter, die Hausfreunde, die Diener: alles hat seine bestimmte Stelle und bildet ein organisches Ganze.

Das ganze Dorf ist gewissermaßen eine einzige Familie, welche aus dem Försterhause Bildung und Liebe empfängt. So erweitert sich die Aussicht auf eine erfreuliche Weise, und unser Blick ist keineswegs, (was so leicht peinlich wird) an ein bloßes Zimmer geheftet.

Aber diese Familie ist nicht bloß eine wirkliche Familie im Allgemeinen, sondern sie ist auch eine entschieden Deutsche. Sollte etwa ein Fremder den guten alten Ausdruck: „ein Mann von deutschem Schrot und Korn" noch nicht gehört haben und nicht verstehen, so würden wir ihn, um ihn schnell abzufertigen, nur auf den Oberförster in dem genannten Stücke verweisen, und sagen: „Hier ist einer; obwohl es noch hundert Tausende giebt, bei denen sich jenes Schrot und Korn anders gestalten kann." Man betrachte sein Leben als Bürger, als Ehemann, als Vater und Freund, wie es sich äußert in Liebe und Zorn, in Kraft und Freude und Schmerz, so wird man anerkennen müssen, dies sei Deutsch. Er ist treu wie der Fels der seine Hütte trägt, doch auch mitunter rauh wie dieser; aber sein innerer Kern ist sanft und voll Menschenliebe; und wenn der schützende Wald fast finstere Schatten wirft, so blickt doch das Abendroth gern auf seine Wipfel.

Ueber die Oberförsterin ist von jeher wohl nur Eine Stimme der Liebe gewesen. Denn wer sieht sie nicht, wer fühlt sie nicht in ihrem anspruchlosen, doch auch der vornehmsten Natur innerlich befreundeten Leben. Von ihrem ersten Auftreten an mit der Morgenlampe, wie sie dem heftigen Sohn den Kaffee einnöthigt, weil der „den

ganzen Menschen erwärmt," bis zu dem letzten süßen Theilnehmen über die Rettung des Verloren-geglaubten ist alles gut und einfältig und aus Einem Stück, und doch wieder so reich und mannigfaltig; denn was könnte sonst reich sein als das Menschenherz? Ein solcher Charakter kann nur dem Schriftsteller gelingen, der der Anschauung im tiefern Sinne fähig ist, so wie denn auch dem rechten Zuschauer manche ihrer Worte nie verklingen, eben weil sie so unendlich einfach, und doch die einzig rechten für diesen Charakter sind. — Dahin gehört die scherzend ernste Ermahnung an die Pflegetochter: „Wenn Du einmal heirathest, nur gleich auf die Autorität gehalten." — zu ihrem Manne: „Du sollst mir nicht ausgehen, ehe Du nicht wieder gut bist." — nach der über das Benehmen des Mannes: „Ach wenn ich ihn nur noch recht lange brummen höre." — „Es ist doch mein Alter nicht." (Der Schulze nämlich.) — Im letzten Akte haben mich von jeher die paar Worte gerührt: „da steht auch noch alles, wie wir es gelassen haben!" denn es ist durchaus wahr, daß eine wackere deutsche Hausfrau, von jeher an die höchste Ordnung und Bestimmtheit des äußerlichen Lebens gewöhnt, selbst im Augenblick des größten Seelenschmerzes noch betroffen und beleidigt werden kann durch den Anblick der Unordnung.

§. 161.

Die Beschränkung des Raumes nöthigt mich hier abzubrechen, und in Beziehung auf die übrigen Charaktere des Stückes, auf die „freundlichen Schriften" zu verweisen, (Th. II. S. 306. ff.) aber auch in gegenwärtigem Buch darf wenigstens angedeutet werden, welch eine rein idyllische Poesie hier waltet, von der, als solcher, auch das tief Rührende nicht ausgeschlossen bleibt. Ist es nicht dichterisches Talent,

welches vermochte, uns durch eine einzige herzliche Unterredung zwischen Anton und Friederiken, dieses dauernder Interesse für die Neigung beider einzuflößen? Ist es nicht rein tragisch gedacht, daß gerade beim fröhlichen Becher, den das herrliche Rheinweinlied weihen soll, und zwar bei den Worten;

Und wüßten wir wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein —

das Unglück hereinbricht, das die Familie zu Grunde zu richten droht. U. s. w.

Auf diesem Wege blieb aber Iffland nicht lange, und da ihm einmal gelungen war, das Herz zu ergreifen, so nahm er es leider nicht selten auch durch den trockenen Ernst des gemeinen Lebens, das sich dann in widerwärtiger Schroffheit hinstellt, auf eine harte Weise in Anspruch (z. B. in den „Mündeln"). Gehaltvoller ist „Verbrechen aus Ehrsucht," da hier dem Verfasser gelungen ist, die an sich gemeinste und widerlichste Sünde, den Diebstahl, zu einem leidlich tragischen Hebel zu machen. Aber das Unmögliche: hier Poesie hinein zu zaubern, konnte er freilich nicht möglich machen. Diese finden wir jedoch in den „Hagestolzen;" aber freilich nur eine seltsam gedrückte, sorgsam zugemauerte Poesie, — ähnlich etwa einem Genius, der, wie arabische Märchen erzählen, in eine Flasche gekerkert und versiegelt worden, und nun nicht recht Athem schöpfen kann. — Wir finden im „Frauenstand" ein verblühtes Mädchen, das ehedem einen Jüngling liebte, der jetzt als der Gatte einer Fremden neben ihr steht, und dürfen es für eine Annäherung an das Tragische halten, daß dieses Mädchen jetzt ihre ganze Kraft an den einzigen Moment setzt, in welchem ihr jener Mann das Geständniß thun soll, er sei — unglücklich verheirathet. — Auch in der „Selbstbeherr-

schung," der „Auftritt," besonders aber in der „Reise nach der Stadt," u. s. w. finden wir manche wohlgelungene Situationen, und es giebt vielleicht kein Iffländisches Stück, in dem nicht wenigstens Ein Charakter von der Menschenkenntniß des Verfassers Zeugniß giebt. — Es scheint mir besonders wichtig, gerade jetzt auf das mannigfaltige Gute in Ifflands Schauspielen aufmerksam zu machen, da die meisten neueren deutschen Schau- und Lustspiele sehr seicht und frivol sind, weshalb sie ihren Platz tief unter den Iffländischen nehmen müssen.

Ueber das Verfehlte der meisten Iffländischen Stücke noch ausführlich zu reden, halte ich für sehr überflüssig, indem dasselbe fast jedermann in die Augen leuchtet. Es beruht, um es mit sehr wenigen Worten zu sagen, auf der meist ängstlich engen Ansicht vom Leben überhaupt, von dem Staat, von den Bürgerpflichten, vom Geld und von — der Liebe. Die letztere tritt besonders arm auf, und wird noch obenein stets gewarnt, sich ja vor aller Ueberschwenglichkeit, an die hier gar nicht zu denken ist, zu hüten. Zum Glücke steht wenigstens dafür in den Iffländischen Stücken Freundschaft und Ehe zwar noch lange nicht in genügenden, doch in besseren Ehren.

§. 162.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue, geb. zu Weimar 1761, ermordet zu Mannheim 1819. Ehe wir zu einer nähern Charakterisirung übergehen, möge abermals an das alte Wort erinnert werden, daß ächtes Genie den Menschen veredle und das Urtheil stärke, während ein leichtes Talent nur das Gemüth schmückt und schwächt. Es giebt keinen Schriftsteller aus dem sich der fast endlose Unterschied zwischen Genialität und Talent so deutlich zeigen ließe als Kotzebue. Indem wir nun das, was in der Kunst und

Genialität ewig als unbegreiflich und geheimnißvoll anerkannt werden soll, billig auf sich beruhen lassen und vollkommen anerkennen, ist es für die gegenwärtige Beziehung genug, wenn wir hier die Genialität als die gleichmäßige Ausbildung aller edlen geistigen Kräfte im Menschen, hingerichtet zum steten Produciren und Reproduciren, bezeichnen. Was aber aus dem Mittelpunkt oder der Harmonie des geistigen Menschen hervorgeht, wird auch stets auf die reine Gesammtheit im Menschen einzuwirken im Stande sein, und zwar mit jener Sicherheit, die ein abgeschlossenes Kunstwesen in sich trägt und aus sich verbreitet.

Die Mehrheit der Menschen aber besitzt nicht nur nicht jene Harmonie der Kräfte und innerlich festen Zusammenhang, sondern ist geistig zerstreut und gesteht in offenherzigen Stunden selbst, daß sie — unsre ehrliche Sprache sagt es metaphysisch rein heraus — daß sie sich nur zerstreuen will und in dieser Zerstreuung allein den höchsten Genuß findet; woraus hervorgeht, daß das „Sich sammeln" für sie eine peinliche Arbeit ist. — Aber diese Mehrheit kann ihre eignen Zerstreuungen selbst nicht leiten, und sieht es gern, wenn ein wohlbegabter und angenehmer Mann ins Mittel tritt. Ein guter Vortänzer oder — Vorschneider ist überall willkommen, ein solcher ist Kotzebue, ja es hat nie einen behaglichern bequemern talentvollern Freudenmeister für die Menge gegeben als ihn. Das Talent als solches ist nämlich fast immer auf das Einzelne gerichtet, es hat sich mit den höhern Forderungen längst abgefunden, und ist nicht selten fast witzig um dieselben abzulehnen. Es liebt nicht die Philisterei, denn diese ist ihrer ganzen Natur nach trocken und langweilig; das Talent aber will sich ergötzen, und verdient für die Gutmüthigkeit Lob, daß es auch andern zur Ergötzung verhelfen möchte. Aber mit vielfältiger

Religion und Poesie will es auch nichts zu thun haben, denn es scheut jede höhere Anstrengung, und da es aus Eitelkeit die Scheu und Furchtsamkeit nicht eingestehen will, erklärt es lieber leichtsinnigerweise jenen Tiefsinn für gefährlich, warnt vor Schwärmerei und Mystik, welche nahe liegend drohen fallen u. s. w. — Haben wir nun bei K. das ausgezeichnetste Vermögen gefunden, sich und die Mehrheit zu ergötzen, die Zerstreuungen zu leiten, den ästhetischen Küchenzettel des Volks zu besorgen, den angenehmsten Maitre de Plaisir zu machen, so möge dieses Talent als solches gelten, was es gelten kann, denn es hat allerdings einen bestimmten Preis. Er hat es wahrhaft in's Große getrieben und zwar mit einer Gewandtheit und Raschheit, die in Deutschland besonders zu den Seltenheiten gehört. Bedurfte er nicht auch der dialogischen Kunst? und war es nicht gerade diese, die ihm seine verwundrungswürdigen Erfolge bereitete? Auch als Roman- und Novellendichter würde Kotzebue ein Liebling der Abonnenten in den meisten Leihbibliotheken geworden sein, oder vielmehr er ward es wirklich; aber wie wenig konnte ihm ferner nur halblaute Beifall genügen, ihm, dem das dialogische Talent ein weinendes und lachendes, jauchzendes und klatschendes Parterre zu verschaffen vermochte.

Da er fast immer dachte und empfand wie die Menge im leidlichen und meidlichen Sinne, dagegen aber wieder höher stand als diese, weil er in leichten Formen ernst und scherzhaft auszusprechen und darzustellen vermochte was jene wollte, wie hätte er nicht der Liebling des größern Publikums werden sollen? Es war als hätte man seine Arbeiten bestellt, und fielen sie nicht oft noch weit besser aus als die Besteller selbst zu hoffen gewagt hatten? Wirklich gelangte er auch nach und nach zu einer solchen Kenntniß jener Mehrheit, daß er vielleicht mit mathematischer Gewiß-

heit vorauszusagen konnte und ihr zusagen würde und was nicht. Welch ein interessantes Verhältniß zwischen ihm und dem Publikum! von beiden Seiten respectuös und doch vertraulich, sich wechselseitig zuflüsternd, lächelnd und gerührt, bittend und warnend. Wie war er doch so ganz frei von Eigensinn! und wenn ihn ja einmal seine Lust am Tragischen zu weit geführt hatte, (z. B. zu der Zeit als er Schillern nachahmte) und nunmehr seine Lieblinge voll getäuschter Erwartung ein wenig verdrießlich mit dem Klatschen inne hielten, wie bald machte er es wieder gut durch angenehme Kleinigkeiten, die an Leichtigkeit selbst die dünneste Luft übertrafen, oder durch rührende Häuslichkeit, die sich auch der etwanige Unhäusliche im Parterr gern gefallen ließ. — Dabei war es jedoch sehr seltsam, daß er sich durch diesen Beifall nicht ganz befriedigt fühlte, sondern auch so nebenbei den Vortrefflichsten, z. B. Goethen und Schillern zu gefallen strebte, was freilich unmöglich gelingen konnte. Dann rächte er sich wohl in unmuthigen Stunden durch witzlos bittere Kritiken, durch die man nichts erfuhr als daß er einigermaßen übler Laune sei, ein Gefühl welches mit den Jahren wuchs, da niemals eine Antwort von jener hohen Seite her erfolgte. — Ueber sein Verhältniß zur sogenannten neuen ästhetischen Schule ist wenig tröstliches zu sagen, seine Polemik geht fast immer ins Leere, und eine gewisse Unruhe, die er um so mehr fühlte, je weniger er sie zu erkennen geben wollte, raubte ihm, sobald er gegen jene Schule ankämpfte, leider auch fast allen Witz. Was er vollends in den letzten Lebensjahren von 1814 bis 19 geschrieben, wollen wir lieber ganz ignoriren, da wir ihn hier in einem Gebiete finden, von dem er nichts verstand, weshalb er auch, um diese Unkenntniß zu verhüllen, seine Zuflucht zu Mitteln nahm, von denen wir uns schnell wegwenden.

§. 103.

Indem wir uns nun auf das beziehen, was die „Umrisse" über ihn enthalten, bemerken wir hier nur Folgendes: Ihm fehlt ein Mittelpunkt, und eben deshalb auch der reine Kreis der Bildung. Er wandelt auf einer Linie hin und her und kommt nicht eigentlich weiter. Vergleichen wir eines seiner ersten Stücke „der Ehemann von Formentera" mit einem seiner letzten „Herrmann und Thusnelde," so finden wir, daß sie beide so ziemlich auf Einer Stuffe der Halbbildung stehen; nur daß das erste Stück diesmal mehr Freches enthält, wogegen ein andermal das umgekehrte Verhältniß statt finden dürfte. — Ueberhaupt die Philosophie ist ihm stets im Dunkeln geblieben, da er vielleicht nicht einmal Aufsätze wollte, als die unerträglichen Französischen Encyclopädisten gegeben haben. Von Kant und Fichte hat er nie eine klare Ansicht gehabt, obwohl häufig genug über sie zu scherzen versucht. Wie er über Religion dachte, hat er besonders in seiner Reise nach Italien auf eine Weise ausgesprochen, die selbst bei ihm noch befremden konnte, da sie kaum Mitleid, sondern nur Widerwillen und Ekel erregen muß. Wie ihm die Kunst überhaupt erschien, zeigt dasselbe Buch durch die Urtheile, welche er über Laocoon, den sterbenden Fechter, so wie über einige der herrlichsten Gemälde fällt. Auch von der Musik hatte er höchst seltsame Ansichten, wie wir sie noch nie vernommen. So erklärt er z. B. in dem Vorwort zu einem unbedeutenden Singspiele „die blühende Aloe" es sei ihm gar sehr zuwider, daß die Musiker manche Zeile oder gar ganze Verse wiederholen ließen, was eben so seltsam herauskomme, als wenn ein Dichter die Stellen in seinem Werke, die er für besonders gut halte, drei oder viermal dicht hintereinander abdrucken lassen wolle. Er geht in der Liebe für eine gewisse flache Begreiflichkeit

in der Musik so weit, daß ihm selbst Himmels Composition der Fanchon noch lange nicht leicht und verständlich genug ist. Nur die Composition in dieser blühenden Aloe von einem jungen noch unbekannten Musiker, empfiehlt und lobt er einstimmig, doch theilt er sie leider nicht mit. Wir gestehen unsre eifrige Begierde nach dieser Musik, um zu erfahren, wie sich wohl die zarteste aller Künste auf diese Weise gebehrden mögen.

Unter den Wissenschaften liebte er die Geschichte, und wandte sogar einen ausgezeichneten Fleiß für dieselbe auf, aber solche Anstalten waren fast beispiellos beschränkt und seine Urtheile oft voreilig und übermüthig. Das sogenannte gute Herz, besonders wenn es Armen- und Krankenhäuser baueten und reiche Almosen gab, galt ihm über alles; was aber sonst Großes und Schönes war — in den Ottonen und Hohenstaufen u. s. w. davon wollte er nicht nur nichts wissen, sondern schalt nicht wenig wenn man es ihm vorhielt.

Jede durchgreifende Kritik war ihm lästig; er übte sie selbst auf seine bequeme Weise und begnügte sich stets, über Einzelnheiten lobend oder schmähend hinüber und herüber zu reden.

Was also bleibt? Die Dichtkunst. In wie weit er aber sie üben konnte, wird schon durch das früher erwähnte gehandet werden können. Er hat sich versucht im Lied, im Roman, und im Drama. Seine Lieder sind leer und deshalb vergessen; Eins ausgenommen, das eine gute Stunde eingegeben hat, das wohl bekannte:

„Es kann ja nicht immer so bleiben"

Hätte K., der in solchen guten Stunden vielleicht sogar sich selbst überraschte, häufig den momentanen Aufschwung (Diminutiv-Begeisterung) für das kleinere Lied angewandt, so würde eine gewisse halbwitzige Nüchternheit, die ihn

häufig stört, weniger geschadet haben, da, wenn sie gekommen, das Lied schon — zu Ende gewesen wäre.

§. 164.

Im Roman mislingt ihm fast alles. Seine „Ildegerte von Norwegen" ist nicht erhaben, sondern widrig starr, seine „Ortenbergische Familie" bietet gleichsam fast nur wurmstichige Aepfel und Thränenkrüge; die viel spätere Leontine" und „Philibert," sind nur im Styl leichter, aber in der Anlage nicht minder verfehlt; ganz besonders widrig sind in der Leontine einzelne Kapitel, die wir nur im Allgemeinen als widrig krank bezeichnen wollen.

Dagegen steht er, wie bekannt, sehr glänzend oder doch wenigstens sehr schimmerreich als dramatischer Dichter, und wir dürfen selbst seine ungeheure Fruchtbarkeit, als solche, in der ihm kein deutscher Dramatiker gleich kommt, für ein Zeugniß seines seltnen Talents halten. Erwägen wir ferner, daß vielleicht kein Deutscher Dichter eine so ausgebreitete Celebrität gewann, als er, indem man sein Schauspiel in Lissabon und Archangel, in Island und Sicilien u. s. w. gern aufführen sieht, so müssen wir doch gestehen, daß irgend ein guter Grund für dieses halbe Wunder vorhanden sein müsse, wenn wir nicht etwa durch einen ungeheuern Machtspruch fast alle Europäischen Parterrs ästhetisch zu annihiliren gesonnen sind, welches denn doch ein gefährliches Unternehmen sein möchte. Dieser Grund ist klar genug, es ist das oben beschriebene, sich überall an die Ansichten und Launen der Mehrheit anschmiegende Talent, eine leichte Erfindungsgabe, die, obwohl häufig das schon dagewesene wiederbringend, dennoch immer den Schein der Neuheit zu bewahren weiß, eine große Kenntniß von allem was auf der Bühne Effect macht, eine allgemein verständliche Sprache,

ein wenigstens oft sehr flüchtiger und verfehlter, doch mitunter auch pikanter und in seiner Art unerschöpflicher Witz, oder, wenn man lieber will, Halbwitz, (Humor nie) ein fast immer siegreiches Vermögen, die Mehrheit der Zuschauer in Athem zu erhalten durch den Wechsel von oberflächlicher Rührung und bequemer Scherzhaftigkeit, endlich ein leichter, und, trotz einzelner Verkünstelung, fast immer sehr rascher Dialog. In dieser letztern Hinsicht ist K. höchst ausgezeichnet, nur daß wir freilich stets bedauern müssen, daß der pfeilartige Schnellsegler so arm befrachtet ist. — K's Trauerspiele und rührende Schauspiele bieten fast gar keinen Genuß, und schrecken oft durch Grund- und Bodenlose Irrthümer, auf denen sie ruhen, jede Theilnahme zurück. Auch ist, wie es scheint, fast jedes deutsche Parterre ihnen über den Kopf gewachsen, und selbst die ehedem so beliebte wohlmeinend weinende, moralisch ästhetische Amme, die sich vornehmerweise „Octavia" nennt, findet sich fast auf keinem deutschen Theater mehr ein. Besser steht es mit dem Lustspiel, obwohl auch hier der Genuß häufig verkümmert wird. Genau genommen kann überhaupt nur der tiefe Geist ein Lustspiel erschaffen. Dieses kann entweder als Parodie des Tragischen erscheinen, gleichsam enthüllend den dem ächten Ernste inne wohnenden Scherz, oder als reine Weltironie (alles dies findet sich bei Aristophanes) oder es tritt auf als eine in sich selbst befriedigte, rein romantische Welt, als Spiegel des Lebens das sich nur in der Freiheit gefällt, und von der Idee des Schicksals und des Todes nur scherzende Notiz nimmt. Was man aber bei dem oben geschilderten Talent ohne höhere Ansicht leisten kann, hat K. wirklich oft ergötzlich genug geleistet, besonders da wo sich das Lustspiel der Posse nähert. Wir führen hier zum Belege unsers Urtheils die Lustspiele und Possen: „die

Ver-

Verwandtschaften," der Wildfang," „die deutschen Kleinstädter," „der Wirrwarr," „Carolus Magnus," u. s. w. an, die — bei manchen Ungehörigkeiten und Plattheiten — dennoch einen nicht geringen Reichthum an ergötzlichen Scenen und leichten Scherzen in sich tragen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß auch über die genannten Lustspiele einige bitterlich ernsthafte Kritiker als über ganz verfehlte und grell übertriebene Späße die Achseln gezuckt haben; doch dünkt uns, sie seien um dieses gar zu spröden Vornehmthuns willen nicht sonderlich zu beneiden. Auch ließe sich fragen, ob nicht in jenem Achselzucken einige Ironie gegen die Zuckenden selbst mit obwalte. — Auch ein kleines Talent anzuerkennen hat ja etwas Erfreuliches, und hier findet sich in der That kein ganz geringes. Den Forderungen der Kunst sollen wir auch nicht das Mindeste abdingen lassen; aber auch in der Berechnung, wie nah oder wie fern irgend eine Anlage der Kunst stehe, liegt ein Genuß, den man sich nicht möge verkümmern wollen.

§. 165.

Hier endet in gewisser Hinsicht dieses Buch, und nur noch wenige kurze Bemerkungen mögen zur Vervollständigung des Ganzen dienen. Wie manches Einzelne in den poetischen Bestrebungen des letzten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts uns auch anziehen oder selbst unsere Bewunderung erregen möge; im Ganzen ist offenbar einige Lähmung und unersprießliches Ruhen auf alten Lorbeern wahrzunehmen. Schon um deswillen ist die Erscheinung Fichte's — die Wirksamkeit dieses stets mit kraftreichem Gemüth das Beste wollenden und nicht selten erstrebenden Mannes in Beziehung auf die höhere Gesammt-Bildung der Nation ist bei weitem noch nicht genugsam anerkannt —

Schleiermachers — höchst ausgezeichnet als Uebersetzer des Platon und als Kanzelredner — der Brüder Schlegel, Hardenberg's (Novalis), Tieck's und andrer wohlbegabter und muthiger Philosophen, Dichter, Redner und Kritiker, als eine wahre Wohlthat für Deutschland zu betrachten. Selbst die Irrthümer, welche einige derselben mitbrachten, waren nur für den Moment gefährlich, und sind jetzt größtentheils abgestreift worden; im Ganzen war was sie schafften und bildeten, urtheilten und zweifelten, wenigstens bedeutsam und regte an zum Selbstdenken und Selbstschaffen; ja wenn einige auch mitunter im Zerstörungstrieb zu weit gingen, so war doch auch manches was sie aus früher oft misverstandener Fremde rein zurückbrachten oder selbst baueten: mehr als Ersatz. Ich habe vor einigen Jahren in dem Werk „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818" (Berlin 1819, 2te Aufl. 1821.), den Werth und die Wirksamkeit dieser Männer anzudeuten versucht, weshalb hier eine neue Ausführung oder gar Wiederholung nicht zweckmäßig sein würde, und ich darf deshalb den Wunsch aussprechen, daß man die genannte Schrift als den vierten Band des gegenwärtigen Werks betrachten und benennen wolle.

Sollte jedoch nun noch jemand nach der allerneusten Zeit und der gegenwärtigsten Gegenwart fragen, so sei mir verstattet, zuvörderst bloß zu bemerken, daß die häufig vorkommenden ästhetischen Sünden und Mängel derselben — so wie die seltnen und seltneren *) — jedem eindringlichen

*) Finden sich doch sogar einige — wenn auch zum Glück nur sehr seltene — Beispiele, daß einem Schriftsteller Ansichten angedichtet und fast wörtlich ausgezogen werden, von denen sich, wenn man in seinem Buche selbst nachschlägt, auch nicht eine

Blick so offen daliegen, daß eine ausführliche Erörterung unnöthig sein möchte, besonders da auch in gegenwärtiger Schrift hie und da darauf hingedeutet worden ist. Betrachten wir das Verhältniß des heut zu Tage unwürdig redenden und dichtenden Schriftstellers zu denen welche jetzt, wie sonst, wahrhaft würdig reden und dichten, so möchte es wohl (so seltsam fantastisch und hyperpathetisch es auch klingen mag) in mancher Hinsicht sich vergleichen lassen mit dem .... Verhältniß eines Theils des französischen Heers zu dem englischen, am Vorabend der Schlacht bei Agincourt, wobei ich mich lediglich auf die großartig rührende und geistreich satirische Schilderung Shakspears zu beziehen brauche. Fünf übermüthige Franzosen gegen Einen Engländer: der Gedanke könnte freilich Besorgniß erregen; aber man erinnere sich des Ausgangs dieser Schlacht, so wird in jenem Vergleich der schönste Trost liegen. — Und wahrlich auch heute noch blüht unser liebes Deutschland in frischen Kräften; und nie kann das Würdige, Tiefe, Aechte, Heitere, möge es auch noch so oft angeschrien oder gar frech geschmäht werden, aufhören unter uns heimisch zu sein. Auch wir haben, dem Himmel sei Dank, auch in der poetischen Welt noch einen genialen Heinrich, und mehr als einen, auch bei uns waltet ein alter theurer Erpingham, ein gewaltiger Salisbury, und in einiger Ferne von dem Kreise der andern feierlich ernsten und tapfern Führer, nimmt sich auch der ehrliche drollige Fluellen, der mäßig gesinnte Gower, und der kecke Williams ganz wohl aus. Wie sollte ich mir deshalb

---

Spur findet! — Da mir diese immense Ungebührlichkeit — deren hier mit einem Federzuge zu erwähnen als Pflicht erscheint — wirklich begegnet ist, so darf ich billigen Lesern wohl zuweilen das Nachschlagen zumuthen. (Vergl. den Schluß der „Nachträge" zu den „Umrissen.")

die Freude — die man ja wohl genießen darf beim Schlusse eines Werkes, das Jahre lang die Kraft in Anspruch nahm — durch Klagen, möchten sie auch gerecht sein, verbittern? Besser ist es, hier noch auf das verdienstliche Streben und die mehr oder minder bedeutenden Anlagen hinzudeuten, die uns in einigen neueren Schriftstellern und Schriftstellerinnen begegnen.

Ich nenne unter den Frauen nur Johanne Schopenhauer, deren Schrift über die altdeutschen Maler mir eine ganz besondere Freude bereitet hat, da sie größtentheils das leistet, was mir einst (vergl. den Schluß des ersten Buchs dieses Werks) vorschwebte, ohne daß ich hoffen durfte mir selbst bei der Ausführung zu genügen, die Verfasserin von Juliens Briefen, Lina Reinhardt u. s. w.; unter den Männern: von Auffenberg, Willibald Alexis, Castelli, von Eichendorff, Friedrich Jacobs, Ulrich Hegner, Heine, Hitzig (in seinem Lebensabrisse Werners strömt besonders am Schluß eine rein flammende Beredsamkeit), Immermann, Justinus Kerner, Wilhelm Müller (möge seine mit Geist und Fleiß besorgte Bibliothek des 17ten Jahrhunderts stets die ihr gebührende liebevolle Aufnahme finden), Raupach (möge er sein treffliches Talent nie mehr an die Schilderung solcher sternenlosen Nächte, denen auch der Stern der Sterne zu fehlen scheint, und die es deshalb nicht geben darf, verwenden. Es giebt eine Novelle von ihm, die sich wohl einer solchen Nacht vergleichen ließe), Trinius, Roos, van der Velde u. a. Gedenken wir dabei ferner so mancher werther Männer und Frauen (die auch in den Umrissen geschildert worden sind), so wie nicht minder einiger andern, die ich jetzt vielleicht nur um deswillen nicht nenne, weil ich sie noch nicht genugsam gelesen, — so wird auch für unsere Zeit der Trost siegreich erscheinen.

Wie aber könnte ich wohl dieses Buch am lehrreichsten und fröhlichsten schließen? ich glaube, indem ich abermals an Luther und Goethe erinnere. Möge denn hier des herrlichen Gottesmannes und hohen Helden kindlich einfachster Mahnung „an alle Menschen" gedacht werden, daß wer nicht liebe Wein, Weib, Gesang (woraus natürlich folgt, daß ein solcher — auch nicht liebe: Gott, die Menschen überhaupt und die Natur), ein Narr bleibe sein Lebelang. Das ist in der That ein treffliches Motto für jede reine Aesthetik und Literargeschichte, in welcher die Poesie als Kern des Lebens betrachtet wird. Es giebt hoffentlich recht Viele, die das ehrliche Lutherwort mit gutem Gewissen und wahrem Behagen aussprechen dürfen. — Endlich rufe unser theurer, wahrer und klarer Göthe uns noch einmal väterlich zu: „Uns vom Halben zu entwöhnen, und im Ganzen, Guten, Schönen, resolut zu leben." Auch dieses Wort wird gewiß auf gar manches reine Gewissen treffen, das sich sagen darf, dahin stets gestrebt zu haben. — Ist aber unser Leben erst also beschaffen, wie sollte dann jemals unsrer Literatur das Gute und Schöne fehlen können?

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstraße Nr. 18.